



Buch

Julie, Solveig und Mark, drei junge Naturwissenschaftler, reisen im Auftrag ihrer Universität für drei Monate in ein afrikanisches Land. Ihr Auftrag lautet, ein landwirtschaftliches Forschungsprojekt zu reorganisieren, das infolge eines Bürgerkrieges jahrelang brach gelegen hat. Darüber hinaus reizt die ambitionierten jungen Leute sowohl die Perspektive, innerhalb des Projektes wissenschaftlich tätig zu werden, als auch die von ihrer Universität ausgeschriebene Projektleiterstelle.

Zunächst sind die drei sowohl von ihrer gemeinsamen Aufgabe als auch von den ungeahnten Tücken des afrikanischen Alltags, der sie immer wieder vor neue Herausforderungen stellt, voll in Anspruch genommen, was das Trio rasch zusammenschweißt. Doch das Zusammenleben in dem projekteigenen Haus, ihrer „afrikanischen WG“, gestaltet sich nicht immer reibungslos.

Im Lauf ihres Aufenthalts entstehen neue Freundschaften mit einer Gruppe afrikanischer Studenten und einem dänischen Entwicklungshelfer, zugleich rücken zunehmend Eigeninteressen in den Mittelpunkt. Die gerade erst gewachsene und auf wackligen Füßen stehende Einheit droht zu bröckeln. Indes verschärfen erneut aufkeimende Unruhen die allgemeine Sicherheitslage im Land ...

*Wieder steig ich und wieder
in deinen Brunnen, holde Sage von einst,
höre fern deine goldnen Lieder,
wie du lachst, wie du träumst, wie du leise weinst.
Mahnend aus deiner Tiefe
flüstert das Zauberwort;
mir ist, ich sei trunken und schliefte,
und du riefest mir fort und fort ...*

(aus Hermann Hesse: aus „Die Märchen“)

Wie schön, wieder in Afrika zu sein! jubelte es in Solveig, als sie von Nairobis Jomo Kenyatta International Airport abhoben, um noch tiefer in den schwarzen Kontinent vorzudringen. Vom Ausblick durch das Fenster völlig in den Bann gezogen spürte sie ihr Herz vor freudiger Erregung heftig schlagen. Dennoch, tief in ihrem Innern fühlte sie zugleich auch etwas Befremdliches, Irritierendes, das sie bislang nicht von sich gekannt hatte und das ihre Vorfreude zu trüben versuchte: Ein leiser Hauch von Angst vor der eigenen Courage, der sich unangenehm in der Magengegend bemerkbar machte.

Jetzt mach dich bloß nicht verrückt, es wird schon alles klappen, sprach sie sich in Gedanken Mut zu und konzentrierte sich wieder auf die Aussicht. Eine derartige, geradezu verschwenderische Aneinanderreihung landschaftlicher Superlative war ihr noch nirgendwo zuvor begegnet: Schon kurz nach dem Start bot sich ein nahezu wolkenfreier Blick auf das Vulkanmassiv des Kilimanjaro, das sich majestätisch aus der Hochebene erhob. Nicht weit davon entfernt, etwas unspektakulärer zwar, jedoch nicht minder beeindruckend, ragte mit dem Mt. Meru ein weiterer Vertreter der höchsten Berge Afrikas aus der Savanne empor. Kurz darauf tauchte der Airbus in ein strahlend weißes, arktisch anmutendes Watte-Wolkenmeer ein, das immer wieder aufriss, um den Blick auf die trockenen, rot-braunen Farben Afrikas unter sich frei zu geben: Auf scheinbar endlos weite Ebenen und Savannenlandschaften, ausgetrocknete Flussbetten, Bergketten sowie auf die Seen und Vulkane des ostafrikanischen Rift Valleys. Schließlich löste sich die Wolkenschicht bis auf vereinzelte, kleine weiße Wölkchen auf, gerade rechtzeitig für einen Panoramablick auf den Lake Victoria mit seiner zerklüfteten Uferlinie und den zahllosen kleinen Inseln inmitten des strahlenden Blaus. Wie aus einem Traum gerissen zuckte Solveig erschrocken zusammen, als ihr von hinten jemand auf die Schulter tippte.

„Ich bin’s nur“, lachte Julie, die auf dem Fensterplatz hinter ihr saß und sich zu ihr vorgebeugt hatte. Nur widerwillig löste Solveig ihren Blick vom Fenster und wandte sich um.

„Was gibt’s?“

„Vorhin, das Rift Valley, der ostafrikanische Graben – hast du zufällig etwas zum Nachlesen über die Entstehungsgeschichte dabei?“

„Leider nicht im Handgepäck, aber vielleicht kann *ich* dir ja weiterhelfen?“ entgegnete Solveig und bemühte sich, ein wissendes Gesicht aufzusetzen. Die Fakten zum Rift Valley kannte sie praktisch im

Schlaf, angefangen von seiner Geologie und Morphologie über Flora und Fauna bis hin zu Einflüssen von Klima und Mensch. Wie Julie war sie eine frisch diplomierte Geografin und das tropische Afrika war ihr Spezialgebiet.

Eingebildete Kuh! Julie konnte sich gerade noch eine pampige Antwort verkneifen. Die Beherrschung nicht zu verlieren zählte nicht gerade zu ihren Stärken. Außerdem war sie sich ziemlich sicher, dass da eben eine gewisse Herablassung in Solveigs Stimme mitgeklungen hatte.

Cool bleiben, versuchte sie sich zu beruhigen, *wir sollten uns zumindest nicht gleich am ersten Tag in die Haare geraten*. Widerwillig schluckte sie ihre Verärgerung hinunter und formulierte äußerlich ungerührt ihre Frage, nicht ohne diese rasch noch um ein paar vermeintliche Tücken zu verkomplizieren. Doch der Schuss ging nach hinten los: Wie ein Spürhund, der gierig nach einem Köder schnappt, stürzte Solveig sich geradezu auf die Herausforderung und stimmte mit leuchtenden Augen und erhobener Stimme einen fachlichen Monolog an, dem Julie mit misstrauischem Interesse folgte.

Streber, dachte Mark, der hinter Julie saß und kurz zu den beiden Frauen aufgeblickt hatte, sich aber sogleich wieder dem Aktenordner zuwandte, der aufgeschlagen auf seinem Schoß lag. Gedankenverloren blätterte er durch Aufzeichnungen und Kopien, die er kurz vor Reisebeginn noch hastig zusammengestellt hatte. Zwar hatte ihn der Ausblick auf das Rift Valley auch geradezu überwältigt, doch beschäftigte ihn nun, wenige Stunden vor Erreichen ihres Ziels, vordringlich die Frage, was in den kommenden Monaten auf ihn, auf sie alle, zukommen würde.

„P.I.A.F. – *Projet d'intensification agro-forestière* – Ein landwirtschaftliches Forschungs- und Entwicklungsprojekt der Geografischen Institute der Universität Stuttgart in Kooperation mit der Nationaluniversität Kuranda.“

Der auffällige, rote Schriftzug inmitten der Schwarz-Weiß-Kopien sprang ihm geradezu ins Auge. Mechanisch nahm er die farbige Hochglanzbroschüre zur Hand, die lose zwischen den gehefteten Papieren lag, und betrachtete das Foto, das auf der Vorderseite abgebildet war. Die Aufnahme zeigte einen Steilhang, in welchen in regelmäßigen Abständen Anbauterrassen eingebettet waren. Auf einer dieser künstlich angelegten Terrassen mühte sich ein afrikanischer Bauer mit einem Ochsenpflug ab, mit dessen Hilfe er den rotbraunen Boden bearbeitete. Unterhalb der mit hohen Gräsern und jungen Obstbäumen bepflanzten Terrassenkante standen zwei bunt gekleidete Afrikanerinnen. Beide trugen Hacken über den Schultern und lachten fröhlich in die Kamera. Die Hügel im Hintergrund waren mit üppigem Grün überzogen und

vermittelten dem Betrachter einen Eindruck von Fruchtbarkeit und Überfluss.

Obgleich mit dem Inhalt der Broschüre längst vertraut, klappte Mark sie dennoch auf. Die erste Seite füllte ein kurzes Vorwort der beiden projektverantwortlichen Professoren der auf der Titelseite genannten Universitäten. Diesem folgte eine Chronologie der Entstehungsgeschichte von P.I.A.F., optisch ergänzt durch Fotos der Projektinfrastruktur: Landwirtschaftliche Versuchsflächen, eine Erosionsmessanlage, ein bodenkundliches Labor sowie zwei Wohnhäuser für die deutschen Mitarbeiter. Auf den Folgeseiten wurden die afrikanischen und deutschen Projektansprechpartner vorgestellt, dazu gab es einen Überblick über die in den vergangenen Jahren durchgeführten wissenschaftlichen Arbeiten. Die Broschüre schloss mit einem optimistischen Ausblick auf künftige Forschungen und die durch sie erhofften positiven Auswirkungen für die afrikanischen Kleinbauern.

Nachdenklich ließ er die Broschüre sinken und hob den Blick. Solveig hatte ihren Vortrag beendet und war nun in ein Zwiegespräch mit Julie vertieft. Ob dieses sich noch immer um die Entstehung des Rift Valleys drehte oder ob sie inzwischen zu einem anderen Thema übergegangen waren, ließ sich nicht heraushören, da sie mit gedämpften Stimmen sprachen.

Noch verband die drei wenig miteinander. Obwohl sie allesamt Geografen der Universität Stuttgart waren, hatten sie sich wenige Wochen zuvor noch nicht einmal vom Sehen her gekannt. Dazu war das Geografische Institut der Schwabenmetropole auch einfach zu groß und die fachlichen Spezialisierungsmöglichkeiten außergewöhnlich breit gefächert. Es hätte schon an ein Wunder gegrenzt, wenn sie sich in dem Wust von Vorlesungen, Ober-, Unter- und Spezialseminaren, großen und kleinen Exkursionen schon einmal über den Weg gelaufen wären, geschweige denn, sich näher kennen gelernt hätten.

Doch dies sollte sich jetzt schlagartig ändern. Denn dass sie nun so fern der Heimat im selben Flugzeug unterwegs waren, war kein Zufall: Im Auftrag der Universität reisten sie als junges Wissenschaftsteam einem gemeinsamen Ziel entgegen: Einem zentralafrikanischen Städtchen namens Kuranda, dessen geografische Lage selbst Solveig als Afrikaspezialistin vorzugsweise mit „in der Mitte von Nirgendwo“ umschrieb. Dort erwartete sie die Aufgabe, im Rahmen eines dreimonatigen Aufenthalts ein landwirtschaftliches Forschungs- und Entwicklungsprojekt namens P.I.A.F. zu reorganisieren, eben jenes

Projekt, das in der Broschüre vorgestellt wurde, die Mark noch immer in der Hand hielt.

Dieses alte Ding braucht dringend eine Überarbeitung. Vor allem, was das Personelle betrifft, so zynisch das auch klingen mag ..., dachte er. Jedes Mal, wenn er die Broschüre durchblätterte und die Vorstellung der afrikanischen Projektmitarbeiter sah, überkam ihn dasselbe, beklemmende Gefühl. Stets war ihm dann zumute, als spazierte er über einen Friedhof, als ginge er an einer Grabreihe entlang und studierte die ihm fremden Namen und Fotos auf den Kreuzen und Steinen. - Oder sollten die Frauen und Männer, über deren Verbleib seit Ende des Bürgerkriegs angeblich niemand etwas wusste, vielleicht doch nicht alle tot sein? Aber was war dann mit ihnen geschehen?

Doch das waren Fragen, auf die es hunderttausend-, wenn nicht gar millionenfach keine Antwort gab. Der schwere Bürgerkrieg, der vor zwei Jahren in dem afrikanischen Land ausgebrochen war und bis vor wenigen Monaten gewütet hatte, galt inzwischen offiziell als beendet. Das wirkliche Ausmaß der Geschehnisse drang jedoch erst allmählich ins Bewusstsein der Weltöffentlichkeit, nachdem sich endlich auch die breite Masse ausländischer Medienvertreter ins Land gewagt hatte, um heimische Wohnzimmer mit einer nicht enden wollenden Flut unfassbarer Berichte und Bilder zu überschwemmen: Von grausamen Massakern war da die Rede, in denen Hunderttausende unschuldiger Zivilisten einschließlich kleiner Kinder durch Macheten, Äxte und Maschinengewehre grausam verstümmelt oder hingerichtet worden waren. Die Fernsehnachrichten zeigten Bilder von Flüchtlingsströmen nie da gewesenem Ausmaßes in die Nachbarländer. Mit einem derartigen Szenario völlig überfordert konnten diese die notdürftige Grundversorgung der Menschen nur mit Unterstützung der Vereinten Nationen und internationaler Hilfsorganisationen bewerkstelligen, welche allerdings auch erst allmählich in Gang kam.

Auch an P.I.A.F., dem ehrgeizigen landwirtschaftlichen Forschungsprojekt, war der Krieg nicht spurlos vorbeigegangen. Die in der Anfangsphase des Projekts heraufbeschworenen rosaroten Zukunftsvisionen waren von der brutalen Realität eingeholt worden und wie Seifenblasen zerplatzt, das Projekt lag seit gut zwei Jahren im wahrsten Sinne des Wortes brach.

Wie sich nun nach offizieller Beendigung des Krieges die Situation vor Ort darstellte, konnte an der Universität Stuttgart derzeit niemand so recht beurteilen.

Die deutschen Wissenschaftler hatten das Land damals gerade noch Hals über Kopf vor der Schließung des Flughafens verlassen können. Seitdem waren Informationen nur äußerst zäh und spärlich geflossen, zumal an der Universität von Kuranda sämtliche elektronischen Kommunikationsmittel zerstört oder gestohlen worden waren und das öffentliche Telefonnetz infolge starker Beschädigungen nur wenige Stunden am Tag funktionierte.

So hatte man auf deutscher Seite erst vor kurzem durch einen knappen, formellen Brief aus Kuranda erfahren, dass nicht nur die dortige Universitätsleitung gewechselt, sondern dass es auch in Sachen P.I.A.F. personelle Veränderungen gegeben hatte. Zur Begründung war in dem Schreiben nur kurz erwähnt worden, dass der ehemalige Doyen¹ der landwirtschaftlichen Fakultät im Zusammenhang mit den „Unruhen“ im Gefängnis einsaß und auf sein Verfahren wartete, während sich der Leiter des bodenkundlichen Labors entweder im Exil befand oder womöglich im Krieg ums Leben gekommen war.

Der ehemalige Doyen, so hieß es weiter, war durch einen neuen Mann ersetzt worden. Die Stelle des Laborleiters hingegen war noch vakant und aus finanziellen Gründen nicht neu ausgeschrieben worden. Ob und wie die Projektarbeit künftig fortgesetzt würde blieb in dem Schreiben ebenso unerwähnt wie das Schicksal der weiteren afrikanischen Projektmitarbeiter, der Feldarbeiter der P.I.A.F.-Versuchsfelder und ihrer Vorarbeiterin Marie-Claire.

Demzufolge war man in Stuttgart vom Schlimmsten ausgegangen. Bis eines Tages völlig unverhofft ein Brief von Marie-Claire eingetroffen war. Auch sie hatte sich lediglich auf eine knappe, beinahe schon telegrammstilartige Aneinanderreihung von Fakten beschränkt, die in ihrer sachlichen Nüchternheit einem Kurztext für eine Nachrichtensendung glich. Ohne näher auf Persönliches oder gar auf Emotionales einzugehen hatte sie mitgeteilt, dass sie Kuranda während der „Unruhen“ (auch sie hatte diese verharmlosende Formulierung gewählt) hatte verlassen müssen und erst vor einigen Tagen zurückgekehrt war. Von den sechs Feldarbeitern habe sie bislang nur einen einzigen wieder angetroffen, die übrigen fünf galten samt ihren Familien als verschollen. Der neue Doyen habe sein Amt inzwischen angetreten und mache sich Gedanken über Neueinstellungen, da die Zeit der Aussaat bevorstand, wofür dringend ein Bepflanzungsplan für die Versuchsfelder benötigt wurde. Mehr hatte sie nicht geschrieben.

¹ Dekan

Nichtsdestotrotz war ihr Brief vom deutschen Projektleiter Professor Wienands und seinem Assistenten und Projektkoordinator Dr. Klaus Kaiser mit großer Erleichterung aufgenommen worden. Nicht allein die erfreuliche Nachricht, dass ihr während des Krieges nichts zugestoßen war, sondern vielmehr die von ihr erwähnten ersten Schritte in Richtung einer Weiterführung von P.I.A.F. ließ die deutsche Projektseite wieder Hoffnung schöpfen. Jetzt blieb nur noch zu wünschen, dass der neue Doyen ebenso wie sein Vorgänger, dessen Schicksal sie zutiefst schockiert hatte, an der Fortführung der Zusammenarbeit interessiert sein würde.

Sofort war ein mehrseitiges Antwortschreiben nach Kuranda aufgesetzt worden. Darin beglückwünschten Professor Wienands und Dr. Klaus Kaiser Marie-Claire zu ihrer unversehrten Rückkehr und fügten einen Plan mit detaillierten Anweisungen für die bevorstehende Aussaat auf den Versuchsfeldern bei. Darüber hinaus wurde mitgeteilt, dass man sich in Stuttgart auf Sofortmaßnahmen geeinigt hatte, um eine baldige Wiederaufnahme der Forschungsarbeiten zu ermöglichen. Dazu zählte zunächst die Entsendung dreier wissenschaftlicher Mitarbeiter, die das Projekt mit Hilfe von Geldern der Universität Stuttgart reorganisieren sollten. Des Weiteren würde die vakante Stelle mit einem deutschen, von der Universität Stuttgart bezahlten Wissenschaftler besetzt werden, der zugleich als Stellvertreter der deutschen Projektleitung fungieren sollte. Darüber hinaus wurde ein Termin für einen persönlichen Besuch von Wienands und Kaiser in Kuranda für Ende November in Aussicht gestellt, also knapp zwei Monate nach Ankunft der zuvor erwähnten wissenschaftlichen Mitarbeiter.

Und da waren sie nun unterwegs, die drei „Späher“, wie Julie es vor dem Abflug scherzend ausgedrückt hatte. Unterwegs in ein ihnen unbekanntes, afrikanisches Land, dessen Kriegswunden noch kaum verheilt waren, unterwegs mit dem Auftrag zur Reorganisation von P.I.A.F., dem ehemaligen Vorzeigeprojekt des Geografischen Instituts.

Mark legte die Broschüre zurück in den Ordner, klappte den Deckel zu und verstaute ihn in seinem Handgepäck. Julie und Solveig hatten ihre Unterhaltung inzwischen beendet. Beide saßen zurückgelehnt in ihren Sitzen und blickten schweigend zum Fenster hinaus. Die dritte und letzte Etappe ihrer Reise neigte sich allmählich ihrem Ende zu. Je näher sie ihrem Ziel kamen, desto beklommener wurde ihnen insgeheim zumute.

Was würde sie dort unten erwarten? Diese Frage, so oft im Voraus in Gedanken durchgespielt, aber auch mindestens so oft wieder verdrängt, war nun nicht mehr wegzudenken.

Bis dato war es ihnen nicht gelungen, sich eine objektive Vorstellung von dem Land zu machen, in dem sie nun drei Monate leben und arbeiten sollten. Immer wieder waren sie hin und her gerissen zwischen den wohlwollenden bis schwärmerischen Berichten Dr. Kaisers und Professor Wienands' von früheren Aufenthalten in Kuranda und den aktuellen Medienberichten, die ein gegensätzlicheres Bild nicht hätten zeichnen können.

„Eine Spazierfahrt wird das zum momentanen Zeitpunkt natürlich nicht werden“, hatte Klaus Kaiser vor ihrer Abreise zugegeben. „Aber Kuranda gilt wie der gesamte Süden des Landes inzwischen wieder als sicher. Seid also unbesorgt – aber dennoch bitte vorsichtig in allem, was ihr unternehmen werdet.“

Der Familien- und Freundeskreis von Julie, Solveig und Mark hatte auf ihr Vorhaben mit großer Sorge bis hin zu reinem Unverständnis reagiert. Kein normal denkender Mensch konnte doch derzeit freiwillig in ein solches Land reisen, so lautete die übereinstimmende Ansicht. Oder sollte ein derartiges „Himmelfahrtskommando“ von der Universität etwa so gut bezahlt werden, dass man einfach nicht nein sagen konnte (was jedoch keiner ernsthaft glauben konnte)?

Doch um Geld ging es den dreien mitnichten. Ihre tatsächlichen Motive waren am ehesten mit einem bunten Cocktail vergleichbar, der – zusammengemixt aus wissenschaftlichem Interesse, erhoffter fachlicher oder beruflicher Perspektive und einem guten Schuss Abenteuerlust – eine hochprozentige Mischung ergab, deren Genuss sämtliche Bedenken und Gegenargumente auf wohlthuende Weise ertränkte und ein angenehmes Hochgefühl hinterließ.

Julie, die mit richtigem Namen Juliane hieß, diesen jedoch nicht ausstehen konnte, war neunundzwanzig und seit erfolgreicher Beendigung ihres Geografiestudiums als wissenschaftliche Mitarbeiterin bei Professor Wienands tätig. Dieser hatte ihr bereits vor Beendigung ihrer Diplomarbeit signalisiert, dass er sie gerne als Doktorandin bei P.I.A.F. aufnehmen würde, falls sie zu promovieren gedenke. Insofern war es nicht verwunderlich, dass er ihr die Teilnahme an der Reorganisation des Projektes nahe gelegt hatte, und zwar in der Rolle der Teamleiterin. Dennoch hatte Julie gezögert. Bezüglich einer akademischen Laufbahn war sie nach wie vor unentschlossen. Der akademische Klüngel, in den sie während ihrer Tätigkeit bei Wienands Einblick erhalten hatte, stieß sie ab, ebenso die eindeutigen Avancen, die Klaus Kaiser ihr gegenüber an den Tag legte. Doch letzten Endes obsiegten doch Neugier und

Abenteuerlust. Die Chance auf eine solch interessante „Dienstreise“ durfte sie sich einfach nicht entgehen lassen. Und was eine akademische Laufbahn betraf – darüber konnte man ja immer noch nachdenken.

Im Gegensatz zu Julie verfolgte die ein Jahr jüngere Solveig mit dem Aufenthalt in Kuranda ein sehr genau definiertes Ziel. Seit Beendigung ihres Studiums war sie auf der Suche nach einer Möglichkeit, im Bereich der ökologischen Landwirtschaft in Afrika wissenschaftlich arbeiten zu können. Vor diesem Hintergrund war ihr eines Tages am schwarzen Brett des Geografischen Instituts die Ausschreibung für die stellvertretende Projektleitung bei P.I.A.F. aufgefallen. Sofort war sie zu Professor Wienands geeilt, der sich sichtlich erfreut über die rasche Resonanz auf seinen Aushang gezeigt hatte. Ihn von ihrer fachlichen Eignung zu überzeugen, war nicht schwierig gewesen: Ihr Diplomarbeitsthema passte exakt zu den bei P.I.A.F. durchgeführten Forschungsarbeiten, die den Nutzen ökologischer Anbaumethoden im Hinblick auf Bodenschutz und Erosionsbekämpfung zum Thema hatten. Umso enttäuschter war sie, als er im Verlauf des Gesprächs durchblicken ließ, dass es ihm mit der Besetzung der Stelle nicht sonderlich eilte. Stattdessen bot er ihr an, sich im Rahmen eines dreimonatigen Praktikums (wohl gemerkt: eines Praktikums, wie man es *während* des Studiums macht!) an der vordringlich anstehenden Reorganisation des Projektes zu beteiligen. Alles Weitere würde man daran anschließend besprechen. Dieses Angebot war in Solveigs Augen, gelinde ausgedrückt, eine Zumutung. Letztendlich aber war es wiederum besser als eine direkte Absage. Und wenn sie erst einmal vor Ort für das Projekt tätig sein würde, so malte sie es sich in Gedanken aus, wäre dies im Hinblick auf die Stellenausschreibung sicherlich ein unschlagbarer Vorteil. Also hatte sie zugestimmt, allerdings nicht, ohne Wienands noch ein kleines Zugeständnis abzurufen: Über ihre Bewerbung sollte bereits während Wienands' und Kaisers geplanten Besuchs in Kuranda entschieden werden.

Mark, der dritte im Bunde, war mit sechsundzwanzig Jahren das jüngste Teammitglied und hatte als einziger sein Studium noch nicht beendet. Die letzten Scheine des Hauptstudiums Geografie hatte er zwar bereits seit Monaten in der Tasche, doch seitdem war es ihm nicht gelungen, ein sowohl geeignetes als auch obendrein noch interessantes Thema für seine Diplomarbeit zu finden. Tatsächlich gestaltete sich die Suche weitaus schwieriger, als er gedacht hatte. Das Einzige, was er mit Sicherheit wusste, war, dass er „unbedingt etwas in Afrika“ machen wollte, obwohl (oder vielleicht auch gerade weil) er zuvor noch nie einen Fuß auf den afrikanischen Kontinent gesetzt hatte. Sein Problem dabei war, dass er

grundsätzlich jedem geografischen Thema gegenüber aufgeschlossen war – und da befand er sich auf einem weiten Feld: Von der Standortverteilung von Imbissständen in einer Stadt über die Durchführung von Korngrößenanalysen in Böden bis hin zur Darstellung der räumlichen Ausbreitung von Seuchen und Krankheiten konnte praktisch jedes Phänomen aus geografischer Perspektive betrachtet werden. So hatte er bergeweise Literatur gewälzt, zu unterschiedlichsten Sachverhalten recherchiert, um dann aus heiterem Himmel alles wieder über den Haufen zu werfen und von vorne zu beginnen, nicht ohne allmählich zu befürchten, dass die Vielseitigkeit des Faches Geografie ihm womöglich noch zum Verhängnis werden könnte. Diesem auf Dauer doch sehr unbefriedigenden Zustand wollte er nun ein Ende setzen, nicht zuletzt auf Drängen seiner Freundin Sabine. Zwar war diese alles andere als erfreut gewesen, als er ihr mitteilte, dass er in Sachen Diplomarbeit nach Afrika reisen wolle, noch dazu in Begleitung zweier Frauen, doch sein Plan stand fest und nichts in der Welt konnte ihn mehr davon abbringen. Er fühlte, dass er sich endlich auf dem richtigen Weg befand, und war fest entschlossen, alles dranzusetzen, um in Kuranda endlich „sein“ Thema zu finden.

Kurz nach Mittag setzte die Maschine zum Landeanflug auf den Flughafen der Hauptstadt an. Dort sollten Julie, Solveig und Mark von einem Mitarbeiter eines Partnerschaftsprojekts, welches das Land Baden-Württemberg mit dem afrikanischen Land unterhielt, abgeholt werden.

Die Landschaft unter ihnen hatte sich seit dem Überfliegen des Lake Victoria auffallend verändert: Die wüstenhaften, rot-braunen Savannenfarben waren einem fruchtbaren Grün gewichen, das von mäandrierenden, im Sonnenlicht glitzernden Flüssen durchzogen war. Parallel dazu hatten sanft geschwungene Hügel die hohen Vulkane und schroffen Gebirgshänge des ostafrikanischen Grabensystems abgelöst. Im Landeanflug entpuppte sich die zuvor so einheitlich wirkende Grüntönung der Hügellandschaft als ein wirres Mosaik kleinster landwirtschaftlicher Kulturflächen, die von einem dichten Wegenetz aus rotbraunen Pfaden und Pisten durchzogen waren.

Die Maschine sank tiefer und tiefer, bald waren einzelne Häuser, Bananenpflanzungen und Menschen erkennbar, jedoch keine Spur von einer Hauptstadt oder dem, was die drei sich darunter vorstellten. Verwirrt drehte Solveig sich zu Julie um, die gleichfalls noch keine Spur urbanen Lebens entdeckt zu haben schien, und einen Blick aus dem Fenster auf der gegenüberliegenden Seite zu erhaschen versuchte.

Mark hatte seine Digitalkamera ausgepackt und versuchte sich in Luftbildaufnahmen, war von den Ergebnissen jedoch nur mäßig begeistert. Er war es schließlich, dem als erster die autobahnähnliche, vierspurige Teerstraße auffiel, die sich wie ein riesiger, grauer Fremdkörper durch die grüne Landschaft fraß.

Nicht gerade viele Vorboten einer Hauptstadt, dachte er und ließ die Kamera in den Schoß sinken. Eine Asphaltstraße, mäßiger Autoverkehr, hm, langsam auch mehr und mehr Steinhäuser zu beiden Straßenseiten – na ja, lassen wir uns überraschen. Irgendwas mit Luftbilddauswertung könnte übrigens auch ein interessantes Diplomarbeitsthema sein, wäre doch bestimmt gut mit Bodenerosion zu kombinieren

...

Nervös kaute Julie auf ihrem Daumennagel. Hoffentlich klappt unsere Planung und wir werden dort unten tatsächlich von einem Mitarbeiter des Partnerschaftsprojekts erwartet. Und dann mal schauen, wie es weiter geht. Wann wir nach Kuranda weiter fahren können und vor allem: Womit?

Nach der angenehmen Temperatur im Flugzeuginnern empfing sie beim Aussteigen drückende, feuchte Hitze, die dafür sorgte, dass ihnen schon auf dem kurzen Fußweg über das Rollfeld der Schweiß ausbrach. Dazu blendete sie eine gleißende Helligkeit, an die sich ihre Augen erst würden gewöhnen müssen. Mit zusammengekniffenen Lidern blinzelten sie wie Neugeborene in ihre neue, fremde Umgebung, um ihre Blicke sofort wieder demütig zu senken.

Rasch wechselten sie in das Flughafengebäude hinüber, einem tristen Gebäudekomplex im Siebziger-Jahre-Baustil, in dessen Innern es zu ihrem Bedauern kaum kühler war als draußen, dafür umso stickiger. Eine Gruppe Afrikaner musterte die Neuankömmlinge mit gelangweilten Blicken. Einige von ihnen trugen Uniformen, die ihre Zugehörigkeit zur Passkontrolle verrieten. Die übrigen waren in zivil, so dass ihre Funktion nicht erkennbar war. Ähnlich verhielt es sich mit dem anwesenden Militär, pubertierenden Jungen mit oder ohne Kampfanzug, von denen einige stolz ihre Maschinengewehre präsentierten, und von denen man weder wusste, was genau sie von den Neuankömmlingen wollten, noch, wie weit ihre Machtbefugnisse gingen.

Wie sich nach einer ermüdenden Prozedur der Passkontrolle, die ihre Reisepässe um einen nahezu unleserlichen Stempelabdruck bereicherte, herausstellte, sprach keiner der Soldaten auch nur ein Wort Französisch oder Englisch. Trotz dieser Sprachbarriere wurde schnell klar, dass ihr Gepäck, das hinter der Passkontrolle bereits auf sie wartete, näher inspiziert werden sollte. Seufzend verdrehte Julie die Augen, als sie dem

etwa vierzehnjährigen Jungen in Tarnuniform den Rücken zudrehte, öffnete aber gehorsam die Notebooktasche, auf die der Kindersoldat zuvor mit der Mündung seiner Waffe gezeigt hatte. Solveig und Mark schluckten. Erst jetzt wurde ihnen bewusst, wo sie sich befanden und was es bedeutete, als Fremder ein Land zu betreten, das gerade einen Krieg hinter sich hatte, die Sprache der Einheimischen nicht zu beherrschen und sich hilflos fremdem Militär ausgeliefert zu fühlen. Ein weiterer Koffer musste geöffnet werden, der Fachliteratur und Papierrollen für das Niederschlagsmessgerät auf den Versuchsfeldern enthielt. Der Kindersoldat begutachtete die Rollen mit zur Schau gestellter, fachmännischer Miene und bedeutete den dreien nach einer ihm angemessenen Weile, dass sie passieren konnten.

Erleichtert nahmen sie ihr Gepäck auf und begaben sich in die Ankunftshalle. Kaum hatten sie diese betreten, waren sie auch schon von einer Horde ärmlich gekleideter Taxi- und Hotel-Schlepper umzingelt. In einem Kauderwelsch aus Französisch, Englisch und einer ihnen unbekanntem Sprache redeten die Männer lautstark auf ihre Opfer ein. Dabei entstand ein unangenehmes Geschubse und Gedränge, in dem die drei alle Mühe hatten, ihr Gepäck zusammen zu halten und sich nicht von einem der Männer, die fortwährend nach ihren Schultern und Armen griffen, fortziehen zu lassen.

„Schaut mal, dort drüben“, raunte Mark den beiden Frauen zu und wies mit dem Kopf in Richtung eines abseits stehenden, auffällig großen, schlanken Afrikaners, der ein Pappschild mit der Aufschrift „P.I.A.F. – Karibu²“ vor der Brust hielt. Keine Frage, das war „ihr“ Mann vom Partnerschaftsprojekt.

Mühsam bahnten sie sich einen Weg durch den Pulk, bis die Männer endlich einsahen, dass sie nicht ins Geschäft kommen würden, und resigniert von ihnen abließen.

Der junge Mann mit dem Schild lächelte ihnen mit einem seltsamen, halbseitigen Grinsen zu. Die starr gebliebene Gesichtshälfte war von einer wulstigen Narbe entstellt, die vom Jochbein bis zum Unterkiefer verlief, deren Anblick Julie innerlich erschauern ließ. Er stellte sich als Maurice vor und hieß sie in fließendem, afrikanisch geprägtem Französisch im Namen des Partnerschaftsprojektes willkommen.

Ein Glück, die erste Hürde ist genommen, atmete Julie insgeheim auf.

Sie folgten ihm hinaus in die flirrende afrikanische Hitze zu einem auf dem nahezu leeren Parkplatz abgestellten weißen Pickup, auf dessen

² Swahili: Willkommen

Vordertüren das Landeswappen Baden-Württembergs mit dem Schriftzug „Bureau du Jumelage³“ prangte.

Während der Fahrt auf der neuen, breiten Ausfallstraße, die sie vom Flugzeug aus gesehen hatten, entschuldigte Maurice sich für seine aufdringlichen Landsleute, die sie am Flughafen bedrängt hatten. Doch schon im nächsten Atemzug relativierte er ihr Gebaren, indem er erklärte, dass sie arme, einfache Leute seien, die sich lediglich ein paar Francs dazuverdienen wollten.

Mangels richtiger Gesprächsthemen plauderten sie ein wenig über das Wetter und Julie, Solveig und Mark waren froh, als sie nach kurzer Zeit das Hotel erreichten, das der Leiter des Partnerschaftsprojekts, ein gewisser Herr Löffler, für sie gebucht hatte. Es entpuppte sich als eine kleine Herberge der presbyterianischen Kirche in einem ruhigen, grünen Wohnviertel. Das einstöckige Gebäude war von einem weitläufigen Garten umgeben, dessen farbenfroh blühende Sträucher die Luft mit einem süßlichen Aroma erfüllten. Zunächst aber freuten sie sich auf eine erfrischende Dusche mit anschließendem Kleiderwechsel und auf ein eisgekühltes Getränk. Doch dazu sollte es zunächst nicht kommen, denn Maurice drängte darauf, sie umgehend ins Partnerschaftsbüro zu bringen, wo Herr Löffler sie bereits erwartete. So blieb ihnen gerade einmal Zeit, um einzuchecken, das Gepäck auf ihre Zimmer zu bringen und sich notdürftig frisch zu machen, bevor die Fahrt auch schon weiter ging.

Auf einer stark befahrenen, holprigen Straße, die zunächst steil anstieg, um dann in mehreren Serpentinaen wieder abzufallen und kurz darauf den nächsten Hang zu erklimmen, umrundeten sie das Stadtzentrum. Unterwegs gab es allerhand zu sehen, insbesondere für Mark, der als einziger noch nie in einem afrikanischen Land gewesen war. Immer wieder zeigte er hierhin und dorthin, kommentierte das Gesehene und stellte Fragen in den Raum, die er sich spontan nicht selbst beantworten konnte. Julie und Solveig, die beide im Rahmen ihrer Diplomarbeiten bereits in Afrika gewesen waren, konkurrierten – bewusst oder unbewusst – miteinander um die zutreffendsten Antworten. Dabei gaben sie sich gesetzt wie alte Veteraninnen und bemerkten in ihrem Eifer nicht, wie Maurice Mark im Rückspiegel immer wieder halbseitig grinsend zuzwinkerte.

Neben unzähligen PKW, rußenden Lastwagen und Kleinbussen japanischen oder französischen Fabrikats, die hupend durch die engen Kurven und Verkehrskreisel navigierten, waren trotz der Mittagshitze

³ Partnerschaftsbüro

auch unzählige Fahrradfahrer und Fußgänger unterwegs, die teils enorme Lasten mit sich führten: Riesige, prall gefüllte Körbe, bunte Kanister und Plastiktonnen, aus denen hier und da undefinierbare Flüssigkeiten schwappten, dicke Plastiksäcke oder ganze Bananenstauden wurden auf Gepäckträgern, Sackkarren oder auf dem Kopf transportiert. Und als wäre dies noch nicht genug, trug so manche Frau auch noch ihr Baby in einem bunt gemusterten Tragetuch auf dem Rücken.

Die Gehwege zu beiden Seiten der Straße waren nicht durchgehend asphaltiert und gaben streckenweise allenfalls bessere Trampelpfade ab. Vereinzelt gähnten ihnen am Straßenrand die dunklen Mäuler offen liegender Kanalschächte entgegen, die einem unaufmerksamen Fahrer oder Fußgänger leicht zur bösen Falle werden konnten. Zwischen den Häusern, bei denen es sich um eine schier endlose Aneinanderreihung kleiner Einzelhandelsgeschäfte für Bau- und Handwerksmaterialien sowie für Maschinenersatzteile handelte, schwelten in unansehnlichen Müllhaufen kleine Brände vor sich hin. Nur wenige Schritte davon entfernt saßen Verkäufer hinter improvisierten Ständen am Straßenrand und boten den hungrigen Passanten gerösteten Mais, Cassava⁴ oder Erdnüsse an. Passend zur Umgebung roch es nach einer Mischung aus Autoabgasen, ungeklärten Abwässern und verbranntem oder verrottenden Müll. Zu gerne hätten Julie, Solveig und Mark die Fenster des Wagens geschlossen. Doch da die Klimaanlage nicht funktionierte, zogen sie es vor, sich kurzzeitig dem Gestank der Straße auszusetzen, den der warme Fahrtwind ins Wageninnere blies, als in der drückenden Hitze des geschlossenen Autos zu ersticken.

Nach dem vierten Hügel bogen sie in eine kaum befahrene Nebenstraße und gelangten in ein von Botschaften, Konsulaten und Büros internationaler Organisationen geprägtes Stadtviertel. Zu aller Erleichterung wurde der unangenehme Geruch schlagartig vom Duft blühender Alleebäume abgelöst, die reichlich Schatten spendeten und das Klima erträglicher machten.

„Wir sind da“, verkündete Maurice nach wenigen hundert Metern und hielt hupend vor einem hohen, eisernen Tor, auf dessen Front der gleiche Aufkleber prangte wie auf den Türen des Pickups. Kurz darauf wurde von innen geöffnet und sie fuhren auf ein von hohen Bäumen eingerahmtes Grundstück. Vor einem ebenerdigen Gebäude, dem eine schmale, überdachte Holzveranda vorgebaut war, hielten sie.

Wie die drei bereits von Professor Wienands und Klaus Kaiser wussten, bestand das von Herrn Löffler geleitete Partnerschaftsprojekt des Landes

⁴ Stärkereiche Wurzelknollen

Baden-Württemberg inzwischen seit über fünfzehn Jahren und diente der Förderung von Einrichtungen des Bildungswesens auf kommunaler Ebene. Das Bureau du Jumelage respektive das Ehepaar Löffler stellte für das häufig wechselnde deutsche Wissenschaftspersonal von P.I.A.F. seit Jahren schon einen wichtigen Anlaufpunkt für organisatorische Belange und zugleich eine wertvolle Hilfe in allen Fragen, die das Leben im Land betrafen, dar.

Maurice wies ihnen den Eingang zum Büro, aus welchem ihnen auch schon ein sympathisch wirkender Endvierziger freundlich lächelnd entgegenkam. Herr Löffler hieß Julie, Solveig und Mark herzlich willkommen, begrüßte sie mit festem Händedruck und erkundigte sich höflich nach ihrem Flug und ob ihnen das von ihm gebuchte Hotel zusagte.

„Es freut mich wirklich außerordentlich, dass Sie sich bereit erklärt haben, hierher zu kommen, um das Projekt wieder ans Laufen zu bringen“, sagte er mit unterdrücktem schwäbischem Akzent, als er sie ins Innere des Gebäudes führte. „Es wäre jammerschade, wenn P.I.A.F. ausgerechnet jetzt eingestellt werden müsste, wo doch gerade mal die ersten Doktorarbeiten von Klaus Kaiser und Uwe Wöhner und einige Diplomarbeiten afrikanischer Studenten vorliegen.“

Mit ausladender Geste deutete er auf vier um einen runden Tisch gruppierte Korbsessel. „Nehmen Sie Platz und nehmen Sie sich zu trinken, es ist furchtbar heiß heute.“

Während sie sich setzten und Mark der Aufforderung nachkam und aus einer gläsernen Karaffe Wasser in die bereit stehenden Gläser schenkte, fuhr er fort: „Ich bin davon überzeugt, dass P.I.A.F. künftig viel zur Optimierung der kleinbäuerlichen Landwirtschaft dieses Landes beitragen kann – vor allem jetzt, wo der Krieg zu Ende ist und die Probleme immens sind: Wenn sie nach Kuranda fahren, wird Ihnen unterwegs auffallen, dass viele landwirtschaftliche Flächen brach liegen, achten Sie mal darauf. Das liegt einerseits und traurigerweise an den zahlreichen Menschenleben, die dieser Krieg gekostet hat, andererseits aber auch an der großen Zahl derer, die fliehen mussten und erst nach und nach wieder zurückkehren. Viele Flüchtlinge müssen bei ihrer Rückkehr dann auch noch feststellen, dass ihre Felder verwüstet und ihre Häuser zerstört oder geplündert worden sind, wenn sie nicht inzwischen von anderen Heimkehrern in Beschlag genommen wurden – übrigens ist das auch das Schicksal eines der beiden P.I.A.F.-Projekthäuser, wie ich erfahren habe ...“

Die drei sahen ihn mit großen Augen an.

„Der neue Doyen, Professor Wekesa, ließ mir gestern mitteilen, dass ich Sie bezüglich eines der Projekthäuser vorwarnen sollte“, erklärte Löffler. „Während des Krieges hat sich dort wohl eine Flüchtlingsfamilie eingenistet, die sich weigert, das Haus wieder zu verlassen. Monsieur Wekesa bleibt jetzt nichts anderes übrig, als im Namen der Universität eine Räumung zu erwirken. Dieses Grundstück sollten Sie vorerst besser nicht betreten. Die letzte Abordnung der Universität wurde angeblich mit Steinwürfen von den Hausbesetzern begrüßt. Halten Sie in dieser Angelegenheit also besser den Ball flach, das wird auf gerichtlichem Wege geregelt werden. Der Doyen wird Ihnen dazu sicher mehr sagen können. Mich hat er eigentlich nur am Rande informiert – womöglich, damit nicht er selbst der Überbringer dieser Hiobsbotschaft sein muss ...“

Er lächelte und trank einen Schluck Wasser. „Doch zurück zum Eigentlichen – was hatte ich sagen wollen?“ Er überlegte kurz mit geschlossenen Augen, fand den roten Faden jedoch sofort wieder:

„Sie können sich vorstellen, dass derartige Vorkommnisse in eine riesige Flut juristischer Streitereien münden, die sich endlos hinziehen können, denn leider gibt es auch nicht mehr viele Juristen im Land. Und die wenigen Verbliebenen sind jetzt natürlich völlig überlastet, allein schon mit den vielen Inhaftierten, die aller möglichen Kriegsverbrechen beschuldigt werden.“ Er senkte seine Stimme und sprach stockend weiter: „Sie wissen ja, in diesem Krieg sind ... grausame Dinge geschehen ... entsetzliche Dinge ...“, er wischte sich mit einem Taschentuch den Schweiß von der Stirn und leerte sein Glas. „Unbescholtene Bauern griffen da zu ihren Hacken und Pangas⁵ – allerdings nicht, um ihre Felder zu bearbeiten ... Hunderttausende Männer, Frauen und Kinder ...“ Er ließ den Satz unvollendet und schnäuzte sich geräuschvoll in das Tuch, mit dem er sich zuvor den Schweiß abgewischt hatte.

Keiner sprach ein Wort. Die einzig vernehmbaren Geräusche waren das monotone Surren des Ventilators über ihren Köpfen und entferntes Vogelgezwitscher, das durch das geöffnete Fenster gedämpft zu ihnen herein drang. Die schwüle Hitze, so empfand es Solveig, schien auf einmal wie ein großes Leichentuch über dem Zimmer zu liegen, das sich immer enger um sie schloss und gleichsam jegliches Geräusch zu ersticken drohte. Sie wollte gerade zu einer Frage ansetzen, um diese unangenehme Stille zu durchbrechen, als Herr Löffler, inzwischen wieder ganz gefasst, fortfuhr:

„Die Situation in den Gefängnissen ist katastrophal. Inzwischen sind alle hoffnungslos überfüllt mit Männern und Frauen, ja, sogar mit Kindern,

⁵ Macheten

denen zum Teil grausame Kriegsverbrechen vorgeworfen werden und die schon monatelang unter menschenunwürdigen Bedingungen auf die Aufnahme ihres Prozesses warten. Darunter übrigens auch der ehemalige Doyen der faculté d'agronomie, wie Sie sicherlich wissen. Jedenfalls, um zum eigentlichen Punkt zurück zu kommen: Das Hauptproblem derzeit ist, dass die Nahrungsmittelproduktion aus den genannten Gründen noch weit unter dem Vorkriegsniveau liegt und dieses ohne Unterstützung von außen nicht so schnell wieder erreichen wird. Hinzu kommt, dass der Großteil der Viehbestände des Landes den Krieg nicht überlebt hat, da sich sowohl Militär als auch Milizen an dem Frischfleisch bedient haben. Es droht dem Land nun also bei allem Elend auch noch eine Hungerkatastrophe. Kurzfristig kann diese zwar durch Nahrungsmittelhilfe aus dem Ausland verhindert werden, doch parallel dazu müssen jetzt schon mittel- und langfristig angelegte Programme anlaufen, damit die einheimischen Bauern baldmöglichst wieder aus eigener Kraft die Bevölkerung mit Nahrungsmitteln versorgen können.“

Er sah sie an und Julie, Solveig und Mark nickten zustimmend. Die Hitze lastete drückend auf ihnen. Zwar gab der Ventilator sein Bestes, wirkte jedoch lediglich wie ein großer Heißluftfön.

„Um dieses Ziel zu erreichen, kann P.I.A.F. meiner Einschätzung nach – und Professor Wienands und Dr. Kaiser sehen das ebenso – für die Kleinbauern von Kuranda einen wertvollen Beitrag leisten“, sprach Löffler weiter. „Denn was diese jetzt dringend benötigen sind keine teuren Agrarinvestitionen wie etwa tonnenweise Mineraldünger, den sie sich ohnehin nicht leisten können. Nein, was sie wirklich brauchen sind kostengünstige Alternativen, um ihre Produktivität nachhaltig zu steigern – und genau daran muss P.I.A.F. weiter forschen. Ich war übrigens vorletzter Woche selbst in Kuranda und habe kurz mit dem neuen Doyen sprechen können. Ich will Ihnen nichts vorweg nehmen, sprechen Sie selbst mit ihm. Aber sehen Sie zu, dass Professor Wienands sich baldmöglichst vor Ort blicken lässt, denn eine Verzögerung seines Besuchs käme dort überhaupt nicht gut an, so zumindest mein persönlicher Eindruck. Wissen Sie“, fügte er erklärend hinzu, „diese neuen Leute dort unten sind ein bisschen heikel: Sie sind durch Umstände an ihre jetzigen Posten gelangt, die alles andere als erfreulich sind, und haben aus diesem Grund gegen gewisse Vorbehalte anzukämpfen. Die fühlen sich schnell nicht anerkannt und sind dann sehr rasch beleidigt, da sollte man wirklich vorsichtig sein. Aber –“, schloss er optimistisch, „wenn man mit ein wenig Fingerspitzengefühl und gutem Willen an die

Sache herangeht, so denke ich, wird es mit den Herren keine Probleme geben und P.I.A.F. wird weiterlaufen können wie zuvor.“

Erneut tupfte er sich den Schweiß von der Stirn. Doch auch den dreien erging es nicht besser: Gierig leerte Julie ein weiteres Glas Wasser während Solveig sich mit ihrem Notizblock Luft zufächelte und Mark die oberen beiden Knöpfe seines Hemdes öffnete. Ihre Gesichter waren von der Hitze gerötet und glänzten feucht.

„Ich hätte da mal eine ganz allgemeine Frage“, durchbrach Mark die sich erneut über sie legende Stille. „Kann man denn sagen, wie es generell mit der Sicherheit im Land aussieht? Ich meine, ist der Krieg wirklich vorüber und kann man sich gefahrlos überall frei bewegen?“

„Schwierig zu sagen“, entgegnete der Leiter des Partnerschaftsbüros. „Tatsächlich kann man diese Frage nicht pauschal beantworten. Sagen wir einmal so: Das Land gleicht momentan in dieser Hinsicht – bildlich gesprochen natürlich – einem Leopardenfell: Auf dem einen Flecken sieht die Lage so aus, am nächsten stellt sich alles wieder ganz anders dar. Die politische Lage ist einfach noch äußerst instabil. Die Macht liegt in den Händen einer kleinen, schwer berechenbaren Clique um das Militär, welches das gesamte öffentliche Leben dominiert, trotzdem aber nicht vollständig Herr der Lage ist – auch wenn das immer wieder gerne behauptet wird. Der Norden ist mit Sicherheit absolute No-go-area⁶, ebenso der Westen, zumindest was die Regenwaldgebiete betrifft. Dort sollen sich überall noch Milizen versteckt halten, die sich standhaft weigern, ihre Waffen niederzulegen. In diesen Gebieten kommt es nach wie vor zu Überfällen auf öffentliche Einrichtungen und Institutionen, teilweise auch auf Privathäuser. Morde an Vertretern der öffentlichen Administration sind keine Seltenheit. Sehr beliebt sind auch nächtliche Angriffe auf Gefängnisse, um Gleichgesinnte zu befreien. Erst letzte Woche wurden bei solch einem Überfall an der nördlichen Landesgrenze über fünfzig Häftlinge befreit. Es kam zu Schießereien mit Polizei und Armee, Häuser wurden in Brand gesteckt und es gab zahlreiche Tote und Verletzte, darunter auch unbeteiligte Zivilisten. Nein, von einem wirklichen Ende der Unruhen kann man vielerorts nicht gerade sprechen. – Aber machen Sie sich keine Sorgen“, beschwichtigte er, als er ihre erschrockenen Gesichter sah. „Das findet alles wie gesagt nur im Norden und in Teilen des Westens statt. Andernorts hat die Armee tatsächlich alles unter Kontrolle, Kuranda eingeschlossen.“

„Mal eine ganz andere Frage“, unterbrach Julie, der bei Löfflers Ausführungen etwas unbehaglich zumute geworden war. „Wie sieht es

⁶ Sperrgebiet

eigentlich mit dem Projektauto aus, das uns zur Verfügung stehen soll? Mein letzter Stand ist, dass Klaus Kaiser einen Gebrauchtwagen per Schiff hierher geschickt hat. Ist der inzwischen eingetroffen?“

„Das Auto, aber sicher“, entfuhr es Löffler, offensichtlich erstaunt über diesen plötzlichen Themenwechsel. „Ohne fahrbaren Untersatz werden sie es natürlich schwierig haben, nach Kuranda zu gelangen, nicht wahr?“ Er lächelte leicht säuerlich. „Leider muss ich Ihnen dazu sagen, dass es unerwartete Schwierigkeiten gegeben hat ...“ Er zögerte kurz, wie um seine Worte wirken zu lassen, und fuhr dann leicht verstimmt – sei es wegen der von ihm angesprochenen Schwierigkeiten oder infolge des abrupten Themenwechsels – fort: „Klaus Kaiser wollte, wie Sie wissen, eine schnelle und unbürokratische Lösung, die möglichst auch kostengünstig sein sollte. Sein ursprünglicher Plan, der Universität von Kuranda sein damaliges Projektauto als Schenkung für P.I.A.F. zu überlassen, um dadurch sowohl die Kosten für die Neuanschaffung eines Wagens als auch um Zollkosten zu sparen, ließ sich leider nicht realisieren. Zwar steht das Auto inzwischen tatsächlich beim hiesigen Zoll, die Universität Kuranda hat das Angebot aber bedauerlicherweise abgelehnt ...“, er machte eine Pause, „... der Wagen ist ihnen zu alt.“

Verblüfft blickten ihn die drei an. „Zu alt?“ wiederholte Julie ungläubig. „Die Uni hier bekommt ein Auto geschenkt und sagt, es sei ihnen zu alt?“

„Sieht ganz so aus“, gab Löffler achselzuckend zu. „Aber daran können Sie schon sehen, dass die interuniversitären Beziehungen seit dem Wechsel der Ansprechpartner an der Universität von Kuranda etwas angespannt sind. Ich persönlich habe den Eindruck, man fühlt sich von der deutschen Projektseite ein wenig bevormundet und an die Wand gedrängt ... Doch zurück zu ihrem Autoproblem: Ich werde mich um Klaus Kaisers Auto kümmern und lasse die Schenkung auf das Bureau du Jumelage umschreiben. Auf diese Weise bekommen wir es aus dem Zoll heraus – was jedoch nicht heißen muss, dass Sie den Wagen in der kurzen Dauer Ihres Aufenthalts hier im Land überhaupt noch zu Gesicht bekommen werden. Die hiesige Bürokratie ist nämlich eine äußerst zähe Angelegenheit ... Wir müssen also nach Alternativen suchen und ich hätte dazu einen Vorschlag: Ganz unverhofft ist kürzlich eines der alten P.I.A.F.-Projektautos wieder aufgetaucht, ein Toyota Hilux Geländewagen – Allrad, Viertürer, breite Rückbank, große Ladefläche. Sehr gutes Auto eigentlich, hat nur leider etwas gelitten, als der letzte Trupp aus Deutschland das Land überstürzt verlassen musste ... Aus diesem Grunde war der Wagen auch fast zwei Jahre lang verschollen, denn niemand wusste im Nachhinein genau zu sagen, wo sie ihn auf ihrer Flucht

abgestellt hatten. Die Polizei hat ihn kürzlich zufällig aufgespürt und an den Aufklebern direkt erkannt, dass er zu unserem Partnerschaftsprojekt gehört, das im Land ja bestens bekannt ist. So hatten wir also das unverhoffte Glück, den Wagen doch noch wieder zu bekommen. Diesen Toyota sollten wir also auf jeden Fall wieder flott machen. Darum würde ich Sie bitten, das Auto, das ich Ihnen gleich zeigen werde, in eine Werkstatt zu bringen. Ich kann Ihnen einen Mechaniker empfehlen, muss Sie aber vorwarnen: So eine Reparatur wird nicht von heute auf morgen geschehen können und auch nicht gerade günstig sein. In diesem Land mangelt es zurzeit einfach an fast allem.“

Als er ihre Enttäuschung bemerkte, beeilte er sich hinzuzufügen: „Aber machen Sie sich keine Sorgen, ich kann Ihnen für die Zwischenzeit eines unserer Projektautos überlassen, das momentan nicht dringend benötigt wird. Dann könnten Sie morgen schon nach Kuranda weiter fahren, falls Sie das gerne möchten. Wären Sie mit diesem Vorschlag einverstanden?“

Die Mienen der drei hellten sich schlagartig auf und sie nahmen das Angebot dankbar an – das sah ganz nach Glück im Unglück aus! Nur Julie schaute noch etwas skeptisch drein, da sie an das begrenzte Budget dachte, das ihnen für die Reorganisation des Projektes zur Verfügung stand, und das durch diese unvorhergesehene Autoreparatur schon gleich zu Beginn ihres Aufenthalts außerplanmäßig angebrochen werden musste. Doch es half alles nichts, sie hatten keine andere Wahl, wenn sie so bald wie möglich in Kuranda ankommen und ihre Arbeit aufnehmen wollten. Und das wollten sie unbedingt, schließlich drängte die Zeit bezüglich der Aussaat auf den Versuchsfeldern. Sie beschloss, nach Möglichkeit am Abend noch ein Fax an Klaus Kaiser zu senden, um ihn von der veränderten Ausgangslage mit der außerplanmäßigen Autoreparatur und dem besetzten Haus zu informieren.

Erleichtert, den stickigen Raum endlich verlassen zu können, folgten sie Herrn Löffler hinaus ins Freie, wo das Klima jedoch kaum angenehmer war. Er führte sie auf einen Hinterhof, der an einen kleinen Gebrauchtwagenhandel erinnerte: Mehrere Geländewagen sowie ein alter Mercedes waren auf engstem Raum abgestellt, die meisten davon augenscheinlich in bedenklichem bis schlechtem Zustand – mit Ausnahme des Mercedes, der offensichtlich liebevoll gepflegt wurde.

„Mein kleines Hobby“, erklärte Löffler in einer Mischung aus Verlegenheit und Stolz und strich mit der Hand über die in der Sonne glänzende Heckflosse. „Ein Wunder, dass er den Krieg unbeschadet überstanden hat. Er stand die ganze Zeit über unter einer Plane inmitten von allerhand Gerümpel in dem kleinen Holzschuppen dort drüben. So

gesehen hat er mehr Glück gehabt als so mancher Mensch in diesem Land ... Wie Sie sich denken können waren Militär und Milizen nicht gerade zimperlich und haben dort, wo sie eingefallen sind, alles mitgehen lassen, was nicht niet- und nagelfest war. Den Rest haben sie oft einfach mutwillig zerstört. Machen Sie sich also auf was gefasst, wenn Sie ihr Projekthaus in Kuranda inspizieren werden – wohnen werden Sie da jedenfalls anfangs nicht können!“

Die drei wechselten besorgte Blicke. Irgendwie stellten sich die Gegebenheiten vor Ort allesamt etwas anders dar, als ihnen seitens Wienands und Kaisers suggeriert worden war. Eigentlich waren sie davon ausgegangen, gleich bei ihrer Ankunft in Kuranda eines der projekteigenen Häuser beziehen zu können. Davon, dass eines bereits von vorneherein wegen Hausbesetzung ausschied und das andere sich in unbewohnbarem Zustand befand, war in den Vorbesprechungen keine Rede gewesen. Entweder lag es an dem zähen Informationsfluss, dass diese Nachrichten nicht mehr rechtzeitig bis Stuttgart durchgedrungen waren, oder der neue Doyen zog es vor, schlechte Nachrichten so lange wie möglich hinterm Berg zu halten. Wenn es sich bewahrheiten sollte, was der Leiter des Partnerschaftsbüros soeben über den zu erwartenden Zustand des anderen Projekthauses gesagt hatte, wären ihre Hotelkosten für die Zeit bis zu dessen Instandsetzung der nächste außerplanmäßige Posten auf ihrer Rechnung. *Eine weitere Hiobsbotschaft für das Fax nach Stuttgart*, dachte Julie grimmig.

„Ist denn in dem Haus tatsächlich alles zerstört worden oder wie müssen wir uns das vorstellen?“ fragte Solveig.

„Ich war selbst nicht drin, da ich keine Schlüssel dazu besitze“, antwortete Herr Löffler. „Die befinden sich beim Doyen, mit dem Sie sowieso am besten heute noch telefonisch einen Termin vereinbaren sollten, falls die Leitungen inzwischen wieder funktionieren. Aber was ich so gehört und in anderen Häusern gesehen habe, wird es dort einiges für Sie zu tun geben ...“ Er drehte sich um und wies in eine Ecke des Hofes. „Dort hinten haben wir Ihren Toyota“, fuhr er fort und deutete auf einen roten Pickup, auf dessen Ladefläche eine seltsam anmutende, skelettähnliche Gestängekonstruktion zur Befestigung einer nicht vorhandenen Dachplane geschweißt war. Der Wagen war ziemlich verdreckt und an den Vorderseiten eingedellt und angerostet. Das Kurioseste jedoch war ein merkwürdiger, quer verlaufender Knick zwischen Fahrgastzelle und Ladefläche. *Als hätte der Wagen auch eins mit der Machete drüber bekommen*, dachte Solveig und schreckte sogleich vor dem

grausigen Vergleich zurück, als sie sich die Narbe im Gesicht von Maurice ins Gedächtnis rief.

„Wie gesagt, der braucht dringend eine Werkstatt“, unterbrach Löffler ihre Gedanken. „Dürfte seit zwei Jahren nicht mehr gefahren worden sein. Hätte ich eher gewusst, dass die Universität Kuranda die Schenkung ablehnt, hätte ich ihn längst zur Reparatur gebracht. Aber immerhin haben wir ihn vorige Woche wieder angemeldet, so dass Ihnen zumindest diese Prozedur erspart bleibt. Falls Sie für heute Nachmittag also nichts anderes vorhaben, würde ich vorschlagen, Sie fahren am besten heute noch zu Harry Schmitz in die Werkstatt. Der Wagen, den ich Ihnen für die erste Zeit geben kann, steht übrigens dort drüben“, er zeigte auf einen weißen, zweitürigen Suzuki Samurai, der zur Erleichterung der drei wie nagelneu aussah, wenn er auch vergleichsweise klein war.

„Fast neu, noch kaum gefahren und in Top-Zustand“, versicherte Löffler. „Etwas eng wird’s da drin für Sie natürlich werden, aber Sie sind ja noch jung ... Und so bekommen Sie auch gleich einen Eindruck davon, was Reisen in Afrika normalerweise bedeutet – zumindest für die Mehrheit der Afrikaner, die in der Regel ja kein eigenes Auto besitzen ...“, fügte er augenzwinkernd hinzu.

„Ob sein letzter Satz als Anspielung gemeint war?“ fragte Mark, als er wenig später hinter dem Steuer des Toyotas saß und gemeinsam mit Julie und Solveig zur Autowerkstatt unterwegs war.

„Also, ich glaube, er wollte uns damit sagen, dass wir die Autofrage ein bisschen zu wichtig genommen haben. Das fand er wohl nicht so toll“, entgegnete Solveig von der Rückbank aus und warf einen vorwurfsvollen Blick in Richtung Beifahrersitz, wo Julie in die Autopapiere vertieft war.

„Ach, der soll sich nicht so anstellen“ sagte diese ohne aufzusehen. „Das wäre ihm an unsrer Stelle auch wichtig gewesen. Und Klaus und Wienands ist die Sache mit dem Projektauto auch wichtig. Mir liegt viel mehr die Geschichte mit dem angeblich nicht bewohnbaren und dem besetzten Haus im Magen.“

„Auf die Häuser bin ich echt gespannt“, meinte Mark grinsend. „Hört sich doch interessant an, so mit Hausbesetzern als Nachbarn, die mit Steinen um sich werfen ...“

Nachdem sie das Gelände des Bureau du Jumelage verlassen hatten, führte sie ihr Weg aus dem ruhigen Botschaftsviertel hinaus und mitten hinein in das pulsierende Stadtzentrum rund um den belebten Zentralmarkt. Julie und Solveig waren froh, dass Mark von sich aus

angeboten hatte, den Wagen zu fahren. Das ungewohnte Verkehrsgewimmel von Fußgängern, Fahrradfahrern, Handkarren und hupenden Autos erschien ihnen alles andere als geheuer. Außerdem machte der Toyota in seinem jetzigen Zustand keinesfalls einen vertrauenswürdigen Eindruck auf sie und Mark war der einzige, der wirklich darauf brannte, ihn zu fahren, was ihrer Meinung nach typisch Mann war, darin waren sich die beiden Frauen einig.

Die Hauptstadt schien wie auf sieben Hügeln erbaut zu sein, mindestens. Nachdem sie das bunte Treiben um den Markt passiert hatten, führte die Straße in einer langen Biegung, die von mehreren Ampelkreuzungen unterbrochen war, steil nach oben. Anschließend ging es wieder bergab und sogleich wieder den nächsten Hügel hinauf.

„Das ist bei grüner Welle ja fast wie Achterbahn fahren“, kommentierte Solveig grinsend das ständige Auf und Ab.

Oben angelangt fuhren sie auf einem schmalen Hügelkamm durch eine Allee aus weit ausladenden Jacarandabäumen, deren Zweige mit glockenförmigen, violetten Blüten besetzt waren. An der übernächsten Ampelkreuzung bogen sie nach links in eine schmalere Straße, die sie ebenso steil, wie es zuvor hinaufgegangen war, den Hügel wieder hinab- und aus dem Stadtzentrum herausführte. Am Himmel waren inzwischen bedrohlich schwarze Gewitterwolken aufgezogen, die sich rasch zu hohen Ambosswolken verdichteten.

„Aber, um noch mal auf den Löffler zurück zu kommen“, nahm Mark den Faden wieder auf. „Ich find das ziemlich nett von ihm, dass er uns erstmal den Suzuki überlässt. Und was er sonst noch alles so erzählt hat, fand ich auch ziemlich interessant. Übrigens – wer ist eigentlich dieser Uwe Wöhner, den er im Zusammenhang mit Doktorarbeiten bei P.I.A.F. erwähnt hat?“

„Der hat kurz vor Klaus Kaiser schon bei P.I.A.F promoviert“ kam Solveig Julie zuvor, die ebenfalls gerade zu einer Antwort ansetzen wollte. „Seine Arbeit ist in den Stuttgarter Geografischen Abhandlungen veröffentlicht“, fuhr Solveig fort. „Es geht darin um alternative Düngungsmethoden für Kleinbauern, zum Beispiel mit Vulkanasche oder mit Hilfe verschiedener Gründüngungspflanzen. Ich hab sie gelesen und finde sie ziemlich interessant. Klaus Kaiser hat mir erzählt, dass dieser Wöhner mit seiner afrikanischen Frau in Kuranda lebt und dort für irgendein Projekt einer NGO⁷ arbeitet. Ich will ihn auf jeden Fall mal besuchen. Bestimmt kann er einiges über P.I.A.F erzählen und sicher kann er auch ein paar gute Vorschläge für künftige Arbeiten auf den

⁷ engl. Abk. für Nicht-Regierungsorganisation

Versuchsfeldern machen – das interessiert mich natürlich vor allem wegen der Projektleiterstelle, eventuell sogar im Hinblick auf eine Doktorarbeit.“

„Da würde ich dann auch gern mitkommen, wenn du nichts dagegen hast“, sagte Mark. „Vielleicht hat er ja auch einen Vorschlag für ein Diplomarbeitsthema für mich ...“

Julie sah von ihrem Papierstapel auf, den sie nun endlich zu ihrer Zufriedenheit geordnet zu haben schien, und blickte zuerst Solveig durch den Rückspiegel und dann Mark seitlich an.

„Aber erst einmal kümmern wir uns um unsere Aufgabe, bevor wir irgendwelche Privatforschungen betreiben, schlage ich vor“, sagte sie mit gereiztem Unterton.

„Ja, klar“ beruhigte Mark sie mit einem freundlichen Lächeln. Solveig verdrehte die Augen, zog es jedoch vor, zu schweigen und aus dem Fenster zu schauen.

Vom Hügel herabkommend erkannten sie die im Tal befindliche Autowerkstatt schon von weitem. Mehrere halb verfallene, unverputzte Steinhäuser mit verrosteten Wellblechdächern gruppierten sich um einen unasphaltierten Innenhof, auf dem völlig ungeordnet etwa ein Dutzend Autos in unterschiedlichen Verfallsstadien standen. Die meisten waren mit Logos und Aufschriften versehen, die sich wie das „Who’s Who“ der internationalen Entwicklungszusammenarbeit lasen. Dazwischen lagen überall verstreut Karosserieteile, Reifen, Zubehör, Werkzeug, Benzinkanister, Farbeimer und aller möglicher Unrat. Der harte, rote Lehmboden war von zahlreichen Fahrrillen und unergründlich tiefen Pfützen durchzogen, so dass Mark es vorzog, extrem vorsichtig auf den Hof zu fahren, der von einer hohen Mauer umgeben war, von deren Sims die Spitzen eingemauerter Glasscherben bedrohlich herabblitzten.

Sie waren gerade ausgestiegen, als wie aus dem Nichts zwei riesige Deutsche Schäferhunde laut kläffend hinter einem Autowrack hervor geschossen kamen. Erschrocken wichen sie zurück, erkannten dann aber erleichtert, dass die Tiere an langen Ketten angebunden waren, die es ihnen unmöglich machten, nahe genug an sie heran zu kommen, um wirklich eine Gefahr darzustellen. Dennoch rissen und zogen die Hunde wie toll daran und setzten ihr Furcht einflößendes Gebell unbeirrt fort.

Kurz darauf erschien ein Afrikaner in einem verschmutzten, ehemals wohl hellblauen Overall im Eingang zur Werkstatt. Er musterte sie flüchtig aus der Ferne, um dann ohne ein Wort oder einer Geste der Begrüßung wieder in dem Gebäude zu verschwinden. Ratlos sahen sie sich an und blieben unentschlossen vor ihrem Auto stehen. Nur wenige Augenblicke

später erschien ein ähnlich verschmutzt aussehender Weißer in der Werkstatttüre. Er trug langes, im Nacken zu einem Zopf zusammen gebundenes Haar, dazu einen wilden Vollbart, aus dessen Mitte eine angerauchte Zigarette keck herauslugte. Während er sich die ölgeschwärzten Hände an einem nicht mehr sauberen Lumpen abwischte rief er die Hunde mit strenger Stimme zu sich, ohne dabei die Zigarette zu verlieren. Augenblicklich erstarb das Gekläff und die Tiere eilten schwanzwedelnd auf ihr vermeintliches Herrchen zu. Der Mann streichelte sie kurz und schlenderte dann gemächlich auf Julie, Solveig und Mark zu. Dabei nahm er die Zigarette aus dem Mund und schnippte sie lässig in eine Pfütze.

Wie sie sich bereits gedacht hatten handelte es sich um Harry Schmitz, den Eigentümer der Werkstatt, dessen ausgeprägter Kölner Dialekt unschwer seine Herkunft erraten ließ. Ganz kumpelhafter Rheinländer duzte er sie sofort und entschuldigte sich für die Hunde, die in Wirklichkeit „zwei ganz Liebe“ seien und für seinen Azubi, der lediglich „ein wenig schüchtern gegenüber Weißen“ sei, da er kein Wort Französisch sprach.

Mark schilderte ihm das Problem mit dem Auto und Harry begutachtete mit fachmännischer Miene den Toyota. „Ah, Löffler hat euch geschickt“, stellte er fest und deutete auf den unübersehbaren Aufkleber mit dem Partnerschaftslogo auf der Kühlerhaube. Sie nickten und Julie erzählte in wenigen Worten von ihrer Aufgabe in Kuranda.

„Und darf man fragen, wie es dich hierher verschlagen hat?“ fragte Mark interessiert, während er sich eine Zigarette drehte.

„Fragen darf man immer“, erklärte Harry und begann bereitwillig zu erzählen, wie er vor sieben Jahren seinen Job bei den Ford-Werken an den Nagel gehängt, sein Hab und Gut verkauft, die Ersparnisse zusammengekratzt und sich auf seiner alten BMW auf nach Afrika gemacht hatte. „Einmal der Länge nach durch, von Tripolis bis runter nach Kapstadt, das war mein Traum“, sagte er mit wehmütigem Blick. „In Libyen hab ich zwei Franzosen kennen gelernt, obwohl ich damals ja noch kein Wort Französisch konnte. Wir verständigten uns mit Händen und Füßen und durchquerten gemeinsam die Sahara.“

Dankend nahm er sich von Marks Tabak, den dieser ihm anbot, und drehte sich ebenfalls eine Zigarette.

„In Zentralafrika trennten sich dann unsere Wege. Die beiden wollten Richtung Westen und ich weiter südwärts“, fuhr er fort. „Tja, und dann hat mich ein Motorschaden aufgehalten und wie ihr seht, bin ich hier hängen geblieben.“

Mark gab ihm Feuer und er nahm einen tiefen Zug, bevor er weiter sprach.

„Eine etwas längere Fahrtunterbrechung sozusagen. Irgendwie hab ich sofort Gefallen an dem Land hier gefunden, bin länger und länger geblieben, hab Französisch und die Sprache der Leute gelernt, Freunde gefunden und meine Weiterreise auf unbestimmte Zeit verschoben. Zusammen mit einem einheimischen Mechaniker hab ich dann die Werkstatt aufgebaut. Na ja, und im Lauf der Jahre lief das Geschäft immer besser, vor allem mit den ganzen internationalen Organisationen, Botschaften und sonstigen Institutionen hier in der Stadt.“ Er kratzte sich nachdenklich am Bart. „Aber bis Kapstadt runter, das werd ich eines Tages noch machen. Meine BMW wartet noch in der Garage ...“

„Und während des Krieges?“ fragte Solveig. „Bist du da nicht nach Deutschland zurück?“

Er schüttelte den Kopf. „Wozu? Ich hatte hier doch inzwischen meine Freunde. Wir sind kurzzeitig untergetaucht, haben das Land aber nie verlassen. Das wird schon alles wieder, wenn ihr mich fragt.“

Er öffnete die Motorhaube des Wagens und besah sich dessen Innereien. *Komischer Kauz*, dachte Julie, die nicht nachvollziehen konnte, wie sich jemand freiwillig in einem politisch so instabilen Land eine Existenz aufbauen konnte und nicht einmal während eines Krieges an Flucht dachte. Ihren Gesichtern nach zu urteilen schienen auch Solveig und Mark Harrys Motive nicht so recht nachvollziehen zu können.

„Schade, dass ihr das Land vor dem Krieg nicht gekannt habt“, meinte Harry, der ihre Gedanken zu erraten schien. „Dann würdet ihr verstehen.“

Er wandte sich wieder dem Wagen zu und wunderte sich: „Dass ihr es mit dem Teil überhaupt noch bis hierher geschafft habt! Da scheint mir ja so ziemlich alles gemacht werden zu müssen.“

Das hörte sich nicht gut an. Harry versprach, das Auto genauestens unter die Lupe zu nehmen und alles Erforderliche zu unternehmen, um es wieder herzurichten. „Allerdings wird das wohl ein Weilchen dauern“, warnte er.

Da sie ihm für Kuranda noch keine Telefonnummer nennen konnten, schlug er vor, Herrn Löffler anzurufen, sobald abzusehen sein würde, wann das Auto abholbereit war.

Besorgt erkundigte Julie sich nach einer ungefähren Kostenschätzung, die Harry ihr auf die Schnelle jedoch nicht geben konnte. „Hellsehen kann ich leider auch nicht“, fügte er achselzuckend hinzu.

Sie verabschiedeten sich und machten sich zu Fuß auf den Rückweg. Obwohl sie wegen der schwarzen Ambosswolken über ihnen recht zügig „im Geografenschritt“ gingen, wie Solveig es scherzend nannte, schafften sie es nicht, dem plötzlich einsetzenden starken Gewitterregen noch trockenen Fußes zu entkommen. Im Nu waren sie bis auf die Haut durchnässt und bereuten es, nicht mit zwei Autos gefahren zu sein.

Von einer Minute zur nächsten verwandelten sich die Straßenränder in reißende, rötlich-braune Sturzbäche, die sich in das Tal ergossen. Im Schutz einer Häuserarkade, unter der sich bereits eine größere Menschenmenge zusammengedrängt hatte, warteten sie vor Nässe tiefend das Ende des Unwetters ab.

Eine Viertelstunde später war der Spuk vorüber. Die Wolken hatten sich vollständig verzogen und die Abendsonne schien unschuldig von einem blauen Himmel auf sie herab, als sei nichts geschehen. *Willkommen in Afrika*, dachte Mark.

Das Städtchen Kuranda befand sich knapp zweihundert Kilometer südlich der Hauptstadt. Laut Herrn Löffler sollten sie die Strecke innerhalb von drei bis vier Stunden zurücklegen können. Da sie für sechzehn Uhr mit Monsieur Wekesa, dem neuen Doyen der faculté d'agronomie, in Kuranda verabredet waren, planten sie, spätestens gegen elf Uhr vormittags aufzubrechen. Julie hatte ihn am Vortag noch telefonisch erreichen können und obwohl der Tag ihrer Ankunft in Kuranda auf einen Samstag fiel, wollte er es sich nicht nehmen lassen, sie dort noch am selben Tag persönlich zu begrüßen.

Bevor sie die Hauptstadt verließen fuhren sie nochmals zum Bureau du Jumelage, um nachzusehen, ob Klaus Kaiser und Professor Wienands auf ihr Fax vom Vorabend geantwortet hatten – und tatsächlich war am frühen Morgen ein Fax aus Stuttgart für sie eingetroffen, das Löffler ihnen überreichte. Julie, die es in Empfang nahm, hatte einige Mühe, das handschriftliche Gekritzelt zu entziffern.

„Was hat der denn für eine miese Klaue“, schimpfte sie leise vor sich hin, ärgerte sich vor allem aber über die Anrede, die er gewählt hatte. Dann las sie den Text laut vor:

Liebe Julie,

vielen Dank für dein gestriges Fax! Macht euch bloß keine Sorgen wegen der Werkstattkosten, etwas Ähnliches hatte ich schon befürchtet. Die Reparatur des alten Toyotas scheint mir in dieser Situation unerlässlich und letztendlich günstiger als ein Neuwagen – und wer weiß, wie lange das andere Auto noch am Zoll vor sich hingammeln muss ... Die Nachricht über das untere Projekthaus habe ich gestern per Post vom Doyen erhalten. Sein Brief ist wohl etwas länger unterwegs gewesen, sonst hätten wir eher Bescheid gewusst. Aber seid doch froh, dass ihr erst mal nur das eine Haus habt, schon weniger Arbeit. Ich wünsch euch alles Gute!

Grüßle aus der Heimat an euch drei,

Klaus

„Der hat gut reden“, kommentierte sie verstimmt. „Aber na schön, wenn die in Stuttgart das so locker sehen, umso besser.“

Solveig und Mark nickten zustimmend und Solveig erkundigte sich bei Herrn Löffler, wie sie in Kuranda das Hotel Marabut finden würden, in dem der Doyen sie am Nachmittag erwarten würde.

„Das ist überhaupt kein Problem“, versicherte er. „So riesig ist Kuranda schließlich nicht. Es steht direkt an der Hauptstraße und ist das Beste am

Ort – übrigens auch das einzige mit einem wirklich guten Restaurant und richtigem Kaffee. Sie wissen schon: Nicht dieses Instant-Zeugs, das man hierzulande überall angedreht bekommt, weil der gute Kaffee fast ausschließlich für den Export bestimmt ist. Allerdings ist es dort nicht gerade günstig. Wenn Sie bei den Übernachtungskosten sparen müssen, schauen Sie sich besser nach einem kleineren Hotel um, davon gibt es in Kuranda eine ganze Reihe.“

„Übrigens – gibt es in Kuranda Netzeempfang?“ fragte Mark und zog sein Handy aus der Brusttasche seines Hemdes. „Ich versuch seit gestern Abend, eine SMS nach Deutschland zu senden. Aber wenn ich überhaupt mal ein Netz bekomme, ist es im nächsten Moment auch schon wieder weg.“

„Das Mobiltelefon hätten Sie getrost daheim lassen können“, entgegnete Löffler zu Marks Enttäuschung. „Die meisten Funkmasten wurden im Krieg zerstört. Aber davon abgesehen hätten Sie da draußen in den Hügeln sowieso keinen Empfang. Stellen Sie sich schon mal darauf ein, dass in den kommenden Monaten die gute alte Briefpost Ihre wichtigste Verbindung nach Deutschland sein wird.“

Na klasse, Sabine wird begeistert sein, dachte Mark und verstaute das Gerät in einer Seitentasche seines Rucksacks.

Mit einem kurzen Hupen zum Abschied verließen sie kurz nach elf Uhr den Hof des Partnerschaftsbüros, gespannt und erwartungsvoll, wie die Fahrt verlaufen und was sie in Kuranda erwarten würde.

Mark saß wieder am Steuer, während sich Julie und Solveig auf dem Beifahrer- und Rücksitz abwechselten. Letzterer war mit Abstand der unbequemste Platz, denn da der Wagen recht klein war, musste ein Großteil der Rückbank als Gepäckablage dienen. Hinzu kam, dass für einige sperrige Gepäckstücke kein anderer Platz mehr zu finden war als bei Julie und Solveig auf dem Schoß sowie zu ihren Füßen. Keine angenehme Art des Reisens - doch laut Herrn Löffler für afrikanische Verhältnisse „durchaus authentisch“, wie er bei ihrer Abfahrt bemerkt hatte, wenn auch vielleicht noch das eine oder andere Huhn auf dem Schoß oder eine Ziege zwischen den Füßen fehlen würde.

Rasch ließen sie das kompakte Stadtzentrum hinter sich. Die geschlossenen Häuserfronten zu beiden Straßenseiten lockerten allmählich auf und wurden durch kleinere, freistehende Häuser ersetzt, die von grünen Obst- und Gemüsegärten umgeben waren. Die Straße in Richtung Süden war, obgleich eine der wichtigsten Verkehrsadern des

Landes, weder besonders breit, noch besaß sie einen Mittelstreifen. Zumindest aber war sie durchgehend asphaltiert, was für landesübliche Verhältnisse schon viel bedeutete, wie Löffler erklärt hatte.

Wie die drei jedoch schon bald feststellen mussten, war sie leider auch mit unzähligen Schlaglöchern gespickt, die nicht selten gefährlich tief waren. Gesonderte Gehwege existierten nicht. So tummelten sich neben dem Autoverkehr auch zahlreiche Fahrradfahrer, Fußgänger, Ziegen und Hühner auf der Fahrbahn. Besonders innerhalb der Ortschaften erforderte dies die äußerste Konzentration des Fahrers. Ein Unfall hätte ihnen gerade noch gefehlt. Besonders brenzlich wurde es, wenn ihnen ein Lastwagen entgegenkam. Da hieß es dann, sich möglichst äußerst rechts zu halten, Schlagloch hin oder her, denn in diesem Fall zählte allein das Recht des Stärkeren.

Da das gesamte Land wie auch schon seine Hauptstadt ausgesprochen hügelig war, führte die Straße nach Kuranda bergauf und bergab, über einen Hügel nach dem anderen. Dabei wand sie sich durch unzählige Haarnadelkurven und führte an Steilhängen entlang, von welchen sich herrliche Ausblicke auf die Landschaft boten. Was auf den ersten Blick wie natürliche tropische Vegetation mit Büschen, Bäumen und kleinen Wäldern aussah, entpuppte sich bei genauerem Hinsehen als eine von Menschenhand geschaffene Kulturlandschaft, die durch ihre kleine, unregelmäßige Parzellierung in Flächen unterschiedlicher Grün-, Braun-, Orange- und Rotschattierungen, einem willkürlich zusammengesetzten Flickenteppich glich. Hauptanbaufrucht war zweifellos die Banane. Daneben fielen immer wieder Eukalyptusaufforstungen ins Auge, insbesondere entlang der Flussläufe. Überall in der Landschaft verstreut standen kleine Bauernhäuser, deren äußeres Erscheinungsbild von soliden Steinhäusern über rötlich-braune Lehmhäuser mit Wellblechdächern bis hin zu schlichten, runden Lehmhütten mit Strohdächern variierte.

Die Ackerflächen zogen sich in der Regel bis in die obersten Hügelregionen hinauf und machten auch vor steilsten Hangabschnitten nicht Halt, wo – wie die drei als Geografen wussten – die Erosionsgefahr am höchsten war. Gerade um diese Jahreszeit kurz vor beziehungsweise kurz nach der Aussaat waren die Felder, abgesehen von mehrjährigen Strauch- und Baumkulturen, in Bodennähe noch so gut wie unbewachsen. Dies hatte zur Konsequenz, dass der kostbare Boden zum einen noch nicht durch eine Pflanzendecke vor den heftigen Regengüssen der Regenzeit geschützt war, zum anderen waren in der Erde noch nicht genügend Wurzeln ausgebildet, die ihn festhalten und vor dem Abrutschen bewahren konnten. Maßnahmen zum Bodenschutz wie

Hangterrassen oder hangparallele Baum- und Buschreihen waren allenfalls ansatzweise zu erkennen. Doch augenscheinlich hatte die Regenzeit noch nicht eingesetzt. Unter den Bananenstauden, Eukalypten, Mango- und Papayabäumen leuchtete überall noch der trockene, rötlich-braune bis grell orangefarbene Boden hervor.

Für uns jedenfalls ein Glück, dachte Julie, ansonsten wären wir längst zu spät dran und könnten die Aussaat vergessen.

Für diejenigen Bauern jedoch, die bereits gesät hatten, kam diese Verschiebung der Regenzeit einer Katastrophe gleich.

Obgleich zumindest Julie und Solveig die Landschaft genauestens studierten – Mark musste sich ja vorrangig auf die Straße konzentrieren – konnten sie die Existenz der vielen Brachflächen, die Herr Löffler ihnen gegenüber erwähnt hatte, nicht einwandfrei bestätigen.

Was bedeutet der Begriff „Brache“ hierzulande überhaupt? überlegten sie. Eine gänzlich vegetationslose Fläche? Oder ein Areal, das nur mit Unkraut und Buschwerk bewachsen war? Und wie sollten sie im Vorbeifahren die Kulturflächen überhaupt von wild wucherndem Unkraut und Buschwerk unterscheiden?

Sie kamen zu dem Schluss, dass diese Frage auf die Schnelle nicht definitiv zu klären war und hofften, in Kuranda mehr zu erfahren.

Solveig machte es sich so gut es ging auf dem Beifahrersitz bequem und betrachtete die Landschaft. Von einigen Hügelkämmen aus hatte sie den Eindruck, das Hügelmeer würde niemals enden. In ihrer Vorstellung glich die Landschaft sanften Wogen in einem riesigen, grün-braunen Ozean, der sich vor ihnen ausbreitete. Sie war sich noch nicht sicher, ob sie die Landschaft und die Menschen ebenso schnell ins Herz würde schließen können, wie es bei Harry Schmitz anscheinend der Fall gewesen war. Noch wirkte alles fremd und ungewohnt – diese vielen Hügel, die vielen Bananen ...

Mark riss sie jäh aus ihren Gedanken, als er die nicht ganz ernst gemeinte Frage in den Raum stellte, ob die Straße wohl aus mehr Schlaglöchern oder mehr Kurven bestand. Er hatte gerade einmal wieder einem tiefen Schlagloch mitten in einer scharfen Rechtskurve ausweichen müssen und war dabei gefährlich weit auf die linke Straßenseite geraten, wo ihnen barfüßige Kinder entgegenkamen, die eine Herde Ziegen vor sich hertrieben. Sie einigten sich nach kurzer, heiterer Diskussion auf Schlaglöcher und darauf, eine Pause einzulegen, damit Mark in Ruhe eine Zigarette rauchen konnte, aber auch, um ihre eingezwängten Gliedmaßen auszustrecken und einen Sitzplatztausch durchzuführen.

An einer Bananenpflanzung am Rande einer Siedlung machten sie am Straßenrand Halt und verließen ihr unbequemes Gefährt. Weder die Kinder noch die Erwachsenen auf der gegenüberliegenden Straßenseite verhehlten ihre offensichtliche Neugier auch nur ansatzweise und blickten, ja, starrten geradezu mit unverhohlenem Interesse zu ihnen herüber. Ein alter Mann hielt sogar mitten in der Bewegung inne, blieb wie zur Salzsäule erstarrt stehen und sah sie fassungslos an. Von überall her kamen plötzlich Kinder jeglichen Alters angerannt. Die jüngeren unter ihnen riefen ihnen mutig im Chor etwas zu, das wie „Msungu, msungu, ...“ klang, um anschließend unter schrillum Gekreische für einige Sekunden hinter der nächsten Hausecke oder dem nächsten Rockzipfel Zuflucht zu suchen. Ein kleiner Junge stolperte dabei und fiel zu Boden, was die allgemeine Heiterkeit noch erhöhte.

Die drei fühlten sich teils unwohl, teils amüsiert über das Ausmaß an Aufmerksamkeit, das sie durch ihre bloße Anwesenheit erregten. Als sie das Auto wieder bestiegen, um ihre Fahrt fortzusetzen, winkten sie den Kindern zum Abschied zu, die verlegen lachend zurückwinkten.

Weniger heiter verliefen die Begegnungen mit dem Militär. Sowohl beim Verlassen der Hauptstadt als auch jedes Mal, wenn die Straße sie durch einen größeren Ort führte, waren sowohl am Ortseingang als auch am Ortsausgang Militärposten zu passieren. Wie schon bei ihrer Ankunft am Flughafen beschlich sie erneut ein beklemmendes Gefühl. Die jungen Soldaten waren ebenfalls mit Maschinengewehren ausgerüstet, blickten mit undurchdringlicher Miene drein und sprachen wie ihre Kollegen am Flughafen weder Französisch noch Englisch, was die Kommunikation aufs Neue auf ein Minimum reduzierte.

Wie sich zeigte, wollten sie stets lediglich einen prüfenden Blick ins Wageninnere werfen und die auf Französisch ausgestellten Fahrzeugpapiere in Augenschein nehmen, obgleich anzunehmen war, dass sie diese sehr wahrscheinlich nicht lesen konnten. Nach dieser Prozedur schien dann aber glücklicherweise immer alles in Ordnung zu sein und sie wurden durch den Kontrollpunkt durchgewunken. Dennoch, eine Restunsicherheit blieb. Nie konnten sie sicher sein, ob es beim nächsten Mal nicht auch anders ablaufen könnte. Doch schließlich hatten sie es am frühen Nachmittag geschafft und ihr Ziel nach knapp dreistündiger Fahrt erreicht.

Kuranda war größer, als sie es sich vorgestellt hatten. Wenn sich auch das Stadtzentrum, anders als das der Hauptstadt, auf einem einzigen, ebenen Hügelplateau konzentrierte, dehnten sich die Wohngebiete noch weit auf

die benachbarten Hügel und Täler aus. Nach nur kurzer Suche fanden sie ein halbwegs günstiges Hotel namens *Salama*⁸. Dennoch hoffte Julie zutiefst, dass sich der Zustand des Projekthauses als nicht ganz so schlimm erweisen würde, wie von Herrn Löffler prophezeit, so dass sie dort eventuell doch schon in den nächsten Tagen würden einziehen können.

Da bis zu ihrer Verabredung mit dem Doyen noch Zeit war, unternahmen sie nach dem Bezug der Zimmer und einer wohltuenden Dusch eine kleine Orientierungsfahrt durch das Stadtzentrum. Die großzügig angelegte Hauptstraße war in ihrer Mitte von einem baumbepflanzten Grünstreifen durchzogen. Hier und da zweigten zu beiden Seiten kleinere, violett blühende Jacaranda-Alleen in die zentrumsnahen Wohnviertel ab. Den meisten Geschäften waren überdachte Arkaden vorgebaut, deren wohltuender Schatten Passanten, fliegende Händler, Schuhputzer und Bettler gleichermaßen anzog.

Neben zwei Banken, einer Post und einer öffentlichen Bibliothek entdeckten sie im vorbeifahren unter anderem den Markt, eine größere *alimentation général*⁹, einige Bäcker und Metzger, verschiedene kleinere Geschäfte und nicht zuletzt das im Kolonialstil erbaute Hotel Marabut, in welchem sie mit dem Doyen verabredet waren. Nicht allein die prächtigen weißen Säulen und der weinrote Anstrich machten das Gebäude zu einem unübersehbaren Blickfang, sondern auch seine stolze Höhe von vier Stockwerken, mit der es alle anderen Gebäude des Ortes überragte. Allerdings offenbarte sich bei näherem Hinsehen, dass das Hotel doch schon bessere Tage gesehen haben musste: An vielen Stellen der Außenfassade blätterte die Farbe ab, Fensterläden hingen windschief in den Angeln, die Teppiche in der Eingangshalle sowie im Restaurant zeigten Abnutzungserscheinungen und von den Innenwänden bröckelte der Verputz. Wie dem zum Trotz war das Personal in blendend weiße Uniformen und ebensolche Handschuhe gekleidet, was als rührseliger Versuch interpretiert werden konnte, zumindest einen Hauch des Glanzes vergangener Tage zu konservieren und zur Schau zu stellen, mochte dieser auch noch so kläglich wirken. Auch das Preisniveau schien noch diesen goldenen Zeiten zu entstammen und ausschließlich auf eine wohlhabende Klientel einschließlich europäischer Mitarbeiter internationaler Organisationen ausgerichtet zu sein. Keinesfalls jedoch auf die breite Masse der einheimischen Bevölkerung oder gar auf drei junge deutsche Universitätsgesandte mit eher magerem Budget.

⁸ Swahili: friedlich

⁹ Lebensmittelgeschäft

Da sie durstig und hungrig waren, gönnten sie sich den von Herrn Löffler so gelobten *richtigen* Kaffee, dazu für hiesige Verhältnisse sündhaft teure, mit Schokolade gefüllte Croissants. Sie machten es sich draußen an einem der Tische unter den Arkaden bequem, den Wagen nur wenige Meter entfernt, praktisch direkt vor sich geparkt und damit sicher im Auge. Durch die relative Deckung, die ihnen das Auto zur Straße hin verschaffte, fühlten sie sich weitaus weniger beobachtet als unterwegs während ihrer Fahrpausen, und genossen nun ihrerseits die Rolle der entspannten Beobachter. Entgangen war ihr Erscheinen jedoch auch hier niemandem, schließlich war Kuranda lediglich eine afrikanische Kleinstadt, in der sich jeder zumindest vom Sehen her kannte und wo ein fremder Weißer auffiel wie eine bunte Kuh.

Ein paar furchtlose Straßenkinder näherten sich ihnen, sobald sie ihrer gewahr wurden, schienen jedoch die Grenze, die das Hotel für ihresgleichen markierte, zu respektieren, und blieben einige Meter entfernt am Auto stehen. Ein Kellner musterte sie feindselig, doch lieferten sie ihm noch keinen Grund, sie zu verjagen, was er offenkundig zu bedauern schien. Die kleinen Gestalten steckten in völlig zerlumpten und verschmutzten Kleidern, die ihnen durchweg einige Nummern zu groß waren. Schuhe trug keiner von ihnen. Nichtsdestotrotz wirkten sie bestens gelaunt, turnten um den Wagen herum, lachten und machten Faxen.

„Donne-moi cent francs¹⁰“, wisperte der älteste Junge den dreien auf einmal zu, so leise, dass sie ihn nicht auf Anhieb verstehen konnten. Daraufhin spähte er kurz unauffällig in Richtung des Kellners, der gerade mit dem Rücken zu ihnen stand und damit beschäftigt war, einen Tisch, an dem zwei Belgier saßen, zu bedienen, und wiederholte seine Worte etwas lauter. Unwillkürlich mussten sie über diese dreiste Forderung lachen, schüttelten die Köpfe und antworteten entschieden mit „Non“. Dessen ungeachtet wiederholte er den Satz ein weiteres Mal, diesmal unterstützt von einem flehenden Blick aus großen, dunklen Augen, einer aufgehaltene Hand und dem kläglich hervor gebrachten Zusatz „Pour manger¹¹“.

Das war nun alles andere als eine angenehme Situation, zumal sie sich gerade an den Croissants satt gegessen hatten und sich unsicher waren, wie sie reagieren sollten.

Die Rettung aus dieser Lage erschien in Form eines plötzlich herannahenden Geländewagens mit getönten Scheiben, der Anstalten

¹⁰ Gib mir hundert Francs

¹¹ zum essen

machte, umständlich neben ihrem Auto einzuparken, und die Kinder durch wiederholtes Hupen in die Flucht jagte.

„Das wird er wohl sein“, mutmaßte Solveig.

Der Wagen hielt und ein Afrikaner schwer definierbaren, mittleren Alters in maßgeschneidertem Anzug stieg aus. Ihm folgte eine Frau, die etwa Mitte Zwanzig sein mochte, und ein blaues Kopftuch zu einem farbenfrohen Kleid in afrikanischem Stil trug. Es handelte sich tatsächlich um Monsieur Wekesa, den neuen Doyen der faculté d'agronomie, und um Marie-Claire, die Vorarbeiterin von den P.I.A.F.-Versuchsfeldern, die pünktlich auf die Minute zu ihrer Verabredung erschienen waren. Mit einem breiten Lächeln, das eine Reihe strahlend weißer Zähne entblöbte, schritt der Doyen mit ausgestreckter Hand auf die drei zu und begrüßte sie auf Französisch: „Ah, da ist ja auch schon unser Besuch aus Deutschland: Frau Juliane Meyer, Frau Solveig Jansen und Herr Mark Kienzle – habe ich das richtig behalten?“

Die drei erhoben sich, überrascht darüber, dass er ihre Namen akzentfrei aussprach, und erwiderten seine Begrüßung.

„Mein Name ist Bernard Wekesa und das ist Marie-Claire Kabuye. Ich heiße Sie in unser beider Namen sowie im Namen der Nationaluniversität herzlich willkommen in Kuranda“, fuhr er in fließendem Französisch fort, während Julie, Solveig und Mark nacheinander Marie-Claire die Hand zur Begrüßung reichten. Mark holte zwei weitere Stühle zu ihrer Tischgruppe hinzu, dann nahmen alle Platz und gaben bei dem eilfertig herbei geeilten Kellner reihum ihre Bestellung auf. Dabei entging Mark nicht, dass Marie-Claire, die rein vom Äußerlichen her nicht unbedingt der Zielgruppe des Hotels entsprach, als einzige nichts bestellte. Einer spontanen Eingebung folgend bestellte er ungefragt eine Tasse Kaffee für sie mit und nickte ihr freundlich zu. Sie dankte ihm mit scheuem Lächeln unter einem gesenkten Blick und einem kaum hörbaren „Merci beaucoup“.

„Ich hoffe, Sie sind gut angekommen und haben ein gutes Hotel gefunden. Wohnen Sie hier im Marabut?“ setzte Monsieur Wekesa die Unterhaltung fort.

Julie verneinte und nannte ihre vorübergehende Unterkunft.

„Ah so“, meinte er. „Na ja, das Salama ist ja schließlich auch ganz gut, nicht wahr, Marie-Claire?“

Geflüssentlich stimmte die Angesprochene zu und Solveig dachte bei sich, dass sie in ihrem Leben womöglich noch nie ein Hotelzimmer dieser Kategorie von innen gesehen, geschweige denn darin übernachtet hatte. Sie fing die Blicke Julies und Marks auf und las darin denselben Gedanken.

„Wir von der Universität freuen uns alle sehr, dass das Projekt in Kürze wieder aufgenommen werden soll“, fuhr Monsieur Wekesa derweil fort. „Wie geht es übrigens Professor Wienands und Dr. Kaiser?“

„Oh, ihnen geht es gut und wir sollen die besten Grüße ausrichten“, berichtete Julie. „Leider konnten sie jetzt noch nicht hierher kommen, da Professor Wienands momentan sehr beschäftigt ist. Beide sind aber sehr an einem baldigen persönlichen Kennenlernen hier in Kuranda interessiert. Haben Sie den Brief mit dem Terminvorschlag inzwischen erhalten?“

„Ja, den habe ich bekommen. Aber der vorgeschlagene Termin ist erst Ende des nächsten Monats – weshalb erst so spät und nicht schon jetzt?“

Erneut versuchte Julie zu erklären: „Professor Wienands betreut viele Diplomanden und Doktoranden und es stehen mündliche Prüfungen an, bei denen er anwesend sein muss, darum kann er leider nicht früher ...“

„Das ist schlecht“, sagte Monsieur Wekesa mit einem Lächeln, das nicht so recht zu seinen Worten passen wollte. „Es gibt so vieles zu besprechen, das nur äußerst schwierig auf schriftlichem Wege zu erledigen ist.“

„Aus diesem Grund hat Professor Wienands uns ja geschickt“, versuchte Julie ihre Mission zu erläutern. „Wir haben von ihm und von Klaus Kaiser einen detaillierten Plan, den Sie ebenfalls im letzten Brief erhalten haben, und sind beauftragt, mit Ihrer Unterstützung dafür zu sorgen, dass er umgesetzt werden kann.“

„Eehh ...“, ließ der Doyen vernehmen, wiegte den Kopf einige Male abwägend hin und her und verschränkte die Arme vor der Brust. Eine Pause entstand, in welcher der Kellner die Getränke servierte und die drei Blicke austauschten und überlegten, wie dieses lang gezogene „Eehh“ wohl zu interpretieren sei. Der von der Universität Stuttgart auferlegte Organisationsablauf schien Monsieur Wekesa jedenfalls offenkundig zu missfallen, doch dafür konnten sie schließlich nichts.

„Bon“, meinte er schließlich und trank einen Schluck aus seiner Tasse, nachdem er dem Getränk beträchtliche Mengen an Milch und Zucker beigefügt hatte.

„Ich verstehe: Wir sollen so lange hier zusammenarbeiten bis Professor Wienands und Dr. Kaiser kommen werden ...“, und fügte hintergründig lächelnd hinzu: „Oder werden sie am Ende vielleicht überhaupt nicht nach Kuranda kommen?“

Schlitzohr, dachte Mark, während Julie erneut versicherte, dass Wienands und Kaiser auf jeden Fall Ende nächsten Monat kommen würden, so sei es geplant.

„Ende nächsten Monats, eehh ...“, wiederholte der Doyen und zog eine Mappe aus seiner Aktentasche hervor.

„Übrigens, hier habe ich ein paar Dinge, die Sie für ihre Arbeit benötigen werden“, wechselte er das Thema. Er öffnete die Mappe und suchte drei Papiere aus den darin befindlichen Unterlagen heraus, überflog sie kurz und händigte jedem eine Seite aus.

„Das sind die *permis*¹², die Sie benötigen werden, um das Gelände der Universität zu betreten, auf dem sich auch das Versuchsgelände von P.I.A.F. befindet“, erklärte er. „Tragen Sie sie stets bei sich, der Zugang zum Campus wird vom Militär streng kontrolliert. Ohne *permis* kein Einlass, verstehen Sie? Die *faculté d’agronomie* sowie das Bodenkundelabor befinden sich nicht auf dem Campus, sondern auf einem gegenüberliegenden Universitätsgelände, für das diese strengen Sicherheitsbestimmungen nicht gelten. Das heißt, dort haben Sie auch ohne dieses Papier freien Zugang. Diese Maßnahmen sind leider nötig – ich weiß nicht, inwieweit Sie darüber Bescheid wissen, was sich während der Unruhen auf dem Campus zugetragen hat ... Hat Dr. Kaiser Ihnen davon erzählt?“

„Ja ...“, antwortete Mark zögernd. „Er hat uns erzählt, dass es ein Massaker an Studenten gegeben haben soll ...“

„Nicht nur an Studenten, auch an Universitätsangestellten. Hat er ihnen auch erzählt, wie dies geschehen ist?“

Mark verneinte und Julie und Solveig schüttelten den Kopf, worauf der Doyen fortfuhr: „Es geschah während der Semesterferien vergangenen Jahres. Auf einmal wurden bestimmte Studenten und Dozenten ohne Angabe von Gründen an die Universität zurückberufen. Als alle eingetroffen waren, sollten sie sich auf dem Campus versammeln. Sie erwarteten eine Rede, eine Ansprache oder eine Erklärung, doch was sie empfing waren Maschinengewehrsalven ... Es war ein kaltblütiger Mord an über dreihundert Studenten und Dozenten aufgrund ihrer ethnischen Zugehörigkeit. Aus diesem Grund ist der Campus heute militärisch gesichert.“

Entsetzt schwiegen die drei bei der Vorstellung dieses grausigen Geschehens, das sich nur wenige Kilometer von dem vermeintlich sicheren Ort, an dem sie sich gerade befanden, zugetragen hatte. Julie spürte, wie sich eine Gänsehaut auf ihren Armen ausbreitete. Was würden sie hier wohl noch alles an schrecklichen Vorkommnissen zu hören bekommen?

¹² Passierscheine

„Meinem Amtsvorgänger wird übrigens vorgeworfen, im Vorfeld davon gewusst und nichts dagegen unternommen zu haben“, fuhr Monsieur Wekesa fort. „Er sitzt seit zwei Monaten dort drüben im Gefängnis ein, keine zwei Kilometer von hier“, er deutete vage mit dem Kopf in eine Richtung, „und wartet auf seinen Prozess.“

„Ist seine Schuld denn erwiesen?“ fragte Solveig betreten.

„Stichhaltige Beweise liegen meines Wissens nicht gegen ihn vor und er bestreitet nach wie vor sämtliche Vorwürfe. Doch das hat ihm bislang wenig genützt. Wissen Sie, wenn man hier erst einmal im Gefängnis einsitzt, kommt man so schnell nicht wieder heraus. Es genügt völlig, wenn irgendjemand, der Ihnen etwas Böses will, behauptet, Sie hätten während des Krieges jemanden getötet, und schon sitzen sie monatelang hinter Gittern, wenn nicht sogar für Jahre.“

Solveig sah ihn forschend an. *Immerhin hat er von der Denunzierung seines Amtsvorgängers insofern profitiert, als dass er nun dessen Position einnimmt*, überlegte sie und fragte: „Hat er wenigstens einen guten Anwalt?“

„Ja, den hat er – zumindest so lange ihn seine Familie ihn noch bezahlen kann. Aber sowohl Anwälte als auch Richter haben derzeit so viel zu tun, dass es Jahre dauern wird, bis über jeden Einzelfall entschieden ist. So lange sitzen die Beschuldigten ohne Anklage in Haft, manch einer von ihnen möglicherweise zu unrecht.“

Er nahm einen weiteren Schluck aus seiner Tasse.

„Aber lassen Sie uns über erfreulichere Dinge sprechen.“ Er wies auf die vor ihnen liegenden Papiere. „Das also wären ihre permis. Was brauchen Sie noch?“ Nachdenklich blickte er zur Decke empor, als könnte er dort die Antwort finden. „Ach ja“, fiel es ihm dann ein. „Die Schlüssel zum Haus natürlich. Marie-Claire –“, er wandte sich der Angesprochenen zu. „Hat Suriyah Ihnen den Schlüssel inzwischen wieder zurückgegeben?“

„Nein, noch nicht“, antwortete Marie-Claire mit leiser Stimme. „Sie hat mir heute Morgen durch ihren Neffen ausrichten lassen, dass ihre kleine Tochter plötzlich krank geworden ist und sie mit ihr ins Krankenhaus musste. Sie wird aber morgen gegen vierzehn Uhr zur Schlüsselübergabe am Haus sein. Dann wird sie auch alles erledigt haben.“

Ihr Französisch war weniger akzentfrei als das des Doyens, aber dennoch recht gut. Was sie jedoch soeben gesagt hatte, stimmte Julie, Solveig und Mark enttäuscht, denn sie hatten gehofft, noch heute wenigstens das unbewohnte Projekthaus besichtigen zu können.

„Bon“, meinte der Doyen zufrieden, und zu den dreien gewandt: „Dann treffen Sie sich morgen am besten mit Marie-Claire hier vor dem Marabut und sie wird Sie zum Haus führen.“

Er schenkte sich Kaffee nach, während Marie-Claire etwas in der Landessprache zu ihm sagte. Es folgte ein kurzer Wortwechsel, dann richtete sich Monsieur Wekesa wieder auf Französisch an die drei: „Entschuldigen Sie, aber Marie-Claire hat natürlich ein Problem, morgen wieder hierher zum Marabut zu kommen, da sie einige Kilometer entfernt von hier wohnt. Sie besitzt kein Auto und Busse fahren sonntags kaum. Würde es Ihnen etwas ausmachen, sie nachher mit dem Wagen nach Hause zu bringen und morgen wieder abzuholen? So gegen halb zwei morgen, ginge das?“

„Aber natürlich“, versicherten sie einstimmig, „kein Problem.“

Verlegen lächelte Marie-Claire ihnen zu und bedankte sich mit einem scheuen Kopfnicken.

Julie wandte sich nochmals an den Doyen: „Wie sieht es denn jetzt aus in dem Haus? Und was ist mit dem anderen Projekthaus, das angeblich besetzt sein soll?“

„Eehh ...“, begann er wieder. „In dem unteren Haus wohnt derzeit eine Flüchtlingsfamilie, illegalerweise, wie ich betonen muss. Aber damit werden Sie keine Scherereien haben, das ist Aufgabe der Universität. Wir werden die Angelegenheit so rasch wie möglich klären. Was das obere Haus betrifft, nun ja ...“, er zögerte. „Ein bisschen verwahrlost ist es schon, würde ich sagen. Natürlich gibt es weder Strom noch warmes Wasser. Aber Sie werden selbst sehen. Beschaffen Sie ein paar Möbel, ich schicke Ihnen einen Klempner und einen Elektriker vorbei und im Handumdrehen wird alles wieder so sein, wie es einmal war. Was Sie dann als nächstes benötigen werden sind Wächter, einen für tagsüber, einen für die Nacht. Ich werde einige Kandidaten auswählen, die wir uns gemeinsam anschauen können. Vielleicht noch eine Frau für die Wäsche und fürs Kochen, dann ist alles *comme il faut*.“

Stirnrunzelnd sah Julie zu Solveig und Mark. Sie dachte an die Kosten, die da auf sie zukamen, und entgegnete: „Das müssen wir erst mal sehen, aber ich glaube, ich spreche in unser aller Namen, wenn ich sage, dass jeder von uns selbst waschen, kochen und putzen kann und wir keine Hausangestellten benötigen“, worauf der Doyen wieder sein strahlendes Lächeln zeigte.

„Aber natürlich, warum auch nicht?“ sagte er und warf einen belustigten Seitenblick auf Mark. Auch Marie-Claire konnte den Anflug eines Lächelns nicht verbergen. Die Vorstellung eines sich im Haushalt betätigenden Mannes schien die beiden offensichtlich zu erheitern.

„Die Wächter aber brauchen Sie auf jeden Fall, da können Sie auch Klaus Kaiser fragen, er wird Ihnen das bestätigen.“

„Und wie ist die Lage auf den Versuchsfeldern von P.I.A.F.?“ fragte Solveig.

„Bestens“, versicherte Monsieur Wekesa. „Die Feldarbeiten sind unter der Aufsicht von Marie-Claire in vollem Gang. Jetzt ist es an Ihnen, das Saatgut zu besorgen, damit wir noch rechtzeitig vor dem Einsetzen der Regenzeit mit der Aussaat beginnen können.“ Er hielt kurz inne und fügte mit übertriebener Betonung hinzu: „Ganz so, wie Dr. Kaiser und Professor Wienands es bestimmt haben, nicht wahr?“

Es entstand eine unangenehme Pause, in welcher der Doyen seinen Kaffee leerte und ihnen dabei über den Tassenrand in die Augen blickte, wie um zu prüfen, ob seine allzu offensichtliche Botschaft angekommen war. Als keiner etwas erwiderte, erhob er sich.

„Dann würde ich vorschlagen, dass wir uns übermorgen in meinem Büro treffen, sagen wir gegen zehn Uhr. Ich werde dazu auch die in Frage kommenden Kandidaten für den Wachposten herbestellen. Marie-Claire wird Ihnen auf der Fahrt zu ihr nach Hause zeigen können, wo sich die faculté d’agronomie befindet.“

Damit war die Unterredung überraschend früh beendet. Sie verabschiedeten sich und sahen ihm nach, wie er zu seinem Auto ging und davonfuhr.

„Was für ein Abgang ... Was soll man davon halten?“ fand Solveig als erste die Worte wieder. Vorsichtshalber sprach sie auf Deutsch, damit Marie-Claire auf keinen Fall mitbekam, was sie sagte.

„Das kannst du laut sagen“, stimmte Mark zu und zündete sich eine Zigarette an. „Aber schließlich ist es Samstagnachmittag, da wird er auch etwas Besseres vorhaben als mit uns zu plaudern.“

„Lasst uns das später diskutieren, nachdem wir sie nach Hause gebracht haben“ schlug Julie vor und trank ihr Orangina-Fläschchen aus. Nachdem sie die Rechnung inklusive des Kaffees des Doyens, der bei seinem Abgang nicht bezahlt hatte, über Projektspesen beglichen hatten, verließen sie das Marabut und stiegen mit Marie-Claire in den Wagen.

Die Fahrt zu ihrem Haus führte durch den südlichen Teil der Stadt, den sie noch nicht gesehen hatten. Am Rande eines Wohngebiets passierten sie ein weitläufiges, parkähnliches Grundstück mit einem riesigen, alten Backsteingemäuer, das so gar nicht in die afrikanische Umgebung passen wollte. Auf Marks Frage hin erklärte Marie-Claire, dass es sich um ein belgisches Kloster handelte, in dem derzeit noch etwa zwanzig Nonnen lebten. Im Kloster gab es unter anderem eine kleine, öffentlich zugängliche Krankenstation sowie eine Grundschule für Mädchen. Im

Klostergarten bauten die Ordensfrauen diverse Obst- und Gemüsesorten für den Eigenbedarf an, deren Überschüsse sie an Bedürftige verteilten.

Kurz darauf passierten sie das Campusgelände der Universität und Marie-Claire wies ihnen die Abzweigung zur faculté d'agronomie, wo sie der Doyen am Montag erwarten würde. Die Zufahrt zum Campus war durch einen Schlagbaum versperrt. Daneben befand sich ein kleines Wachhäuschen, vor dem eine Gruppe Soldaten mit Gewehren stand.

Ihr Weg führte sie weiter auf der Straße nach Süden, den Hügel, auf dem sich das Stadtzentrum erstreckte, hinunter und den nächsten wieder hinauf, bis Marie-Claire sie anwies, in eine unasphaltierte Seitenstraße abzubiegen.

Ein Glück, dass Löffler uns einen Geländewagen gegeben hat, dachte Mark beim Anblick der Straße und hielt an, um auf Allradantrieb umzustellen.

Die Straße war jetzt nur noch eine unebene Piste mit tiefen, verhärteten Fahrrinnen und Schlaglöchern, gegen die sogar die Hofeinfahrt zur Werkstatt von Harry Schmitz verblasste. Nur im Schnecken tempo kamen sie vorwärts und wurden dabei kräftig durchgerüttelt. Einmal sah Mark ein Schlagloch zu spät und der Jeep setzte unerwartet hart auf, so dass seine Insassen sich ordentlich die Köpfe an der Wagendecke stießen. Die Gegend gefiel ihnen jedoch: Kleine Häuser und Hütten inmitten landwirtschaftlicher Parzellen, das Ganze geprägt vom Grün der Obstbäume, Hecken und Bananenpflanzungen. Dazu erhaschten sie im Vorbeifahren viele kleine Einblicke in das familiäre Leben der Menschen, das sich aufgrund des warmen Tropenklimas größtenteils unter freiem Himmel abspielte: Hier wurde gerade draußen gekocht oder gegessen, dort Wäsche gewaschen oder getrocknet, Mittagsschlaf oder Nachbarschaftsschwatz gehalten. Eine Privatsphäre schien kaum zu existieren, nahezu alles geschah öffentlich. Und überall sprangen Kinder jeglichen Alters umher, spielten miteinander, hüteten kleinere Geschwister oder Ziegen. Keiner schien allein gelassen, jeder gehörte dazu und war Teil der Gemeinschaft.

Den Wegrand säumten auch immer wieder vereinzelt winzige Läden und Erfrischungsstände – doch hätte Marie-Claire sie nicht ausdrücklich darauf aufmerksam gemacht, wären sie ihnen überhaupt nicht aufgefallen. Ihr europäisch geprägter Blick war auf eine gänzlich andere Art der Wahrnehmung getrimmt und erwartete als Erkennungsmerkmale eines Ladens farbige oder gar leuchtende Reklametafeln, eine Beschriftung an der Außenfassade oder zumindest ein Hinweisschild am Straßenrand. Doch nach derartigen Merkmalen konnte man hier vergeblich Ausschau

halten. So mussten sie von Marie-Claire erst lernen, dass sich in einer unansehnlichen, windschiefen Bretterbude mit einer einzelnen, großen Fensteröffnung ohne Fensterglas darin durchaus ein einfacher Verkaufsladen verbergen konnte. Ein ähnlich einfacher Bretterverschlag mit türlosem Eingang konnte sich als ein kleiner Getränkeverkauf entpuppen.

So leicht kann es passieren, aus Unkenntnis Dinge zu übersehen, die einem direkt vor der Nase liegen, ging es Mark durch den Kopf. Je mehr er an Neuem sah und erlebte, desto interessanter erschien ihm Afrika und desto stärker wuchs seine Zuversicht, schon bald ein interessantes Diplomarbeitsthema zu finden. *Vielleicht ja eine Untersuchung zur Infrastruktur des ländlichen Raums...*, überlegte er, während er das Auto durch das unruhige Gelände manövrierte.

„Und wissen Sie, was das da drüben bedeutet?“ unterbrach Marie-Claire seine Überlegungen und wies auf irgendein Detail, das einmal mehr lediglich für eingeweihte Afrikaner sichtbar zu sein schien. Julie und Solveig, die angestrengt nach etwas Auffälligem suchten (Mark musste ja vorrangig die Straße im Auge behalten), hatten jedenfalls keine Idee, worauf sie anspielen mochte. „Was meinten Sie?“ fragte Julie verwirrt.

„Haben Sie nicht gerade eben die leere Bierflasche mit dem Bananenblatt darin unter dem Baum stehen sehen?“

Die beiden verneinten und Marie-Claire warf ihnen einen belustigten Blick zu. „Eeh ... Das ist ein Zeichen, ein Reklameschild sozusagen. Es besagt, dass es in dem Haus dahinter Bananenbier zu kaufen gibt.“

„Bananenbier“, wiederholte Mark mit großen Augen, „das klingt ja mal interessant. Wie schmeckt das denn?“

„Oh, es schmeckt sehr gut und satt macht es obendrein“, ließ Marie-Claire ihn wissen und kicherte.

„Und jeden Sonntag sind die Männer hier auf dem Land davon betrunken. Sie werden es morgen vielleicht selbst sehen, denn es ist gerade Monatsanfang, dann haben alle noch Geld und trinken. Am Monatsende wird nicht mehr so viel getrunken, weil dann kaum jemand mehr Geld hat.“

Über diese simple Logik erheitert stimmten die drei in ihr Lachen ein. Von dem Geschmack des Bananenbiers waren sie zwar noch nicht überzeugt, nahmen sich jedoch vor, es bei Gelegenheit zu probieren. Auf einmal rief Marie-Claire „Stopp, hier können Sie mich aussteigen lassen!“

Sie hielten an einer Bananenpflanzung. Dort saß ein kleiner Junge hinter einem windschiefen Tisch auf einer Holzkiste. Auf dem Tisch hatte er seine bescheidene Ware zum Verkauf ausgelegt, bestehend aus einzelnen

Zigaretten, Kaugummis und Bonbons, und starrte mangels Kundschaft neugierig zu ihnen herüber.

„Mein Haus ist nur wenige Meter entfernt hinter dem Bananefeld, doch es führt keine befahrbare Straße dort hin. Werden Sie den Weg wieder zurückfinden?“

„Kein Problem“, meinte Mark lässig.

„Dann vielen Dank, dass Sie mich mitgenommen haben – bis morgen.“

„Wir haben zu danken. Jetzt wissen wir auf jeden Fall schon mal, wo es Bananenbier gibt“, entgegnete er augenzwinkernd. Sie verabschiedeten sich und er wendete den Jeep auf dem schmalen Weg geschickt in drei Zügen, um zurück in die Stadt zu fahren.

Hinter den Hügelkuppen in der Ferne senkte sich die Sonne bereits herab, um wie in den Tropen üblich binnen kürzester Zeit wie ein Stein vom Himmel zu fallen und von jetzt auf gleich schwarze Nacht hereinbrechen zu lassen. Sie beeilten sich, um noch im letzten Tageslicht bis zur Asphaltstraße zu gelangen.

„Die ist ja total lieb“, meinte Julie. „Aber der Doyen – ich weiß nicht ... Der Löffler hatte wahrscheinlich recht mit seiner Einschätzung, dass man ihn ein bisschen mit Samthandschuhen anfassen muss.“

„Wohl wahr“, stimmte Mark zu. „Er war zwar so ganz nett und scheint uns bei unserer Arbeit ja auch unterstützen zu wollen. Aber ich hab den Eindruck, dass er auch ein richtiges Schlitzohr ist. Außerdem sollten wir aufpassen und in seiner Gegenwart keine heiklen Dinge auf Deutsch sagen. So perfekt, wie er unsere Namen ausgesprochen hat, versteht er uns womöglich.“

„Hm, damit könntest du recht haben“, überlegte Julie. „Dann also sicherheitshalber kein deutsches Wort in seiner Gegenwart! Auf jeden Fall aber geb’ ich dir Recht mit dem Schlitzohr. Ich hab fast ’nen Fön gekriegt vorhin, als er nicht einsehen wollte, warum Klaus und Winnie nicht jetzt schon nach Kuranda kommen können.“

„Na ja, ich hab den Brief aus Stuttgart zwar nicht gesehen“, schaltete Solveig sich ein, „aber je nachdem, welcher Ton darin angeschlagen wurde, ist seine Reaktion vielleicht sogar verständlich. Ich wäre auch verärgert, wenn ich hier als Afrikaner säße und die überheblichen Deutschen, die keine Ahnung davon haben, was vor Ort Sache ist, schickten mir irgendwelche Befehle. Ich glaube, er hätte es gern gesehen, wenn Klaus und Winnie an unserer Stelle jetzt schon persönlich gekommen wären, und ihn in die Erstellung des Bepflanzungsplans für die Versuchsfelder einbezogen hätten. Wie Herr Löffler sagte – er fühlt sich von denen wahrscheinlich übergangen und nicht so recht anerkannt.“

„Ja, das glaube ich auch“, stimmte Mark ihr zu. „Zu Marie-Claire war er übrigens nicht so richtig nett, ist euch das auch aufgefallen? Zuerst hatte er doch einfach so bestimmen wollen, dass sie uns morgen im Marabut wieder treffen soll. Dabei weiß er doch sicher, wo sie wohnt und wie weit das ist. Er hätte sie das alles zu Fuß gehen lassen und wieder zurück, wenn sie ihn nicht darum gebeten hätte, uns zu fragen, ob wir sie nicht bringen und wieder abholen könnten. Aber Hauptsache, er selbst kommt im Auto nach Hause.“

Julie und Solveig nickten.

„Und dass er ihr kein Getränk bestellt hat war auch nicht nett“, fuhr er fort. „Wobei ich mir allerdings nicht sicher bin, ob er nicht von Anfang an einfach davon ausgegangen ist, dass wir schon alles auf Projektkosten laufen lassen würden. Gut, vielleicht hat er selbst ja auch nicht so viel Geld, aber als Doyen sicher mehr als die meisten hier.“

„Ich fand das mit der Rechnung ziemlich unverschämt“, meinte Julie. „Und was soll eigentlich dieses komische „Eeeh“ andauernd heißen?“

Solveig und Mark lachten über die Art und Weise, wie sie seinen Tonfall imitierte, hatten jedoch auch keine passende Erklärung parat. Währenddessen versank die Sonne in Sekundenschnelle hinter den Hügeln und sie erreichten die Hauptstraße gerade noch im letzten Licht des Tages.

Spätabends, nach einem teuren, jedoch sehr wohlschmeckenden Abendessen und einem Primus¹³ im Marabut, trennten sich schließlich ihre Wege und jeder zog sich in sein kleines Zimmer im Hotel Salama zurück.

Endlich alleine, dachte Solveig aufatmend. Julie und Mark waren zwar ganz nett, trotzdem empfand sie es als recht anstrengend, den ganzen Tag über mit den beiden zusammen zu sein, sämtliche Entscheidungen gemeinsam treffen zu müssen und keine Zeit für sich allein zu haben. Das konnte ja noch heiter werden in den kommenden Monaten! Zwar war sie alles andere als eine Einzelgängerin, schätzte jedoch zwischendurch auch die Momente ohne Gesellschaft, um ihren Gedanken nachzuhängen oder sich einem Buch zu widmen.

Drei Romane hatte sie mitgenommen, einen pro Monat, mehr hätten zusammen mit der Fachliteratur entschieden zu viel Platz in ihrem Rucksack eingenommen. Neben zwei Büchern, die in Afrika spielten, hatte sie im krassen Gegensatz dazu aus Platzgründen noch ein kleines, gelbes Reclam-Heftchen mit dem Titel „Peer Gynt“ eingepackt, das ihr

¹³ Belgische Biersorte

ein norwegischer Erasmus-Student geschenkt hatte, da die weibliche Hauptrolle darin Solveig hieß. Ansonsten hatte sie einige Kilo Fachliteratur zu tropischer Landwirtschaft und Bodenkunde dabei, unter anderem auch Aufsätze von Klaus Kaiser und Uwe Wöhner.

Nachdem sie im Bad fertig war, krabbelte sie unter dem Moskitonetz hindurch und streckte sich gemütlich auf dem französischen Bett aus, was nach der langen unbequemen Autofahrt eine Wohltat war. Kuranda gefiel ihr auf Anhieb sehr gut. *Hier kann man es sicher ein Weilchen aushalten, erst recht mit einer Aufgabe wie der Projektleiterstelle*, überlegte sie, nahm einen aus einer Fachzeitschrift kopierten Artikel über Gründungsversuche bei P.I.A.F. von Uwe Wöhner vom Nachttisch und überflog ihn nochmals. Bevor sie sich Gedanken über sinnvolle Anknüpfungspunkte an bereits bei P.I.A.F. durchgeführte Arbeiten machen konnte, würde sie sich zunächst allgemein mit den lokalen Voraussetzungen der Landwirtschaft vertraut machen müssen: Wie stellte sich nach Beendigung des Krieges die Ausgangssituation der Landwirtschaft dar? Was waren die Hauptanbauprodukte der Kleinbauern? Wie groß waren ihre Anbauflächen? Welche Anbaumethoden wurden praktiziert? Wurden Erosionsschutzmaßnahmen ergriffen? Gab es staatliche Unterstützung? Fragen über Fragen, die es zu klären galt.

Was für Solveig auf jeden Fall feststand war, dass sie als stellvertretende Projektleiterin P.I.A.F. nicht einfach nur nach Anweisung aus Stuttgart leiten, sondern die Forschungen selbst aktiv mitgestalten und dabei in eine neue Richtung lenken wollte. Ihrer Ansicht nach sollten künftige Forschungen mehr an der Lebensrealität der Bauern orientiert sein, was bislang kaum der Fall gewesen war, da der Schwerpunkt zunächst ausschließlich auf Grundlagenforschung gelegen hatte. Sie war sich sicher, dass Uwe Wöhner ihr diesbezüglich wertvolle Tipps würde geben können. *Und wer weiß*, dachte sie, *vielleicht wird obendrein sogar noch ein Thema für eine Doktorarbeit dabei herauspringen, die ich dann sogar größtenteils in die Projektarbeit integrieren könnte.*

Genügend Zeit für die Ausarbeitung eines solchen Vorhabens stünde ihr durchaus zur Verfügung, da Klaus Kaiser und Professor Wienands frühestens in sechs Wochen in Kuranda erwartet wurden.

Wenn alles gut geht, überlegte sie, *könnte ich Ende Januar schon wieder hier in Kuranda sein. Mit der Stelle, mit einem Promotionsthema und ohne die beiden anderen ...*

Erschreckt zuckte sie zusammen, als sie plötzlich einen Schatten auf dem Fußboden vorbeihuschen sah. Sie wandte den Kopf und sah eine mehrere Zentimeter große Kakerlake eilig unter ihrem Bett verschwinden.

An die werde ich mich auch erst wieder gewöhnen müssen, seufzte sie und prüfte nochmals, ob das Moskitonetz auch wirklich an allen Stellen ihre Schlafstatt gegen unerwünschte Bettgenossen abschloss. Dann knipste sie das Licht aus und kuschelte sich in ihr Kissen.

Wie schön, wieder in Afrika zu sein, war ihr letzter Gedanke vor dem Einschlafen.

„Dort vorne rechts abbiegen“, sagte Marie-Claire und wies auf eine Stelle, wo die asphaltierte Hauptstraße Kurandas von einer rötlich-braunen Staubpiste gekreuzt wurde.

Julie, die sich erstmals hinters Steuer gewagt hatte, warf ihr einen kurzen Seitenblick zu, wie um sich zu vergewissern, ob sie sich auch wirklich nicht irrte. Dann fuhr sie vorsichtig, um und den Insassen unnötige Stöße zu ersparen, von der Teerstraße hinunter auf den roten Sandboden.

Im Gegensatz zu der schmalen Piste, die durch Marie-Claires Wohngegend führte, war dieser Weg ähnlich breit wie die Hauptstraße und gleichfalls zweispurig angelegt. Die beiden Fahrbahnen waren durch einen schmalen Graben voneinander getrennt, in dessen Mitte im Abstand von etwa fünfzig Metern hohe Laternenmasten standen, die so gar nicht zum Erscheinungsbild der unbefestigten Straße passen wollten.

„Kein Geld zum Asphaltieren, aber für überdimensionierte Straßenlaternen“, stellte Julie nüchtern fest.

„Scheint ein Erbe der Belgier zu sein, diese Festtagsbeleuchtung“, meinte Mark achselzuckend. „Und Verkehrsschilder haben sie auch großzügig verteilt, wie man sieht.“

Tatsächlich war der Wegrand zu beiden Seiten geradezu gespickt mit Vorfahrts-, Stopp- Fußgängerüberweg- und sonstigen Schildern, was am Rande einer Sandpiste ebenfalls seltsam anmutete. Der Weg führte steil bergab und befand sich in recht schlechtem Zustand, so dass sie den Hang geradezu hinunterpolterten. Zu beiden Seiten blickten sie auf hohe Zäune, Hecken, Mauern mit aufgesetztem Stacheldraht und mit in die Simse eingelassenen Glasscherben sowie auf hohe Eisentore, welche den Blick auf die dahinter befindlichen Grundstücke erschwerten. Hier und da kreuzten parallel zum Hang kleinere Nebenstraßen ihren Weg. Außer ihnen waren keine weiteren Autos unterwegs, dafür umso mehr Fußgänger und Fahrradfahrer, die, wie Marie-Claire erklärte, zumeist gerade aus dem Gottesdienst kamen.

„Dort unten ist es“, sagte sie, als sie den Hügel gut zur Hälfte hinuntergefahren waren. „Das große blaue Tor vorne rechts. Hupen Sie einfach, Suriyah wird kommen und von innen öffnen.“

Julie holte in einem großzügigen Bogen aus, um halbwegs gerade in die schmale Toreinfahrt hineinzukommen, die sich hinter einem weiteren kleinen Graben befand, über den ein schiefer Holzsteg führte. Dabei hätte sie um ein Haar den Graben in der Straßenmitte übersehen und hätten sie

jetzt schon den längeren Pickup anstelle des kurzen Suzukis gehabt, wären sie mit Sicherheit im Straßengraben gelandet.

Frauen am Steuer, dachte Mark schmunzelnd. Indes hupte Julie zweimal kurz, worauf das hohe, zweiflügelige Eisentor, in dessen rechter Hälfte eine schmale Eingangstür für Fußgänger integriert war, von innen geöffnet wurde.

„Sesam öffne dich“, murmelte Solveig.

„Kein schlechter Service hier, was?“ meinte Julie anerkennend und rollte vorsichtig über den gebrechlichen Holzsteg auf das Grundstück. Dort sahen sie, dass ein kleiner Junge ihnen geöffnet hatte, der beim Gehen das linke Bein nachzog. Sobald sie den Eingang passiert hatten verriegelte er das Tor eilfertig wieder.

Neben einer Art Schuppen oder Garage hielten sie und stiegen aus. Vor ihnen befand sich das Projekthaus von P.I.A.F., ein großes Steinhaus mit Eisengittern vor den Fenstern und einer langen überdachten Veranda. Davor erstreckte sich eine weite, sanft geneigte Rasenfläche, die seitlich durch hohe Hecken begrenzt wurde und so den Garten von den Nachbargrundstücken trennten. Von der Veranda aus bot sich eine wunderbare Fernsicht auf das Tal und die benachbarten Hügel. „Fast wie in ‚Jenseits von Afrika‘“, murmelte Julie beeindruckt.

„Bis auf das hier ...“, sagte Mark und deutete auf einen schrottreifen, honiggelben VW-Transporter, der an der linken Grundstücksgrenze stand und halb von wildem Gestrüpp überwuchert war. Sie traten näher heran und sahen, dass sowohl Heck- als auch Frontscheibe eingeschlagen waren. Die Schiebetüre war in ihrer Mitte tief eingedellt und so verzogen, dass sie nicht mehr richtig schloss. Das Wageninnere war voll ölverschmierter Kanister, prall gefüllter Müllsäcke und undefinierbarer Lumpen, die von winzigen Glassplittern übersät waren. Hinter dem Autowrack stand zu ihrer Verwunderung ein großer, durch zahlreiche kleinere Dellen, abgesprungene Lackierung und Rostflecken gezeichneter Gefrierschrank auf dem Rasen. Seine Türe stand sperrangelweit offen und gab den Blick auf noch mehr unansehnlichen Müll frei.

„Sieht mir eher nach Schrottplatz aus“, fügte Mark hinzu.

„Wem gehören diese Sachen? Stehen die schon lange hier?“ fragte Julie Marie-Claire.

„Das ist eines der alten Projektautos“, erklärte diese. „Und der Gefrierschrank stand früher in der Küche. Wahrscheinlich wollte ihn jemand stehlen, hat dann aber gemerkt, dass er zu schwer zu transportieren ist und hat ihn hier zurück gelassen.“

Eine kleine, schwächliche Frau, die sich ein Baby in einem bunt gemusterten Tragetuch auf den Rücken gebunden hatte, trat aus dem Haus. Sie trug ein farbenfrohes Kopftuch, ein rotes T-Shirt und ein ebenfalls buntes, langes Tuch um die Hüften geschlungen, das beinahe bis zum Boden reichte und die nackten Füße nahezu verbarg. Sie schlüpfte in ihre Flip-Flops, die sie auf der Veranda zurückgelassen hatte, und kam schlurfenden Schrittes auf sie zu.

„Das ist Suriyah“, stellte Marie-Claire die Frau vor. „Sie spricht kein Französisch. Und das ist ihre kleine Tochter Madeleine, gerade mal vier Monate alt. Sie ist vorgestern plötzlich krank geworden, darum musste Suriyah gestern mit ihr ins Krankenhaus und konnte nicht eher hier sauber machen.“

Sie reichten ihr reihum die Hand zur Begrüßung, wobei Suriyah ihre linke Hand auf ihren rechten Unterarm legte und ihren Kopf senkte. Die beiden Frauen wechselten ein paar Worte in ihrer Sprache und Marie-Claire herzte das Baby.

Der Junge, der ihnen das Tor geöffnet hatte, war inzwischen ebenfalls hinzugekommen, hielt jedoch Abstand zu der Gruppe, aus welchem er seine großen schwarzen Augen unruhig zwischen den Fremden hin und herwandern ließ.

„Was hat die Kleine denn?“ fühlte Julie sich gedrängt zu fragen, obwohl es sie in Wirklichkeit überhaupt nicht interessierte. „Geht es ihr wieder besser?“

„Der Arzt hat ihr Medikamente gegeben, es geht ihr heute schon viel besser. Wahrscheinlich hat sie Malaria“, antwortete Marie-Claire. Mark dachte an die teuren Medikamente zur Malariabehandlung, die er vorsorglich aus Deutschland mitgebracht hatte. Er war sich jedoch nicht sicher, ob diese für solch ein kleines Kind schon geeignet waren und zog es vor, sie der Frau besser nicht anzubieten.

Die beiden Afrikanerinnen verständigten sich wieder in ihrer Sprache, wobei das einzige, was die drei dabei immer wieder deutlich heraushören konnten, die lang gezogenen „Eehs“ waren, über die sie sich unauffällig amüsierten. Dann bedeutete Marie-Claire ihnen per Handzeichen, Suriyah und ihr in das Innere des Hauses zu folgen. Der Junge, der ihnen nicht namentlich vorgestellt worden war, schloss sich der Gruppe an. Mark zwinkerte ihm freundlich zu und das Kind lächelte scheu zurück. Dabei fiel Marks Blick auf das linke Bein des Jungen, das er beim Gehen leicht nachzog, und er entdeckte eine senkrecht verlaufende Narbe, die von der Mitte des Oberschenkels bis zum Knie hinabreichte. Eine weitere verlief mitten über den kleinen Fuß ...

Sie traten durch die zweiflügelige Eingangstür, in die von außen vergitterte Glasscheiben eingesetzt waren, in einen großen, leer stehenden Raum mit rötlichbraun getünchtem Steinfußboden. Zur Rechten befand sich eine Nische, die vermutlich als Essecke gedacht war. Die Wände waren kahl und teils natursteinbelassen, teils verputzt und weiß gestrichen, wobei die Farbe an vielen Stellen abgeblättert oder durch hässliche Schmutzflecken verunstaltet war. Gegenüber der Eingangstüre befand sich eine Durchreiche in der hinteren Wand, die von einer hölzernen Schiebetür verschlossen war und hinter der sie die Küche vermuteten. Sämtliche Fenster des Raumes waren von innen mit Fliegengittern versehen, die bei näherem Hinsehen an vielen Stellen eingerissen oder durchlöchert waren. Von der Decke hingen an drei Stellen Lampenkabel herab, Glühbirnen oder Lampenschirme fehlten.

Sie durchschritten den Raum und gelangten durch eine Tür schräg gegenüber der Eingangstüre in einen dunklen, schmalen Korridor. Von der Decke hing eine nackte Glühbirne, welche die Plünderer im Eifer des Gefechts wohl übersehen haben mussten. Mark betätigte probeweise den Lichtschalter, was jedoch nichts bewirkte. Rechts ging es wie erwartet in die Küche. Links neben dem Eingang zur Küche führte der Korridor zu einem verschlossenen Hinterausgang, in dessen Türe wie auch beim Vordereingang eine vergitterte Glasscheibe eingelassen war, durch die Tageslicht hereinflutete.

In der Küche hatten sie – wer immer es auch gewesen sein mochte, der das Haus geplündert hatte – immerhin einen Hängeschrank, einen Kühlschrank sowie die Spüle zurückgelassen. Letztere sah allerdings alles andere als appetitlich aus: Im Spülbecken befanden sich vergammelte Essensrückstände in einer trüben Wasserlache, die darauf hindeutete, dass der Abfluss verstopft war. Von einem kleinen Loch in der Schiebetür des Unterschranks führte eine stark frequentierte Ameisenstraße nach oben, verlief dort quer über die Spüle, um in einer Ritze zwischen schmutzigen Wandkacheln zu verschwinden.

„Fast wie im Studentenwohnheim“, kommentierte Solveig trocken. Angewidert verzog Julie das Gesicht und verließ den Raum während Mark sich über Solveigs Bemerkung amüsierte und sich eine Zigarette anzündete.

Sie verließen die Küche und folgten dem Gang nun in entgegengesetzter Richtung. Dabei passierten sie ein Badezimmer und ein Gäste-WC. Letzteres war praktisch nicht vorhanden, stattdessen starrten sie in ein dunkles, übel riechendes Loch im Boden, bei dessen Anblick Julie die Türe schnell wieder zuschlug. Schon auf das Schlimmste gefasst betraten

sie das Badezimmer, wurden dort jedoch positiv überrascht: Sämtliche vorhandenen sanitären Anlagen, bestehend aus einem Waschbecken, einer Badewanne und einer Toilette waren leidlich sauber und schienen intakt zu sein. Erleichtert atmeten sie auf. Zumindest das Essentiellste war also vorhanden.

Sie gingen weiter, um die Schlafzimmer zu besichtigen, die sich entlang der linken Seite des Hauses befanden. Es gab derer drei, allerdings von extrem unterschiedlicher Größe. Das größte und schönste befand sich neben dem Wohnzimmer und hatte drei große Fenster mit Blick auf Veranda und Garten. Ansonsten war es vollkommen leer, die Wände befanden sich in ähnlichem Zustand wie die im Wohnzimmer und es gab gleichfalls kein elektrisches Licht. Das mittlere Zimmer war vergleichsweise winzig und hatte lediglich ein einziges Fenster an der schmalen Hausseite, von wo aus man ebenfalls einen Teil des Gartens sowie auf ein benachbartes Grundstück sehen konnte. Dafür verfügte es über zwei geräumige, unbeschädigte Einbauschränke entlang der Wandseite zum großen Schlafzimmer. Auch hier baumelte lediglich ein Stromkabel von der Decke. Das dritte Zimmer schließlich befand sich an der Rückseite des Hauses neben dem Badezimmer. Es war wie erwartet ebenfalls leer und hatte zwei große Fenster, durch die man auf den rückwärtigen Teil des Grundstücks blickte. Licht war auch hier Fehlanzeige.

Sie gingen zurück ins Freie und setzten sich auf das niedrige Mäuerchen, das vor der Veranda parallel zum Haus verlief und in dem die Stützpfiler für das Verandadach verankert waren. Dabei fiel ihnen eine riesige Pflanze auf, die vor der Mauer auf dem Rasen ziemlich genau mittig zum Haus wuchs: Sie bestand aus knapp zwei Meter langen, lanzettförmigen Blättern mit stacheligen Spitzen, die, ausgehend von einem zentralen Punkt in Bodennähe, in sämtliche Richtungen abstanden, was vage an die Form eines riesigen, grünen Igels erinnerte. Allerdings wurde diese Assoziation von einem aus der Mitte des Gewächses senkrecht in den Himmel ragenden, eigentümlichen Stämmchen gestört.

„Weiß jemand, was das ist?“ fragte Mark und deutete auf die Pflanze, während er seine Zigarette auf der Mauer ausdrückte.

„Irgendeine eine Agavenart“, erklärte Solveig. „Dieser Stamm in der Mitte, der wie ein riesiger, grüner Spargel aussieht, wird wohl noch ein gutes Stück in die Höhe wachsen. So weit ich weiß, stirbt die ganze Pflanze ab, nachdem sie einmal geblüht und Früchte getragen hat. Vielleicht können wir den ganzen Lebenszyklus noch mitverfolgen, so lange wir hier sind.“

„Schade, dass die ganze Pflanze dann eingeht“, meinte Mark, „macht sich nämlich ganz gut, so genau in der Mitte vor dem Haus.“

„Und das Haus selbst ist auch total schön“, schwärmte Julie. „Ich konnte zwar nicht erkennen, dass darin besonders viel geputzt worden ist, vor allem nicht in der Küche ...“, sie sah sich kurz nach Marie-Claire und Suriyah um, die in einiger Entfernung beisammen standen und sich unterhielten, „aber immerhin steht es noch und es ist nicht alles gestohlen oder zerstört, wie Löffler gemeint hat.“

„Wer weiß, wie es vorher da drin ausgesehen hat, bevor Suriyah geputzt hat“, sagte Mark zu deren Verteidigung. „Aber wenn wir es schaffen, morgen irgendwo Betten und Matratzen aufzutreiben, könnten wir vielleicht doch schon einziehen, oder was meint ihr?“

Einhellig stimmten die beiden Frauen zu. „Je eher, desto besser“, meinte Julie.

„Na, dann lassen wir uns jetzt am besten die Hausschlüssel geben und fahren Marie-Claire zurück. Vielleicht kann sie uns vorher ja noch kurz die Versuchsfelder zeigen“, schlug Solveig vor.

„Gute Idee, die würde ich auch gerne noch sehen“, stimmte Mark ihr zu und auch Julie nickte. „Hoffentlich hat sie noch ein wenig Zeit, schließlich ist ja heute Sonntag.“

Marie-Claire hatte Zeit. Sie lachte sogar schallend, als Julie ihrer Frage vorsichtig hinzufügte, dass sie nicht darauf bestehen würden – nur, wenn sie wirklich nichts anderes vorhätte.

„In der Landwirtschaft ist ein Sonntag ein Arbeitstag wie jeder andere, zumal wir auf den Versuchsfeldern zeitlich etwas in Verzug sind. Ich wollte heute sowieso noch dorthin, um nachzusehen, wie die Feldarbeiten vorankommen.“ Sie blickte zu Suriyah, die abwartend in einiger Entfernung stand.

„Sie müssen Suriyah noch ihren Lohn fürs Säubern geben“, erklärte sie und nannte einen Betrag, der erstaunlich gering war. Dennoch wunderte sich Julie, da sie gedacht hatte, dass der Doyen beziehungsweise die Fakultät die Frau für ihre Arbeit bezahlen würde. Da hatte sie sich wohl geirrt. Sie händigte Suriyah den Geldbetrag aus und nahm im Gegenzug die Hausschlüssel entgegen. Dann verabschiedeten sie sich von ihr und dem Jungen, der rasch zum Tor humpelte, um es für sie zu öffnen.

Diesmal war Solveig mit Fahren an der Reihe. Marie-Claire wurde der Beifahrersitz überlassen und Mark und Julie machten es sich so gut es ging auf der Rückbank bequem. Draußen vor dem Grundstück hielten sie

noch einmal kurz an, um auf Marie-Claire's Geheiß das Tor und den Türeingang abzuschließen, dann fuhren sie los.

„War das ein Sohn von Suriyah?“ fragte Mark Marie-Claire.

„Nein, das war ihr kleiner Neffe, der bei ihr und ihrem Mann im Hause lebt“ antwortete sie.

„Was ist denn mit seinem Bein passiert?“

„Das geschah während der Unruhen ...“ Marie-Claire's Stimme senkte sich. „Seine Eltern und Geschwister wurden getötet, aber er hat schwer verletzt überlebt. Er hat großes Glück gehabt.“

Am Eingang zum Campus der Universität stoppten sie an dem Militärposten. Marie-Claire nahm ihre Passierscheine und regelte die Formalitäten mit den jungen Soldaten, die sie mit ernster Mine ansahen, jedoch anstandslos passieren ließen. Hinter der Schranke bogen sie auf einen Feldweg, der unterhalb des geteerten Hauptweges in einem Bogen den Hügel des Universitätsgeländes umrundete. Viel konnten sie aus diesem Blickwinkel von der Universität nicht sehen, doch dafür würde sich sicher noch ein andermal Gelegenheit bieten. Als der Weg mitten in einen dichten, duftenden Eukalyptuswald hineinführte zeigte Marie-Claire auf einmal hinauf in die Baumkronen, wo sich die Zweige hin und herbewegten, und sie konnten ein Rudel kleiner grau-brauner Äffchen ausmachen, die akrobatisch von Ast zu Ast sprangen.

An einer Weggabelung parkten sie das Auto auf Marie-Claire's Geheiß hin am Wegrand und folgten ihr zu Fuß den Steilhang hinunter, mitten durch den duftenden Wald. Das mit Ausnahme ihrer eigenen Schritte einzige hin und wieder vernehmbare Geräusch war ein Rascheln in den Baumkronen und das schrille Kreischen der Affen, das sie zum lachen brachte. Nach etwa fünfzig Metern stießen sie auf einen parallel zum Hang verlaufenden Feldweg, der an seiner dem Gefälle abgewandten Seite von einer hohen Hecke und vereinzelt kleineren Bäumen begrenzt war. Diesem folgten sie vielleicht zwanzig Meter weit, bis Marie-Claire, die den Trupp anführte, plötzlich Halt machte und lächelnd auf ein in der Hecke nahezu verborgenes, schlichtes Holzschild wies, auf dem untereinander in verschnörkelter Schrift die Buchstaben „P.I.A.F.“ zu lesen waren. „Voilà“, sagte sie. „Da wären wir. Hier sind die Versuchsfelder von P.I.A.F.“ Neben dem Schild befand sich ein schmaler Durchlass in der Hecke, von dem aus ein Trampelpfad steil den Hang hinunter führte. Zu beiden Seiten befanden sich größtenteils brach liegende Felder, die seitlich von zurück geschnittenen Hecken eingerahmt waren, deren kahle, abgeschnittene Äste einen starken Kontrast zu den ungestutzten, scheinbar wild wuchernden Hecken weiter unten bildeten. Solveig blieb

abrupt stehen und wandte sich an Mark, der ihr dicht auf den Fersen folgte und beinahe in sie hineingerannt wäre. „Vielleicht ist das ja die Brache, von der Herr Löffler gesprochen hat“, meinte sie spöttisch.

Die Versuchsfläche von P.I.A.F. war größer, als sie es sich vorgestellt hatten, und bestand aus vier parallel verlaufenden Feldreihen, die durch schmale Trampelpfade voneinander getrennt waren. Diese vier Hangabschnitte waren ihrerseits parallel zum Gefälle in zahlreiche kleinere Parzellen unterteilt, die an ihrem unteren Ende jeweils durch aufgegrabene Erosionsschutzgräben und -wälle begrenzt wurden. Die Erdwälle waren mit Napier Grass¹⁴, Hecken oder Baumreihen bepflanzt, um erodierenden Boden aus höher gelegenen Hangregionen aufhalten zu können, wodurch im Laufe der Zeit praktisch wie von selbst eine vorbildliche Hangterrassierung entstehen sollte, wie Marie-Claire erklärte. Durch diese wurde die Hangneigung auf den Parzellen allmählich reduziert und somit die Gefahr der Bodenerosion verringert.

Etwa in der Mitte des Geländes befand sich ein Geräteschuppen mit einem ebenen, grasbewachsenen Vorplatz, auf dem Marie-Claire sich kurz mit einem Mann des Feldarbeitertrupps unterhielt, welcher etwas weiter unten gerade eines der Felder mit Hacken bearbeitete und die Hecken mit Hilfe von Pangas beschnitt. Julie, Solveig und Mark blieben am Feldrand stehen und grüßten die arbeitenden Frauen und Männer, die lächelnd zurückwinkten, ohne dabei ihre Arbeit zu unterbrechen. Sie waren alle von kleiner Statur und auffallend mager, so dass man sich wundern musste, woher sie die Energie nahmen, um dennoch kraftvoll die Hacke zu schwingen und den harten, trockenen Boden aufzulockern. Unwillkürlich musste Solveig bei diesem Anblick an die Worte Herrn Löfflers zurückdenken: „... *Unbescholtene Bauern griffen da zu ihren Hacken und Pangas, aber nicht, um ihre Felder zu bearbeiten ...*“ und sie spürte, wie sie trotz der schwülen Hitze erschauerte und eine Gänsehaut bekam.

„Diese Arbeit nennt sich *premier labour*“, erklärte Marie-Claire, die wieder zu ihnen aufgeschlossen hatte. „Der Boden wird dabei gelockert und gewendet und das Unkraut gejätet. Sie haben von unten mit der Arbeit begonnen, das heißt es wird noch etwas dauern, bis sie alle Parzellen bearbeitet haben werden. Wenn sie oben dann fertig sind, können sie unten gleich mit dem zweiten Durchgang, der *deuxième labour* beginnen. Dabei wird der Boden nochmals mit der Hacke gewendet und direkt im Anschluss daran wird ausgesät.“

„Das klingt aber ziemlich aufwändig und anstrengend“, meinte Mark und Solveig fragte ungläubig: „Muss man wirklich *zweimal* umgraben?“ Marie-

¹⁴ Grasart zur Bodenbefestigung, auch zur Viehfütterung geeignet

Claire nickte und kaute auf einem Zweig, den sie zuvor vom Boden aufgelesen hatte.

„Bis wann sollten wir dann also das Saatgut besorgt haben?“ fragte Julie.

„Je eher, desto besser“, entgegnete Marie-Claire, weiter auf dem Zweig herumkauend, „spätestens jedoch Anfang übernächster Woche. Ich habe anhand des Bepflanzungsplans eine Liste aufgestellt, was wir noch an Saatgut benötigen. Zwei weitere Hacken könnten wir auch dringend noch gebrauchen. Ich hätte alles schon längst selbst besorgt, aber die Universität hat momentan kein Geld dafür.“ Sie spuckte auf den Boden und ließ den angekauerten Zweig fallen.

„Die Hacken können wir gleich morgen kaufen“, überlegte Julie laut. „Mit dem Saatgut warten wir besser noch ein paar Tage, denn ich hoffe darauf, dass wir vorher den Pickup aus der Werkstatt holen können. Mit dem Miniauto hier können wir ja nichts transportieren. Möbel für das Projekthaus übrigens auch nicht.“

Anschließend zeigte Marie-Claire ihnen noch die Erosionsmessenanlage, die sich an der unteren Grenze des P.I.A.F.-Geländes befand und einen ziemlich heruntergekommenen Eindruck machte. Die Holzaufbauten auf den in den Hang einbetonierten Sammelbecken für ablaufendes Regenwasser und erodierten Boden waren größtenteils zusammengebrochen, die Wellblechabdeckungen stark beschädigt. Hier gab es auf jeden Fall noch einiges zu reparieren, doch das würde warten müssen, da die Aussaat Vorrang hatte.

Auf einer Parzelle oberhalb der Erosionsmessenanlage waren entlang des Gradienten Auffangbehälter für Niederschlagswasser in den Boden eingelassen. Am Rand des Feldes stand das Niederschlagsmessgerät, das glücklicherweise unbeschädigt war, und für welches sie aus Stuttgart die von Marie-Claire angeforderten Messpapierrollen mitgebracht hatten, da solche Dinge derzeit nirgendwo im Land zu bekommen waren. Freudig nahm Marie-Claire sie entgegen, setzte mit geübten Handgriffen eine Rolle an der vorgesehenen Stelle ein und verschloss das Gerät wieder.

Den restlichen Nachmittag verbrachten sie auf den Versuchsfeldern und ließen sich von Marie-Claire noch so einiges zum Anbau und zu den Kulturpflanzen erklären. Alle drei machten sich eifrig Notizen und waren nicht wenig beeindruckt von Marie-Claires Fachwissen.

„Meinst du, wir können ihr das „du“ anbieten?“ fragte Solveig Mark leise, als Marie-Claire sich kurz wieder einem Feldarbeiter zuwandte. „Wie es aussieht ist sie ja sogar jünger als wir. Oder meinst du, wir fallen damit zu sehr mit der Tür ins Haus?“

„Warum nicht?“, entgegnete Mark eben so leise. „Aber schlag du ihr das besser vor, das sähe sicher nicht so gut aus, wenn das von mir ausginge.“ Solveig musste über seine Zurückhaltung grinsen und unterbreitete Marie-Claire ihren Vorschlag, die sich sehr darüber zu freuen schien, von ihnen als Ihresgleichen behandelt zu werden. Schüchtern erkundigte sie sich nochmals nach ihren Namen und wiederholte sie leise. Lediglich die Aussprache von Solveigs Namen bereitete ihr Schwierigkeiten, der Rest war ja auch sehr einfach: Julie blieb Julie und wurde einfach mit französischer Intonation ausgesprochen, Mark blieb Mark, nur Solveigs Name klang bei ihr auch nach mehrmaligen Versuchen bestenfalls wie „Solvée“, woraufhin alle lachen mussten, einschließlich sie selbst. Sie bat Solveig schließlich um eine Erklärung des Namens oder eine Eselsbrücke, die ihr bei der Aussprache behilflich sein könnte. Solveig überlegte und erklärte, dass es sich um einen skandinavischen Namen handle, der mit „Kraft der Sonne“ übersetzt werden konnte. Dadurch kamen sie immerhin auf *Soleil*¹⁵ und damit konnten sowohl Marie-Claire als auch Solveig leben.

Der Tag neigte sich allmählich seinem Ende zu und sie brachten Marie-Claire wieder nach Hause. Als sie an derselben Stelle wie am Vortag anhielten, um sie aussteigen zu lassen, kam aus dem Bananefeld eine Horde kleiner Kinder angelaufen, die mit großen Augen vor dem Wagen stehen blieben. Marie-Claire stieg aus und fragte sie etwas in ihrer Sprache, worauf alle lauthals lachten und durcheinander riefen. Ein kleines Mädchen mit lustigen, in alle Himmelsrichtungen abstehenden Zöpfchen, das ein noch kleineres Kind auf dem Arm trug, trat hervor und Marie-Claire nahm das Kleine freudig entgegen und küsste es. Dann wandte sie sich an Julie, Solveig und Mark, die inzwischen auch ausgestiegen waren, und verkündete stolz: „Das ist mein Sohn Patrice.“ Sie nahm die kleine Hand des etwa zweijährigen Jungen und sprach zu ihm: „Sag schön bonjour, Patrice.“ Ängstlich blickte das Kind zwischen seiner Mutter und den fremden Weißen hin und her, verzog das Gesicht dann zu einer Grimasse und begann lauthals zu weinen. Die umstehenden Kinder brachen in brüllendes Gelächter aus und auch Marie-Claire lachte, während sie zugleich ihren Sohn liebevoll an sich drückte und ihm tröstend über den Hinterkopf strich. Julie, Solveig und Mark kamen sich zwar wieder einmal ziemlich komisch vor, mussten jedoch auch einfach in dieses ansteckende Lachen einstimmen, das bereits die Aufmerksamkeit einiger Fußgänger und Nachbarn auf sich gezogen hatte, die neugierig

¹⁵ Sonne

stehen blieben und sich wunderten, wer diese fremden Weißen waren und was es da wohl zu lachen gäbe.

„Er hat noch nie *Wazungu* gesehen“, versuchte Marie-Claire ihren Sohn zu entschuldigen. Die drei sahen sie fragend an. „Weiße, Europäer“, übersetzte sie und einige Kinder wiederholten das Wort mehrmals in einer Art monotonem Singsang, den sie von ihren Pausen auf der Fahrt nach Kuranda wieder erkannten.

„Ist das irgendwie wertend gemeint?“ fragte Mark unsicher.

„Nein“, versicherte Marie-Claire, die Patrice etwas hatte beruhigen können und ihn nun neben sich auf dem Boden absetzte, wo er sich an ihr Bein festgeklammert hielt und sich hinter ihr zu verbergen versuchte.

„Es ist ein völlig wertneutrales Wort. Aber Weiße waren selten hier in den letzten Jahren, insbesondere in dieser Gegend, wo niemand zufällig vorbeikommt. Wenn sich dann doch einmal einer hierher verirrt, sind die Kinder nicht mehr zu halten und rufen laut *Mzungu*. Sie freuen sich einfach.“

Patrice schien sich derweil halbwegs an das Aussehen der Fremden gewöhnt zu haben und hatte herausgefunden, dass er die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich ziehen konnte, indem er sich zunächst hinter seiner Mutter versteckt hielt, dann vorsichtig wieder mit seinem Kopf hinter ihrer Hüfte in Richtung der Fremden hervorlugte, um ihn plötzlich blitzschnell wieder zurück zu ziehen. Die Kinder jedenfalls amüsierten sich sehr darüber.

„Möchtet ihr kurz sehen, wo ich wohne?“ fragte Marie-Claire. Sie stimmten zu und sogleich machte sich ein großer Pulk auf den Weg durch die Bananenpflanzung: Voran Marie-Claire, die Patrice an der Hand führte (weswegen es auch nur sehr langsam voran ging), es folgten Mark, Solveig und Julie und dahinter die Gruppe Kinder sowie einige neu Hinzugekommene, die das Spektakel zuvor beobachtet hatten und sich ihnen spontan anschlossen. So gingen sie im Gänsemarsch etwa dreißig Meter weit durch den Bananenhain bis dieser sich lichtete und sie eine Art offene Hoffläche betraten, auf der Hühner umherliefen und nach Körnern pickten. Marie-Claire wies auf das Steinhaus, das sich halb im Schatten einer Akazie befand. „Hier wohne ich zusammen mit meiner Mutter und Patrice.“

Das Haus war nicht besonders groß und wirkte nicht unbedingt ärmlich, immerhin war es aus Stein gebaut und verfügte über ein solides Wellblechdach, was längst nicht bei allen Behausungen in der Umgebung der Fall war. Der Boden rundherum war frei von Grasbewuchs und Unkraut und sauber gefegt. Unter der Akazie stand einladend eine grün

gestrichene Holzbank, auf der die kleinen Mädchen, die in ihren Kleidchen mit den lustigen Puffärmeln und ihren kunstvoll geflochtenen Frisuren überaus niedlich aussahen, mit den noch jüngeren Kindern herumturtelten. Die Jungen begannen ein Fußballspiel mit einem aus Lumpen und Plastiktüten zusammengeschnürten, nicht ganz runden Ball. Die meisten von ihnen steckten in bunt zusammen gewürfelte Kleidungsstücke, die mehr aus Löchern denn aus Stoff zu bestehen schienen. Schuhe trug keines der Kinder und ihre dünnen Beinchen waren von den Füßen bis zur Wade von der Erde rötlich gefärbt.

Da Marie-Claire sie nicht ins Innere des Hauses bat, verabschiedeten sie sich bald wieder und fuhren zurück in die Stadt. „Vielleicht ist es ihr unangenehm, weil sie unser großes Haus gesehen hat und selbst nur in einem so kleinen, einfachen lebt“, versuchte Mark ihr Verhalten zu erklären.

„Von einem Mann oder Vater des Kindes war irgendwie auch nicht die Rede, ob da eventuell im Krieg was passiert ist?“ überlegte Solveig.

„Wahrscheinlich fragt man besser nicht nach“, meinte Mark.

„Wir sollten ihr das mit dem Nachhausebringen aber besser nicht angewöhnen“, sagte Julie. „Wir werden das Auto in den nächsten Tagen wohl sehr häufig selbst benötigen und so eine Fahrt hierher hält ja doch ganz gut auf.“

„Aber der Weg ist zu Fuß ziemlich weit“, warf Mark ein.

„Vorher hat sie es ja auch irgendwie geschafft“, sagte Solveig. „Ich denke, Julie hat Recht. Natürlich ist sie sehr nett und alles, aber wir müssen in den nächsten Tagen erst mal zusehen, dass wir selbst alles organisiert bekommen, bevor wir hier zum Buschtaxi werden.“

Am Abend schlenderten sie gemeinsam durch das Stadtzentrum, um nach einer günstigeren Alternative fürs Abendessen zu suchen. Unweit des Marktes entdeckten sie schließlich ein kleines afrikanisches Restaurant, das so „authentisch“ (wie Julie scherzhaft Herrn Löffler zitierte) aussah, dass es unmöglich teuer sein konnte. Auf jeden Fall schien es seinem Äußeren nach im Gegensatz zum Marabut nicht auf eine gehobene Klientel ausgelegt zu sein.

In dem Raum, der von mehreren mückenumschwärmten Neonröhren beleuchtet wurde, drehte sich quietschend ein Deckenventilator. Darunter standen sechs Holztische mit verschiedenartigen grünen und roten Plastikstühlen. Drei der Tische waren mit Frauen und Männern besetzt, die sie kurz neugierig anschauten, ihre Aufmerksamkeit jedoch gleich wieder auf ihr Essen und ihre Tischgespräche lenkten.

Seitlich des Raumes sowie entlang der Rückwand befand sich eine durchgehende Theke mit Glaswand, ähnlich wie in einem Schnellrestaurant. Dahinter waren Schüsseln und Töpfe mit allerlei kalten und warmen Speisen zur Ansicht aufgereiht. Hinter der Theke standen ein Mann und eine Frau, die die Speisen je nach Wunsch auf einem Teller zusammenstellten. Das Angebot war breit gefächert und beinhaltete Süßkartoffeln, Kochbananen, Maisbrei, Cassava, Reis, rote Bohnen, Blattspinat, Rindfleisch, gebratenen Fisch und Hähnchenschlegel. Dazu gab es verschiedene Soßen sowie einige Dinge, die sie nicht identifizieren konnten. Alles sah sehr appetitlich aus und der Essensduft, der im Raum hing, verstärkte ihren Appetit noch. Hungrig wie sie waren ließen sie sich reichliche Portionen auflegen – schließlich hatten sie seit einem späten Frühstück im Hotel Marabut den ganzen Tag über nichts mehr zu sich genommen. Auch geschmacklich hielt das Essen, was Aussehen und Geruch versprochen, und der Preis fiel am Ende verschwindend gering aus, vor allem im Vergleich zum Preisniveau des Marabut.

„Ich sag’s ja, sobald man hingehet, wo die Einheimischen auch sind, wird’s direkt günstiger. Und interessanter schmeckt das Essen auch“, sagte Julie und beobachtete skeptisch, wie Mark aus seinem Rucksack eine Packung Tabletten hervorholte. „Was ist das denn?“ fragte sie ihn mit einer Kopfbewegung auf die Medikamente.

„Malariaprophylaxe“, antwortete er. „Nehmt ihr etwa keine?“

„Ha“, stieß Solveig verächtlich aus. „Das nützt am Ende doch nichts. Außerdem ist es den Mücken hier im Hochland ohnehin zu schattig.“

„Und warum hat es dann das Baby von Suriyah erwischt?“

„Davon machst du dich höchstens krank“, stimmte Julie ihr zu, seinen Einwand übergehend. „Schon mal die Nebenwirkungen auf dem Beipackzettel durchgelesen?“

Verunsichert sah Mark die beiden an, nahm aber dennoch eine Tablette ein. „Absetzen kann ich sie ja immer noch“, meinte er. „Sollen wir noch auf ein Bier ins Marabut?“

„Ein kühles Bier wäre jetzt nicht schlecht“, stimmte Solveig zu. „Aber vielleicht finden wir noch was netteres als das Marabut – wie wär’s denn, wenn wir da drüben mal reinschauen würden?“ Sie deutete auf einen schwach beleuchteten Balkon im ersten Stockwerk eines Gebäudes auf der gegenüber liegenden Straßenseite, auf dem einige junge Leute saßen und offensichtlich Bier tranken. Im Innenraum befand sich allem Anschein nach eine Bar oder Kneipe. Kurz entschlossen überquerten sie die Straße, auf der zu dieser späten Stunde kein Autoverkehr mehr herrschte, und steuerten auf den Hauseingang zu. Auch Fußgänger und

Fahrradfahrer waren nach Einbruch der Dunkelheit kaum mehr unterwegs, mit Ausnahme einiger unheimlich wirkender, dunkler Gestalten, die sie im spärlichen Licht der weit auseinander stehenden Straßenlaternen erst in dem Moment, in dem sie direkt an ihnen vorbeigingen, erkennen konnten.

Tatsächlich gab es in der ersten Etage des Hauses eine Bar, nur war darin wenig los: Am Tresen saßen zwei angetrunkene Männer auf Barhockern, die sich etwas lauter als notwendig mit dem Barkeeper unterhielten. In einer Ecke des Raumes saßen an einem Tisch zwei Afrikaner und ein Mzungu beisammen und unterhielten sich leise. Über ihnen lief ein Fernseher, der immer wieder Bild- und Tonstörung hatte, und von keinem der Anwesenden beachtet wurde. Draußen auf dem Balkon saß die Vierergruppe, die sie von unten bereits gesehen hatten. Jeder von ihnen hatte seine Bierflasche vor sich stehen, während in der Mitte des Tisches noch etwa ein weiteres Dutzend ungeöffneter Flaschen stand. „Na guut“ gab Solveig gedehnt zu. „Die location ist es vielleicht nicht gerade ... Aber immerhin authentischer als das Marabut, oder?“

„Auf ein Schnelles“, meinte Julie gähmend.

„Ich hol schon“, sagte Mark und schlenderte lässig an die Bar, während sich Julie und Solveig an einen der noch freien Tische auf dem Balkon setzten. Die Nacht war unerwartet frisch und ließ Julie frösteln. Kurz darauf erschien Mark mit drei Flaschen Primus und einer Schachtel Zigaretten wieder. „Sportsman“, las er grinsend von der orangefarbenen Schachtel ab, auf der ein Rennpferd abgebildet war. „Na dann Prost“, Julie hob ihr Glas. „Worauf trinken wir eigentlich?“

„Na, auf Afrika“, antwortete Solveig und prostete ihr zu.

„Auf Afrika“, stimmte Mark ein.

Sie hatten doch noch jeweils ein weiteres Primus getrunken, waren danach aber zurück ins Hotel Salama gegangen. In den kommenden Tagen würden sie vermutlich genug um die Ohren haben, so dass ein bisschen Ruhe vor dem Sturm allen nur recht war. Zudem hatten sie an diesem Tag wieder so vieles an Neuem gesehen und erlebt, das sich erst einmal setzen musste.

Mark hatte sich in seinem Zimmer gleich auf das Bett geworfen und einen dreiseitigen Brief an seine Freundin Sabine geschrieben. Donnerstagsmorgen hatten sie sich noch gesehen, sich zum Abschied in den Armen gelegen. Sie hatte ein paar Tränen vergossen und auch seine Augen waren feucht gewesen. Dann hatte er sich beeilen müssen, um die Bahn zum Flughafen nicht zu verpassen.

Inzwischen kam es ihm so vor, als sei dies schon ewig her und er vermisste sie mehr, als er zuvor gedacht hatte. Gedankenversunken zog er die Fotos, die er im Spätsommer auf einer gemeinsamen Radtour durch den Schwarzwald von ihr gemacht hatte, aus dem Schreibblock hervor, den er zuvor als Schreibunterlage benutzt hatte, und betrachtete sie sehnsüchtig: Sabine in Nahaufnahme im Profil, wie sie durstig aus der Wasserflasche trank und auf dem nächsten Foto lachend das Wasser in seine Richtung spie – diesmal von vorne gesehen und nicht so nahe herangeholt. Dann Sabine im Bikini, durch das eisige Wasser des Schluchsees watend; Danach Sabine bäuchlings im Wasser, direkt vor ihm liegend, die Arme unter den Brüsten verschränkt und ihn verführerisch anlächelnd – dieses Bild gefiel ihm am besten. Es war, wie die anderen Fotos auch, eine Schwarz-Weiß-Aufnahme, die jedoch so nah herangezoomt war, dass sowohl die Sommersprossen in ihrem Gesicht als auch einzelne Wassertröpfchen in den feinen blonden Härchen auf ihren Armen sowie die Gänsehaut in ihrem Bikiniausschnitt deutlich zu erkennen waren.

Erfreut war Sabine nicht gerade gewesen, als er ihr eröffnet hatte, dass er für drei Monate nach Afrika gehen würde, dazu noch ausgerechnet in ein Land, aus dem nur schlimme Nachrichten zu hören waren – und zu allem Übel auch noch zusammen mit zwei anderen Frauen! Doch er hatte sie davon überzeugen können, dass dieser Aufenthalt für seine Suche nach einem Diplomarbeitsthema von größter Wichtigkeit war und dass sie bezüglich seiner Begleiterinnen nichts zu befürchten brauchte. „Die sind doch beide mindestens drei Jahre älter als ich. Außerdem werden wir dort genug zu tun haben, als dass jemand auf dumme Gedanken kommen könnte, am wenigsten ich“, hatte er hinzugefügt, sie in den Arm genommen und geküsst.

Na gut, für ihr Alter haben die beiden sich ja ganz gut gehalten, dachte er gönnerhaft. Doch an Sabine reichte keine heran. Julie mit ihrem schulterlangen, blonden Haar, das stets strubbelig wirkte, sah in seinen Augen zwar eigentlich ganz gut aus, war aber die typische Geografin, die nicht viel Zeit für ihr Äußeres aufwendete und sich egal wo in verwaschenen Jeans, ausgeleierten T-Shirts und Trekkingschuhen am wohlsten zu fühlen schien, im Gegenzug aber auch keine hohen Ansprüche an ihre Umgebung stellte. Solveig war im Prinzip auch nicht übel, für seinen Geschmack war sie jedoch viel zu mager und erinnerte ihn entfernt an die Hauptdarstellerin einer amerikanischen Anwaltsserie im Fernsehen, die Sabine so gerne schaute und die er nicht ausstehen konnte. Aber immerhin schien sie einen guten Humor zu haben. Nein,

Sabine konnte unbesorgt sein, *sie* war seine Traumfrau und so würde es auch bleiben.

Er legte Fotos und Brief beiseite und blätterte in seinem Notizbuch, in dem er schon so einiges vermerkt hatte. „Bodenerosion, Verlust der Bodenfruchtbarkeit, sinkende Ernteerträge, geringe Einkommen in der Landwirtschaft, ...“, murmelte er vor sich hin. Er schrieb die vier Schlagworte untereinander auf eine neue Seite seines Schreibblocks, umrahmte jedes einzeln für sich und verband die Kästchen durch Pfeile miteinander zu einem Fließdiagramm. Dann setzte er den Kugelschreiber neben dem Kästchen mit den „geringen Einkommen in der Landwirtschaft“ an und überlegte, wobei er die Worte wieder leise vor sich hin sprach: „Sinkende Ernteerträge bedeuten geringere Einkommen in der Landwirtschaft. Diese wiederum führen zu fehlenden Investitionen in Schädlingsbekämpfung und Bodendüngung, ...“ – er schrieb die Worte auf und malte neue Kästchen und neue Pfeile – „... was wiederum geringere Ernteerträge und geringere Bodenfruchtbarkeit zur Folge hat. Und schon ist der Teufelskreis geschlossen!“

Die Thematik begann ihn zu interessieren. Bodenerosion war die Wurzel des ganzen Übels, dort wollte er ansetzen und damit war er bei P.I.A.F. genau an der richtigen Stelle. Erosionsschutz, Agroforstwirtschaft, Integration von Baumreihen, Hecken, ... Die Schlagworte wirbelten noch wild und unzusammenhängend in seinem Kopf herum und würden ihm sicher noch gut zu tun und zu denken geben in den kommenden drei Monaten.

Tatsächlich sollten sie in den kommenden Tagen vieles zu erledigen haben und das Auto des Bureau du Jumelage wurde ihnen geradezu unentbehrlich bei den zahlreichen Kurzstrecken, die sie täglich kreuz und quer durch die Stadt zurücklegen mussten. Dabei wurde ihnen sehr bald schon klar, dass sie die Distanzen innerhalb der Stadt anfangs doch unterschätzt hatten. Zu Fuß war da wenig auszurichten, und da sie sich den Wagen zu dritt teilen mussten, blieb ihnen meist nichts anderes übrig, als überall im Trio aufzutreten. Allerdings erforderte die Situation dies meist ohnehin: Sie waren nun einmal ein Team aus drei gleichberechtigten Mitgliedern, von denen jedes sowohl befugt als auch von sich aus auch begierig darauf war, überall mit dabei zu sein, alles und jeden kennen zu lernen und an sämtlichen Entscheidungen Teil zu haben. Davon abgesehen ging es für jeden schließlich auch darum, sich überall bekannt zu machen und zu lernen, sich sowohl in der Stadt als auch an der Universität zurechtzufinden. Dennoch, zu dritt war vieles enorm zeitaufwändig und umständlich. Doch zunächst einmal stand der Termin beim Doyen auf dem Plan, auf den natürlich alle drei sehr gespannt waren.

Die faculté d'agronomie war ein lang gezogenes, ebenerdiges Gebäude mit spitzem Giebeldach, das in den Hang eines sanft geschwungenen Hügels jenseits der Teerstraße eingebettet war. Das Büro des Doyens und das Vorzimmer seiner Sekretärin befanden sich gleich als erstes auf der linken Seite des Korridors und sie wurden in gebrochenem Französisch gebeten, doch einen Moment Platz zu nehmen, da sich Monsieur Wekesa noch in einer Besprechung befand. Die drei setzten sich nebeneinander auf wackelige Holzstühle, die entlang einer Wand aufgereiht waren, und sahen sich um. Der Raum war so klein, dass sie der Sekretärin unmittelbar gegenüber saßen. Allein ihr Schreibtisch mit dem darauf platzierten wuchtigen Monitor schaffte zumindest den Hauch einer räumlichen Distanz zwischen ihnen. Der Rest des Raumes wurde von hohen Wandschränken und Regalen voller Bücher, Hefte und Aktenordner eingenommen. Die Tür zum Gang stand offen und es herrschte ein reges Kommen und Gehen von Studenten, Dozenten und sonstigen Universitätsangestellten, die Papiere oder Bücher abgaben oder abholten, dabei die Fremden kurz ansahen, grüßten und meist schnell wieder verschwanden.

Nach gut zehnminütigem Warten wurde Mark langsam unruhig. Wenn er gewusst hätte, dass sie noch so viel Zeit haben würden, hätte er draußen

noch eine Zigarette geraucht. Oder sollte er jetzt noch schnell gehen? Aber vielleicht endete es dann wie im Restaurant, wenn man wieder einmal länger auf das Essen warten musste: Sobald man sich völlig entnervt eine Zigarette angezündet hatte, wurde das Essen serviert, das schien ein ungeschriebenes Gesetz zu sein. Also blieb er sitzen. Er sah, dass Julie rechts neben ihm in irgendwelchen Unterlagen blätterte und sich hier und da Notizen machte. Solveig zu seiner Linken saß einfach nur so da und schien Löcher in die Luft zu starren. Er seufzte kaum hörbar, holte sein Notizbuch hervor und begann seinerseits, halbherzig darin zu blättern und zu lesen, schielte dabei jedoch alle paar Sekunden auf die Zeiger seiner Armbanduhr, die sich unendlich langsam über das Zifferblatt zu quälen schienen.

Solveig beobachtete derweil interessiert die Sekretärin, fasziniert von der Langsamkeit ihrer schlurfenden Schritte und dem unsäglich gelangweilten Gesichtsausdruck, den sie bei allem, was sie tat, zur Schau stellte. Den Gipfel der Langsamkeit erreichte sie, als sie etwas zu tippen begann und dafür mit einem Finger jeden Buchstaben einzeln auf der Tastatur suchen musste. *Entweder hat sie versehentlich eine chinesische Tastatur geliefert bekommen oder sie hat bisher alles immer von Hand geschrieben*, dachte Solveig, anders konnte sie sich diese Unbeholfenheit bei einer Sekretärin nicht erklären.

Eine dicke Fliege summte durch den Raum. Die Luft war trotz des geöffneten Fensters unangenehm stickig und sie hatten nichts zu trinken bei sich. Als achtzehn Minuten vergangen waren entschied Mark, dass jetzt nur noch eine Zigarette Erleichterung verschaffen konnte. Er erhob sich, wedelte kurz mit seinem Tabakpäckchen, um Julie und Solveig sein Vorhaben zu signalisieren, und verließ den Raum. Die beiden Frauen blickten sich an. „Jetzt reicht’s mir langsam“, zischte Julie leise. „Das ist nicht gerade die feine Art, jemanden so lange warten zu lassen.“

„Was können wir tun?“ entgegnete Solveig achselzuckend. „Schau dir doch sie hier mal an“, sie wies mit einer Kopfbewegung auf die Sekretärin, die im Zeitlupentempo auf ihre Tastatur einhackte. „Sie hat alle Zeit der Welt. Wenn der Doyen im selben Tempo unterwegs ist, wachsen uns hier eben derweil lange Bärte und keinen wird’s kümmern.“

Julie seufzte deutlich hörbar. „Wie die Hühner auf der Stange“, kommentierte sie ihre Situation.

„... und der Hahn ihm Korb hat sich davon gemacht“, beendete Solveig den Satz mit Blick auf den leeren Stuhl in ihrer Mitte. Beide grinsten. Ungeduldig wandte Julie sich an die Sekretärin und fragte, ob sie vielleicht sagen könne, ob die Besprechung des Doyens noch lange dauern würde. Die Sekretärin erwiderte jedoch nur dasselbe, was sie ihnen zuvor auch

schon gesagt hatte, was Julie mit einem erneuten Seufzen quittierte. Sollte die doch ruhig merken, dass sie diese Warterei nervte. Doch Solveig schien Recht damit zu haben, dass das hier wahrscheinlich niemanden interessierte – falls es überhaupt zur Kenntnis genommen wurde.

Mark kehrte zurück, als die Uhr fünfundzwanzig Minuten über dem vereinbarten Termin anzeigte. Nach seiner Zigarettenpause ertrug er die Situation wieder etwas gelassener. Als er gerade wieder zwischen Julie und Solveig Platz genommen hatte, öffnete sich die Türe rechts neben Julie und Monsieur Wekesa trat mit einem jungen Mann um die Dreißig aus seinem Büro heraus. Die Besprechung war also direkt hinter ihnen gewesen.

Hätte ich das gewusst, hätte ich einfach angeklopft, dachte Julie grimmig und bedachte die Sekretärin mit einem missbilligenden Blick. Der Doyen begrüßte die drei wie auch schon am Tag zuvor mit seinem strahlenden Lächeln, ohne auch nur im Geringsten auf seinen zeitlichen Verzug einzugehen. Er stellte ihnen den jungen Mann als Benjamin Buhigiro, den neuen Veterinär der faculté d'agronomie vor. „Benjamin hat – wie ich selbst übrigens auch, allerdings vor vielen Jahren – an der Universität Leipzig studiert“, verkündete er strahlend und klopfte Benjamin auf die Schulter. Damit hatte sich ihre Vorahnung bestätigt und es war davon auszugehen, dass er über recht gute Deutschkenntnisse verfügte, auch wenn er diese ihnen gegenüber noch nicht demonstriert hatte. Der Doyen sah kurz auf seine Armbanduhr und stellte fest, dass er nicht mehr all zu viel Zeit bis zu seiner nächsten Vorlesung hatte, verabschiedete den Veterinär und bat die drei hastig in sein Büro.

Sie betraten einen etwa doppelt so großen Raum, der mit ähnlichen Möbeln eingerichtet war wie das Vorzimmer. Jedoch war der Schreibtisch mächtiger, der Schreibtischsessel komfortabler und in der Fensterecke stand zusätzlich ein kleiner, runder Konferenztisch. Monsieur Wekesa bat sie, sich zu setzen, während er es sich hinter seinem Schreibtisch bequem machte. Von ihrem Platz aus konnten sie in einer Nische zwischen zwei Schränken ein Faxgerät stehen sehen. Man hatte also inzwischen doch kommunikationstechnisch aufgerüstet an der Fakultät. „Haben sie sich das Haus inzwischen ansehen können?“ fragte er freundlich interessiert in die Runde.

„Ja“, antwortete Julie knapp und zog es vor, dessen Zustand jetzt nicht zu diskutieren. „Wir haben die Hausschlüssel erhalten und Marie-Claire hat uns die Versuchsfelder gezeigt.“

„Ah, da haben Sie ja schon eine Menge gesehen“, lobte er. „Doch apropos Schlüssel ...“, er zog eine Schublade auf und holte einen kleinen

Schlüssel daraus hervor, den er Julie überreichte. „Bevor ich es vergesse: Dies ist der Schlüssel für das Postfach von P.I.A.F., der gehört Ihnen für Ihre private Post und die Korrespondenz mit Stuttgart.“

Das hatten sie am Vortag ganz vergessen. Die Post würde, wie Herr Löffler voraus gesagt hatte, in ihrer Situation ohne E-Mail, Faxgerät, Handynet und vorläufig auch ohne Telefonanschluss im Haus ihr wichtigstes Kommunikationsmittel sein. Ihre Adresse in Kuranda hatten sie zum Glück noch vor ihrer Abreise an Freunde, Bekannte und Verwandte ausgegeben, so dass vielleicht bald schon erste Grüße aus der Heimat eintreffen würden.

„Für das Labor erhalten Sie selbstverständlich ebenfalls Ihren eigenen Schlüssel“, fuhr der Doyen fort. „Nur sind die Zweitschlüssel momentan noch an einen Doktoranden verliehen. Meine Sekretärin wird sich bis spätestens morgen darum gekümmert haben.“

Wenn sie in dem Tempo arbeitet, in dem sie tippt, wird sie das in drei Monaten nicht schaffen, dachte Solveig missmutig.

Julie bedankte sich und steckte den Postfachschlüssel in ihren kleinen Lederrucksack. „Wie ich sehe, haben Sie auch ein Faxgerät“, sie deutete in Richtung des Gerätes. „Ist es möglich, dieses auch für P.I.A.F. zu nutzen? Es würde uns die Kommunikation mit Stuttgart erheblich vereinfachen.“

„Eeh, aber natürlich“, entgegnete er gönnerhaft, lehnte sich in seinem Thron zurück und fügte hinzu: „Wenn die Telefonleitung funktioniert, ist es ohne Frage ein ganz ausgezeichnetes Kommunikationsmittel. Die Kosten dafür müssten Sie uns allerdings aus ihrem Projektetat zurückerstatten – sowohl die für gesendete als auch für eingegangene Faxe.“

„Und wie viel wäre das pro Seite?“

Er überlegte, während er seine Ellbogen entspannt auf den Armlehnen ablegte und mit seinen langen, schmalen Fingern vor seiner Brust eine Art Pyramide bildete. Schließlich nannte er einen Preis, der sich recht hoch anhörte und Julie beschloss insgeheim, sich in der Stadt nach einer günstigeren Alternative umzusehen.

„Aber wir haben heute ja einen viel wichtigeren Punkt auf der Tagesordnung“, sagte er. „Ich habe einige Kandidaten draußen warten, die gerne die Stelle als Wächter für das Haus annehmen würden. Wir sollten sie uns rasch gemeinsam anschauen, damit wir sie möglichst direkt einstellen können. Wann werden Sie das Haus beziehen?“

Die drei sahen sich an. „Wenn wir bis morgen Betten bekommen, würden wir ganz gerne morgen einziehen“, meinte Mark.

„Das wird kein Problem sein, ich kann Ihnen eine sehr gute Schreinerwerkstatt empfehlen. Matratzen, Bettdecken und Bezüge finden sie auf dem Markt. Den Klempner sowie den Elektriker werde ich dann morgen bei Ihnen vorbeisicken, damit Sie Wasser und Strom bekommen. Doch lassen Sie uns jetzt erst einmal zu den Wächtern gehen.“

Ächzend erhob er sich und sie folgten ihm nach draußen. Als sie ins Freie traten, erhob sich eine Gruppe Männer, die in einiger Entfernung auf der Mauer, die den Parkplatz umgab, gesessen hatten, und kam zögernd auf sie zu. Ein weiterer, älterer Mann, der etwas abseits im Schatten eines Baumes gestanden hatte, schloss sich ihnen an. *Wie lange die heute wohl schon hier warten mussten*, fragte sich Mark.

Der Doyen sprach zunächst kurz in der Landessprache zu den Bewerbern. Zwar hatten sich Julie, Solveig und Mark bereits ein wenig an die für ihre Ohren hart klingenden Worte der fremden Sprache gewöhnt, doch die Art, wie Monsieur Wekesa mit den Männern redete, unterstrich diese Härte geradezu. Was er sagte klang überaus autoritär, wenn nicht gar unfreundlich. Im Folgenden sprach er dann zwar wieder ausschließlich auf Französisch, doch selbst dieses konnte den schroffen Klang seiner Worte kaum abmildern – und das, wo seine Stimme kurz zuvor in seinem Büro noch so freundlich geklungen hatte. Die drei staunten jedenfalls nicht schlecht über diese jähe Wandlung.

Einer der sechs Kandidaten schied bereits im Vorfeld aus: Er sah aus, als sei er höchstens vierzehn Jahre jung, behauptete jedoch mit ernster Miene, bereits achtzehn zu sein, was ihm keiner abnahm, erst recht nicht der Doyen, der ihn barsch abkanzelte. Ein weiterer schied aus, da er kein Wort Französisch sprach. Monsieur Wekesa machte kein langes Federlesen mit den beiden und befahl ihnen in rüdem Tonfall, zu gehen. Irritiert blickten sich Julie, Solveig und Mark an, das ganze war ihnen ziemlich unangenehm.

Die verbliebenen vier Kandidaten bat er schließlich, sich einzeln auf Französisch mit Namen und Alter vorzustellen und kurz etwas über sich zu erzählen. So machten sie die Bekanntschaft mit Rasul, Alfonse, Paul und Etienne:

Der ältere Mann, Rasul, war seiner Aussage nach vierundfünfzig Jahre alt und äußerst akkurat zurechtgemacht: Er trug einen braunen Anzug mit einem lustigen, mehrfarbigen Hemd mit aufgedrucktem Leopardfellmuster sowie einen braunen Hut auf dem Kopf. Auf seine braunen Schuhe hatte sich zwar eine dünne Schicht rötlichen Bodenstaubs gelegt, dennoch war ihnen anzusehen, dass sie zuvor

gründlich geputzt worden waren, denn hier und da glänzte noch das polierte Leder in der Sonne hervor. Er war als erster an der Reihe und trat zögernd einen Schritt vor, nahm den Hut vom Kopf, wodurch er den Blick auf ergrautes, kurz geschorenes Haar freigab, und sprach mit schüchterner Stimme, den Hut in beiden Händen wie zum Schutz vor sich haltend. Als er seine kurze Rede beendet hatte, setzte er ihn wieder auf und reihte sich wieder in die Reihe der Bewerber ein.

Alfonse und Paul, beide Anfang Zwanzig, hätten durchaus auch als Zwillinge durchgehen können, so sehr ähnelten sie sich in Statur und Gesichtsausdruck, obgleich sie nicht miteinander verwandt waren, wie sie eifrig versicherten. Auch ihre Kleidung erweckte den Anschein, als wären sie beim selben Ausstatter gewesen: Beide trugen verblichene Jeanshosen, deren Schnitt anderswo auf der Welt längst aus der Mode gekommen war, dazu T-Shirts mit farbigen Aufdrucken sowie ebenfalls durch den Straßenstaub rötlich verfärbte Stoffturnschuhe. Pauls T-Shirt zog ihre besondere Aufmerksamkeit auf sich: Die Grundfarbe war zitronengelb und quer über seine Brust prangte das Konterfei von Max & Moritz. Darunter stand in altdeutscher Schrift „Deutsche Schule Durban“. *Wo Kleiderspenden nicht überall landen*, dachte Mark amüsiert und sah, dass auch Julie und Solveig grinsen mussten.

Der jüngste schließlich, der neunzehnjährige Etienne, war zugleich auch die skurrilste Gestalt: Mit einer dicken Wollstrickmütze auf dem Kopf, einer langen Winterjacke, im Bund viel zu weiten Hosen und Sportschuhen, denen die Schnürsenkel fehlten, hatte er mehr Ähnlichkeit mit einem New Yorker HipHopper als mit einem Bewohner eines abgelegenen Tropennests, der sich gerade um das Amt eines Wächters bewarb. Während sich die anderen Kandidaten jeweils mit gesenktem Blick und leiser, schüchterner Stimme vorgestellt hatten, war Etienne der einzige, der mit fester, selbstbewusster Stimme sprach und sie dabei direkt und unerschrocken ansah. Ein freches Glitzern in seinen Augen verriet eine gewisse Überheblichkeit, eine Spur jugendlicher Selbstüberschätzung, die ihn jedoch nicht unsympathisch machte.

„Bon“, sagte der Doyen an Julie, Solveig und Mark gewandt. „Welche beiden möchten sie nun nehmen?“ Ungeduldig sah er auf seine Armbanduhr, wie um sie durch diesen Wink mit dem Zaunpfahl daran zu erinnern, dass er nicht mehr viel Zeit hatte.

Sie berieten sich kurz. Schnell geeinigt hatten sie sich auf Rasul, den Alten, den sie alle drei irgendwie rührend fanden. Bei den anderen waren sie uneins.

„Warum nicht Max & Moritz, schlug Mark vor, der das T-Shirt so witzig fand.

„Ich weiß nicht“, überlegte Solveig. „Ich finde diesen HipHopper irgendwie besser.“

Julie stimmte ihr zu. „Der hat so was im Blick, da könnte man direkt Angst bekommen. Ist doch genau das richtige für einen Wächter, oder?“

So fiel die Wahl auf den alten Mann, der sich dankend vor ihnen verneigte, sowie auf Etienne, der seine Auserwählung wie gottgegeben hinnahm und mit keiner Mimik oder Geste verriet, ob er sich darüber freute oder ob es ihm völlig gleichgültig war.

Nachdem die übrigen Bewerber gegangen waren, beeilte sich Monsieur Wekesa, rasch noch die Modalitäten mit den künftigen Wächtern zu verhandeln. Da der alte Mann lieber nachts wachen wollte, damit er den Tag im Kreise seiner Familie verbringen konnte, und Etienne den Tag vorzog, weil er sich abends gerne mit Freunden traf und tagsüber Französisch lernen wollte, bereitete die Wacheinteilung kein Problem. Als es aber um die Bezahlung ging, wurde zäh gefeilscht. Zum großen Bedauern von Julie, Solveig und Mark wechselten die Verhandlungspartner dabei – beabsichtigt oder nicht – in ihre Sprache über, so dass sie nichts von dem Gesprochenen mitbekamen. Schließlich schien die Diskussion beendet und Monsieur Wekesa verkündete, dass Etienne aufgrund seines jugendlichen Alters etwas weniger verdienen sollte als der alte Mann und letzterer einen Nachtzuschlag dazu bekommen sollte. Der Tageslohn Etiennes belief sich demnach auf umgerechnet etwa fünf, der des alten Mannes auf acht Euro.

„Entspricht das dem üblichen Lohnniveau hier?“ fragte Mark ungläubig. Der Doyen lächelte nachsichtig. „Das ist sogar mehr als der Durchschnittslohn für derartige ungelernte Tätigkeiten. Es gibt hierzulande genug Leute, die für diesen Betrag eine ganze Woche lang arbeiten müssen.“

„Aber ist das nicht zu wenig zum Leben?“

„Von Ihrem Standpunkt aus gesehen mag es nicht gerade viel sein“, räumte der Doyen ein. „Aber eines dürfen Sie dabei nicht aus den Augen verlieren: Hier wirtschaftet keiner nur für sich alleine, so wie es in Ihrem Land der Fall ist. Hier ist jeder in seine Großfamilie integriert, wo die Eltern meist noch eine kleine Landwirtschaft betreiben und der Vater und die Brüder ebenfalls irgendeiner Nebentätigkeit nachgehen. Das können Sie nicht so einfach miteinander vergleichen. Und wer hier Bauer ist, bezahlt auch keine Miete wie in der Stadt und besitzt kein Auto ... Verstehen Sie, was ich meine?“

Sie nickten wenig überzeugt.

„Also, die Wacheinteilung wird folgendermaßen aussehen: Der Mzee¹⁶...“, er deutete auf den alten Mann, „... er wird seinen Dienst jeweils kurz nach Sonnenuntergang gegen sieben Uhr abends antreten. Etienne wird ihn zwölf Stunden später kurz nach Sonnenaufgang ablösen. Gearbeitet wird, wie hier üblich, sieben Tage in der Woche. Wenn einer der beiden einmal frei haben möchte, soll er Sie rechtzeitig danach fragen und Ihnen einen Vertreter nennen, der an seiner Stelle kommen wird. In der Regel wird es sich dabei um einen Bruder oder sonstigen Verwandten oder Freund handeln. Und falls Sie zum Beispiel einmal Sonntagnachmittags sowieso zu Hause sein sollten, können Sie ihn auch schon mal früher laufen lassen, das können Sie nach eigenem Ermessen entscheiden. Nur während der Nacht sollte immer ein Wächter anwesend sein. Zahltag ist einmal wöchentlich im Nachhinein“, er betonte das letzte Wort. „Geben Sie niemals eine Vorauszahlung oder einen Kredit – sonst sehen Sie Ihren Wächter in den nächsten Tagen nicht wieder, von Ihrem Geld ganz zu schweigen.“

Harte Sitten, dachte Mark.

Zusammen mit ihren neuen Wächtern gingen sie zurück ins Fakultätsgebäude und der Doyen wies seine Sekretärin an, die Arbeitsverträge fertig zu stellen, was in diesem Fall bedeutete, dass lediglich noch die Namen in bereits vorgefertigte Papiere, die bereits in zweifacher Ausfertigung vorlagen, eingetragen werden und diese unterschrieben werden mussten. Als P.I.A.F.-Verantwortlicher unterzeichnete der Doyen persönlich, eine Unterschrift der deutschen Projektseite war anscheinend nicht notwendig. Als das erledigt war und Etienne und der Mzee gegangen waren, ließen sie sich von Monsieur Wekesa den Weg zum Schreiner erklären.

„Was ist eigentlich mit dem Bodenkundelabor“, fiel Julie noch ein. „Wann werden wir das besichtigen können?“

„Das Labor kann ich Ihnen jederzeit zeigen“, meinte Monsieur Wekesa wegwerfend, „das läuft Ihnen schon nicht davon. Sie können es sich auch gerne selbst ansehen, nur muss ich jetzt leider dringend in meine Vorlesung.“

Sie verabschiedeten sich und beschlossen, zunächst die Sache mit den Betten zu regeln.

„Diese Einstellungsveranstaltung und das mit den Verträgen war doch eine absolute Farce“, schimpfte Julie, als sie wieder im Auto saßen und

¹⁶ Swahili: alter Mann (respektvoll)

zurück ins Stadtzentrum führen. „Er hatte einfach schon alles vorbereitet und wir hatten kein Wörtchen mitzureden, als es um die Löhne und die Arbeitszeiten für die Wächter ging – aber bezahlen dürfen wir selbstverständlich. Zu gnädig, dass er sie uns noch hat mit aussuchen lassen und uns freistellt, sie sonntags mal früher gehen zu lassen, wenn’s uns denn beliebt sollte!“

„Ich sag’s ja, ein Schlitzohr“, sagte Mark und steckte sich eine Zigarette hinter das Ohr.

„Schlitzohr hin oder her“, ließ Julie weiter Dampf ab. „Wir sind doch nicht als Hampelmänner den weiten Weg hier hergekommen, um dann alles nur brav abzunicken!“

„Vielleicht ja doch?“ mutmaßte Solveig. „Ich habe so das Gefühl, dass die hier eigentlich alles ganz gut selbst gebacken bekommen und nur auf jemanden gewartet haben, der mit vollem Geldbeutel daherkommt. Hätten sie selbst die finanziellen Mittel, dann hätte Marie-Claire doch sicher schon längst das Saatgut besorgt und Hacken gekauft, das Haus wäre inzwischen eingerichtet und repariert und Wächter angestellt worden, das gebe ich euch mit Brief und Siegel.“

„Klingt logisch“, stimmte Mark nachdenklich zu. „Hier geht es eben auch in erster Linie um Geld und darum, welche Seite das große Sagen hat. Darum gibt es auch noch keinen neuen Laborleiter: Weil die Universität Kuranda einfach keinen neuen bezahlen kann. Stattdessen schreiben die Stuttgarter die Stelle jetzt unter der großartigen Bezeichnung „Projektleitung“ in Deutschland aus – was immer das dann konkret heißen mag. Aber hört sich auf jeden Fall schon mal ganz toll an ... Das bedeutet, dass irgendein Deutscher die Stelle bekommen wird, die zuvor mit einem Afrikaner besetzt war. Der Doyen bekommt also einfach jemanden aufgedrückt, den Klaus und Winnie sich ausgeguckt haben, ob der ihm passt oder nicht. Vor diesem Hintergrund sollten wir uns, meine ich, nicht beklagen, wenn er dann auch mal eigenmächtig handelt und im Alleingang die Modalitäten für die Wächter für das Haus bestimmt.“

Nachdenklich starrte Solveig auf die vor ihnen liegende Straße. Mark hatte ihren Gedanken in eine Richtung weitergeführt, die ihr im Hinblick auf ihr Vorhaben nicht besonders behagte, doch sie musste sich eingestehen, dass er möglicherweise Recht hatte. „Da sind wir ja in tolle Grabenkämpfe geraten“, seufzte sie.

„Also, wenn’s bei der ganzen Geschichte letztendlich nur um Möbel und Saatgut kaufen geht, bekommt der gute Klaus was von mir zu hören. So hat er mir das ganze nicht verkauft!“ murrte Julie von der Rückbank aus.

„Was mich auch gestört hat war, wie der Doyen mit den Leuten umgegangen ist“, fuhr Mark fort. „Das klang alles ziemlich unfreundlich. Ich würde zu gerne wissen, was er ihnen alles gesagt hat, das wir leider nicht verstehen konnten.“

„Und dann noch dieser Hammer mit den Faxkosten, der Typ regt mich jetzt schon auf!“ ereiferte sich Julie.

Sie erreichten das Stadtzentrum und beschlossen, erst einmal eine Kleinigkeit zu essen und vor allem etwas zu trinken, denn ihre Kehlen waren von der Hitze wie ausgedörrt. Sie parkten vor dem Marabut, wo die Straßenkinder anscheinend ihr Revier hatten, denn kaum hatten sie dort angehalten, tauchte die Bande auch schon wieder wie aus dem Nichts auf und kam auf sie zugelaufen. Beim Herausklettern von der Rückbank aus dem engen Zweitürer stieß Julie sich schmerzhaft den Kopf, was ihre Stimmung nicht gerade hob. Hoffentlich würde der Toyota bald repariert und abholfertig sein!

Sie ignorierten die Kinder bestmöglich und wechselten die Straßenseite, um in der *alimentation général* nach einer Kleinigkeit zum Essen und nach etwas Trinkbarem zu schauen. Der Laden war recht gut sortiert, es gab die wichtigsten Lebensmittel in Dosen oder Tüten verpackt sowie alle möglichen Dinge des täglichen Gebrauchs. Wenn sie erst einmal das Haus bezogen und einen Herd haben würden, wussten sie immerhin jetzt schon, wo sie – abgesehen vom Markt – Kochzutaten kaufen konnten. Für die meisten dieser Lebensmittel hatten sie ohne Kochgelegenheit jedoch noch keine Verwendung und so legten sie sich vorerst lediglich einen kleinen Vorrat an Wasser- und Oranginaflaschen an, erstanden eine Packung Kekse mit dem hübsch klingenden Namen „Malaika“¹⁷ und gingen anschließend in die benachbarte Bäckerei, aus der sie sechs appetitlich aussehende Gebäckstücke zum Mittagessen mitnahmen.

Sie verstauten die Getränkeflaschen im Auto und da sich spontan kein geeignetes Plätzchen anbot, um in Ruhe ihre Mahlzeit zu sich zu nehmen, beschlossen sie, ein wenig zu Fuß durch den Ort zu bummeln und im Gehen zu essen. Doch bereits nach wenigen Schritten stellte sich heraus, dass sowohl das Gebäck als auch die Kekse nicht nur nach überhaupt nichts schmeckten, sondern obendrein noch staubtrocken waren. Ohne einen Schluck Wasser im Mund war es nahezu unmöglich, den Klumpen, den man sich während des Kauens im Mund zusammengeformt hatte, zu schlucken. Mark spuckte nach wenigen Bissen alles einfach wieder aus und verkündete, dass er lieber gar nichts äße als „dieses widerliche Zeug“.

¹⁷ Swahili: Engel

Er unterstrich seine Worte mit einer angewiderten Grimasse und holte die Zigarette, die er sich während der Fahrt hinters Ohr geschoben hatte, hervor, um den faden Nachgeschmack loszuwerden. Julie erging es kaum besser: Nachdem sie nach hartnäckigem Kauen und sorgfältigem Einweichen der Masse mit Speichel tapfer mehrere Bissen hinuntergewürgt hatte, gab auch sie es auf. „Ein bisschen abnehmen kann nicht schaden“, kommentierte sie ihre Kapitulation. Allein Solveig aß ihr Teilchen vollständig auf und verleibte sich auch noch das restliche von Julie ein. Das Ganze krönte sie mit drei Malaika-Kekschen.

„Noch ein Leckerli gefällig?“ bot Mark ihr sein angebissenes Stückchen auch noch an.

„Ach, na ja“, zögerte sie zunächst, nahm es dann aber doch. „Immerhin habe ich ja auch nichts gefrühstückt heute morgen“, versuchte sie ihren gesunden Appetit zu entschuldigen.

Sie kehrten zum Wagen zurück, um erneut ausgiebig Flüssigkeit zu sich zu nehmen, und schenkten den Straßenjungen, die sie bereits erwarteten, die restlichen Teilchen samt den Kekschen.

Die Schreinerei befand sich in der Nähe des Marktes. Sie mussten einfach nur kurz davor nach rechts in eine unbefestigte, steil abfallende Straße abbiegen, an einer Art Sammelhaltestelle für verschiedene Kleinbusse vorbei und geradeaus ins Tal hinunterfahren. Der Weg war durch tiefe Regenfurchen und Erosionsrinnen eine einzige Buckelpiste und überall standen oder fuhren hoffnungslos überfüllte Kleinbusse kreuz und quer, in deren Innern man nur eine dunkle Masse aus Gesichtern und Armen erkennen konnte. Das also hatte Herr Löffler gemeint, als er von der afrikanischen Art des Reisens gesprochen hatte - dagegen war ihr kleiner Jeep tatsächlich der reinste Luxus. Überdies wimmelte es auf der Straße von Fußgängern, fliegenden Händlern, Ziegen und alle paar Meter lagen Bretterstapel, Eimer, Säcke oder Müllhaufen mitten im Weg.

Obwohl Mark äußerst vorsichtig fuhr und stets darauf bedacht war, sorgsam um jedes Hindernis herum zu manövrieren, blieb es nicht aus, dass der Jeep im einen oder anderen Schlagloch hart aufsetzte und sie sich in der Enge des Wagens die Köpfe schmerzhaft anstießen. Julie traf es dabei genau an derselben Stelle wieder, wie auch schon zuvor beim Aussteigen vor dem Marabut. „Mein Gott, in was für einen Slum schickt der uns da bloß!“ entfuhr es ihr zornig.

Passend zum Zustand der Straße war auch die Umgebung: Alles wirkte heruntergekommen und ärmlich, sowohl die Häuser als auch die zum Teil zerlumpt aussehenden Menschen, die scharenweise auf der Straße unterwegs waren und die *Wazungu* in ihrem strahlend weißen Jeep

anstarten. Endlich unten angelangt bog die Straße in einem scharfen Knick nach rechts und nach etwa dreißig Metern sahen sie die Schreinerei.

Wie kommen wir hier bloß wieder heil raus, fragte sich Julie und rieb sich die schmerzende Stelle am Hinterkopf.

Die Schreinerwerkstatt sah von außen aus wie ein Provisorium aus gemauerten Steinen, Holz, Wellblech und mehreren blauen UN-Plastikplanen. Hineinzukommen war nicht ganz einfach, da der Eingangsbereich mit Holzbrettern, Latten und halbfertigen Möbeln zugestellt war, über die sie klettern mussten. Drinnen waren sie überrascht, wie groß die Werkstatt tatsächlich war, da sich das Gebäude noch unerwartet weit nach hinten zog. Es roch angenehm nach Holz und Farbe und um sie herum herrschte rege Betriebsamkeit, hervorgerufen durch etwa zehn Handwerker, die an den verschiedensten Möbelstücken arbeiteten und vom Alter her noch halbe Kinder waren.

Ein kleiner Mann in einem dunkelgrünen Overall kam auf sie zu und begrüßte sie auf dieselbe Art wie zuvor schon Suriyah, indem er die linke Hand auf seinen rechten Unterarm legte und ihnen so die rechte Hand reichte. *Scheint ein afrikanischer Gruß zu sein*, dachte Mark und imitierte die Geste, als er dem Schreiner die Hand schüttelte, was dieser mit einem Lächeln quittierte. Er trug sein Haar einige Zentimeter länger als sonst bei den einheimischen Männern üblich, was in seinem Fall bedeutete, dass er einen dichten, schwarzen Haarbusch auf dem Kopf trug, der aussah, als hätte er eine dunkle Pelzkappe aufgesetzt. Das Auffallendste an ihm aber war aus Sicht der drei der gelbe Bleistift, den er sich nicht wie die Handwerker, die sie von zuhause her kannten, hinters Ohr geschoben, sondern mitten durch das krause Haar gesteckt hatte! Sie mussten sich stark zusammenreißen, um nicht zu offenkundig darüber zu schmunzeln, doch dieser Anblick war in ihren Augen einfach zu lustig.

Der Schreiner fragte, was er für sie tun könne, und sie erzählten ihm, dass sie eigentlich eine komplette Wohnungseinrichtung benötigten, das Dringlichste zunächst jedoch drei Betten seien und ob dieser Wunsch innerhalb eines Tages zu realisieren wäre. „Drei Betten bis morgen?“ wiederholte der Mann ungläubig. „Eehh ...“ – Da war es wieder, jedoch klang die Betonung dieses Mal eher vorwurfsvoll. „Das ist unmöglich. Völlig unmöglich“ machte er all ihre Hoffnungen auf einen raschen Einzug in das Projekthaus zunichte. „Wir haben zwar ein fertiges Bett dort drüben stehen, aber wie Sie sehen können, sind alle meine Männer beschäftigt. Zwei Betten an einem Tag, das ist nicht möglich.“ Er schien zu überlegen und fügte hinzu: „Aber folgen Sie mir doch bitte, ich möchte es Ihnen gerne zeigen.“

Sie folgten ihm quer durch die Werkstatt, vorbei an einigen sehr schönen Holzmöbeln und den emsig arbeitenden Jungschreibern. Als die drei sahen, unter welchen Bedingungen diese arbeiteten, wurde ihnen klar, warum ein Bett nicht mal eben so von heute auf morgen angefertigt werden konnte: Es fehlte einfach an allem. Beispielsweise gab es keinen Elektroböhrer, so dass für jedes Schraubchen erst einmal mühsam von Hand ein Loch ins Holz gebohrt werden musste. Auch gab es keine professionellen Tischlerbänke, worin man ein Brett bequem hätte einspannen können. Stattdessen wurden diese einfach zwischen den Knien festgehalten, um sie zu fixieren, was unter dem Aspekt der Arbeitssicherheit sicherlich nicht ungefährlich, auf jeden Fall jedoch recht umständlich war. Zudem schien das vorhandene Werkzeug auch mengenmäßig nicht auszureichen, da die Handwerker es immer wieder untereinander austauschten und stets einer geduldig darauf wartete, dass ein anderer seine Tätigkeit beendete und er dessen Werkzeug benutzen konnte.

Das französische Bett, das der Tischler ihnen zeigte, war aus hellem Holz, würde jedoch, wie er ihnen versicherte, mit der Zeit noch um einige Nuancen nachdunkeln. Es sah schlicht und nach nichts Besonderem aus, doch das wollten sie auch gar nicht, sie benötigten einfach drei ganz normale Betten „ohne Schnickschnack“, wie Julie ihm in der Hoffnung, dass ihr Wunschtermin vielleicht doch nicht ganz unmöglich sein würde, zu erklären versuchte.

„Was würde dieses Bett denn kosten?“ fragte Mark. Der Tischler zog einen Notizblock aus seiner Brusttasche, nahm den Bleistift aus dem Haar und schrieb mit ernster Miene eine Zahl auf das oberste Blatt, die er ihnen unter der Hand verdeckt zeigte, als ließe er sie an einem großen Geheimnis teilhaben. Der Betrag war weder extrem hoch noch besonders niedrig. Julie rechnete und spürte dabei ein schmerzhaftes Pochen in ihrem Kopf, das von den Stößen im Auto herrührte. „Und was kosten drei Stück?“ versuchte sie auf einen Mengenrabatt zu spekulieren.

Der Schreiner nahm den Notizblock wieder an sich und schrieb eine Summe auf, die allerdings bedeutend höher war als das Dreifache des zuvor genannten Einzelpreises. „Expresspreis bis Freitag, schneller geht es auf gar keinen Fall“, erklärte er, bevor sie Fragen stellen konnten. Freitag war erst in vier Tagen. Unschlüssig sahen sie einander an. „Ist doch auch in Ordnung“, meinte Solveig. „Wir kaufen uns morgen Decken und Matratzen und bis Freitag können wir ja auf dem Boden schlafen, oder?“

Julie und Mark sahen das genau so. Es war offensichtlich, dass sie alle unbedingt so schnell wie möglich in das Haus einziehen wollten. „An dem Preis müssen wir aber noch was drehen“, bestimmte Julie. „Kann einer von euch gut feilschen?“

Sie versuchten es zumindest. Bald schon war ein zweites Blatt mit Zahlen, Additionen und Multiplikationen voll gekritzelt, doch letztendlich kam nichts dabei heraus: Entweder sie waren bereit, den geforderten Betrag zu zahlen, oder sie würden die Betten frühestens in vierzehn Tagen bekommen, und so lange wollten sie nun auch wieder nicht warten. Letztendlich blieb ihnen also nichts anderes übrig, als in den sauren Apfel zu beißen und zu dem bereits fertigen Bett noch zwei „Expressbetten“ zu bestellen. Zudem beschlossen sie – wenn sie nun schon einmal hier waren und die Möbelfertigung augenscheinlich nicht sonderlich schnell vonstatten ging – direkt schon weitere Möbel für das Haus in Auftrag zu geben. Jeder sollte einen Nachttisch sowie einen kleinen Schreibtisch mit Stuhl in sein Zimmer bekommen. Für die Zimmer von Julie und Mark brauchte es zudem Kleiderschränke oder zumindest Regale. Für das Wohnzimmer benötigen sie dringend einen großen Esstisch mit Stühlen, für die Sofaecke Sessel, ein Sofa mit Couchtisch sowie mindestens zwei große Regale. Ein weiterer Tisch sollte in der Küche stehen und als Arbeitsfläche dienen. So viele Möbel hatte noch keiner von ihnen jemals auf einmal gekauft und Julie wurde etwas mulmig zumute bei dem Gedanken an die Kosten. Doch es half ja nichts, schließlich hatten sie den Auftrag, das Haus wieder komplett einzurichten.

Der Schreiner, der ein gutes Geschäft witterte, führte sie erneut quer durch die Werkstatt in ein kleines Büro, dessen Eingang sich neben einem mannshohen Stapel Holzkrücken befand. Er bat sie, Platz zu nehmen und rief nach einem Mädchen, das ihnen kurz darauf Tee servierte. Währenddessen kramte er in einem unordentlichen Akten- und Papierstapel, aus dem er schließlich zwei Kataloge herauszog, die er Mark, der ihm am nächsten saß, zur Ansicht reichte. Dankend nahm dieser sie entgegen und hob sogleich erstaunt die Augenbrauen. „Was ist das denn?“ rief er aus. „Seht euch das mal an“ und er hob für Julie und Solveig, die ein paar Schritte entfernt schräg gegenüber saßen, die Kataloge hoch. Es handelte sich um einen alten, deutschsprachigen Ikea-Katalog sowie um den Katalog eines großen Stuttgarter Möbelhauses. Julie und Solveig reagierten ebenfalls überrascht. „Sieht ganz so aus, als hätte hier jemand von P.I.A.F. schon etwas „Entwicklungshilfe“ geleistet“, sagte Julie und Solveig stellte ironisch fest: „Da können wir uns

dann ja mit „Billy“ und „Ivar“ so richtig heimisch fühlen hier – deutsche WG auf afrikanisch!“

„Aber die Idee ist nicht schlecht, die Möbel in den Katalogen als Vorlage zu nehmen und die Sachen dann einfach nachzubauen“, meinte Mark.

„Ich hoffe nur, dass er die Preise aus den Katalogen nicht auch als Vorlage verwendet“, sagte Julie, „sonst sehen wir schnell alt aus.“

Die Möbelbestellung nahm einige Zeit in Anspruch, bereitete ihnen jedoch viel Spaß, nicht zuletzt durch die eigentümliche Tee-Zeremonie ihres Gastgebers, die sie in einer Mischung aus Erstaunen und Belustigung beobachteten: Zunächst schenkte er sich ausgiebig Milch in seine dampfende Tasse und gab mehrere gehäufte Löffel Zucker hinzu. Nach gewissenhaftem Umrühren kippte er dann vorsichtig einige Schlucke des Getränks in seine Untertasse, bis sich darin ein heller, noch immer dampfender Tee-Zucker-Milch-See gebildet hatte. Vorsichtig, damit nichts überschwappte, hob er den so gefüllten Untersetzer an, führte ihn zum Mund und sog das Getränk unter lautem Schlürfen in sich hinein. Als er ihre fragenden Blicke sah, erklärte er: „Es ist sonst zu heiß. So kühlt es rascher ab.“

Durch die Vielzahl der bestellten Möbelstücke war die Rechnungssumme am Ende beträchtlich, doch Julie war froh, dass sie das zumindest schon einmal hinter sich gebracht hatten. Nun würden sie nur noch einige Male zum Möbelabholen und bezahlen herkommen müssen, was mit dem Pickup kein Problem sein dürfte – wenn sie ihn erst einmal haben würden – und das Haus würde bis zum Eintreffen von Klaus Kaiser und Professor Wienands wieder komplett eingerichtet sein.

„Ich würde heute ganz gerne noch einen Blick in das Labor werfen, nur um einen Eindruck davon zu bekommen, wie es da drin aussieht, was meint ihr?“ fragte Solveig, als sie wieder im Wagen saßen und die holprige Straße zurückfuhren. Julie und Mark stimmten ihr zu.

„Also, zurück zur Fakultät“, sagte Mark und fuhr zurück auf die geteerte Hauptstraße.

„Schaut mal da drüben, sind die nicht süß?“ rief Julie auf einmal und zeigte auf eine Gruppe kleiner Schulkinder, die ihnen in ihren grün-weißen Schuluniformen auf der gegenüberliegenden Straßenseite entgegen kamen. Solveig und Mark wandten ihre Köpfe – da passierte es: Auf einmal gab es einen lauten Schlag und der Jeep krachte in eine Vertiefung am Straßenrand, sackte mit dem rechten Vorderrad ab und blieb in dieser Schiefelage stehen. Entsetzt blickten die drei sich an. Julie war vor Schreck kreidebleich im Gesicht geworden, Solveig hatte sich auf die Zunge gebissen, weil sie gerade etwas hatte sagen wollen, und schmeckte Blut in

ihrem Mund. Mark war völlig ratlos und hatte nicht die leiseste Ahnung, was in dem kurzen Moment, in dem er nicht auf die Straße geachtet hatte, passiert sein konnte.

Was nun folgte, hatten sie so noch nie erlebt: In Windeseile bildete sich ein riesiger Menschaufmarsch rund um den Unfallwagen. Von überall her kamen sie angerannt, allen voran natürlich die Schulkinder, als hätten sie nur darauf gewartet, dass sich endlich einmal etwas in ihrer kleinen Stadt ereignen würde. Der Jeep war innerhalb weniger Sekunden von neugierigen Gesichtern umringt, so dass sie kaum aussteigen konnten um nachzusehen, was denn überhaupt geschehen war. Die ganze Angelegenheit war ihnen mehr als peinlich, insbesondere Mark. Mühsam drängten sie sich durch die gaffende und debattierende Menschenmenge hindurch und stellten fest, dass der Wagen mit dem Vorderrad in einen offen liegenden Kanalschacht geraten war, in dem er nun feststeckte.

Stoßstange und Karosserie schienen wie durch ein Wunder unbeschädigt und man konnte nur hoffen, dass dies auch für alles andere gelten mochte. Doch das vordringlichste Problem war erst einmal, den Wagen wieder aus dem Schacht heraus zu bekommen. Sie beratschlagten, ob sie nach einem Abschleppdienst fragen sollten oder wie dem Problem sonst beizukommen wäre. Während sie noch unschlüssig etwas abseits der Menschenmenge dastanden, begann diese auf einmal von sich aus Hand anzulegen und kaum hatten sie sich versehen, hatten einige Männer einfach zugewinkt und den Jeep in einer gemeinsamen Kraftanstrengung aus dem Loch befreit. Die umstehenden Zuschauer jubelten und klatschten Beifall. Julie, Solveig und Mark, die nicht wussten, wie ihnen geschah, gingen zu den Männern, um sich bei ihnen für ihre spontane Hilfe zu bedanken. Mark bot ihnen Zigaretten an und als er ihre leuchtenden Augen sah, schenkte er ihnen die ganze Packung. *Hoffentlich springt er jetzt auch wieder an*, dachte er, als er zur Fahrertür ging. Das fehlte noch, dass ausgerechnet er den geliehenen Wagen vom Bureau du Jumelage schrottreif fuhr!

„Soll ich vielleicht fahren?“ erbot sich Solveig und er meinte, ein spöttisches Funkeln in ihren Augen zu erkennen.

„Nein, kein Problem, danke“ lehnte er ihr Angebot ab und setzte sich hinters Steuer. Das wäre ja wohl das Letzte, jetzt zu kneifen! Julie und Solveig nahmen ihre Plätze ein und Mark drehte den Zündschlüssel herum – der Wagen sprang tadellos an. Erleichtert atmeten sie auf.

Die Menschenmenge, die sofort erkannte, dass es hier nichts mehr zu sehen geben würde, löste sich genau so schnell wieder auf, wie sie entstanden war. Im Nu beherrschte die afrikanische Alltagsnormalität

wieder das Straßenbild, ganz so, als sei alles nur ein böser Spuk gewesen. „Nochmal Schwein gehabt“, grinste Mark. Solveig grinste zurück, während Julie nach dem Schrecken noch nicht wieder zum Lachen zumute war.

Als sie in der faculté d'agronomie eintrafen, war der Doyen nicht anwesend, worüber sie ganz froh waren, da sie sich ohne ihn viel ungezwungener im Labor umsehen konnten. Seine Sekretärin händigte ihnen die Laborschlüssel aus und erklärte, dass sie diese fortan behalten konnten. Durch das offen stehende Fenster wies sie ihnen den Weg zum Bodenkundelabor, das sich nur etwa zwanzig Meter entfernt in einem Nachbargebäude oberhalb der Fakultät befand. Gespannt auf das, was sie dort erwarten würde, erklommen Julie, Solveig und Mark die steinernen Stufen zu dem Haus, das von seiner Bauweise exakt dem Fakultätsgebäude glich, in seinen Ausmaßen jedoch etwas kleiner war. Eine kleine, magere Frau in Flip-Flops kam langsam über den Hof geschlurft und begann gelangweilt, diesen im Zeitlupentempo mit einem Strohbesen zu fegen. „Das ist bestimmt die Schwester der Sekretärin“, kommentierte Solveig ironisch.

„Wenn sie noch weniger verdient als unsere Wächter, dann wundert mich ihr Arbeitstempo nicht“, relativierte Julie. „Für die paar Kröten würde ich auch kein großes Engagement zeigen.“

Solveig hob in gespielter Erstaunen die Augenbrauen: „Was machst du dann bei P.I.A.F., Julie?“

Mark grinste. „Hast du denn vergessen, dass Julie unsre Großverdienerin ist?“

„Quatsch, das ist doch ganz was anderes“, beendete Julie das Thema und schloss die Eingangstüre des Labors auf.

Sie betraten einen großen Saal, der von Hängeschränken, Regalen und Arbeitsflächen eingefasst war. In der Mitte des Raumes standen in drei parallelen Reihen weitere Arbeitstische mit Unterschränken, über denen Regalbretter von der Decke herabhingen. Einige der Schranktüren waren eingetreten und wo einst Spülen in die Arbeitsflächen eingelassen gewesen sein mussten gähnten nunmehr rechteckige Löcher. Entlang der Arbeitsflächen und Arbeitstische standen mehrere drehbare, runde Hocker, einige lagen auch einfach achtlos auf dem staubig-schmutzigen Boden. In einer Ecke stand auf einem Pult ein Muffelofen für Bodenproben. Genau darüber fehlten zwei quadratische Platten der Deckenverkleidung, so dass man auf den Speicher sehen konnte. Einige Meter weiter sahen sie zu ihrem großen Erstaunen ein glücklicherweise

unbeschädigt wirkendes Atom-Adsorptions-Spektralphotometer stehen, ein sehr spezialisiertes, äußerst kostspieliges Gerät zur Bodenanalyse. Die Regale waren gefüllt mit beschrifteten Chemikalienfläschchen unterschiedlicher Art und Größe, Porzellanschüsseln und -tiegeln, Mörsern, Spritzflaschen aus Plastik, Messzylindern, Erlenmeyerkolben, Petrischalen, Glaspipetten und anderen Laborutensilien, viele davon zerbrochen. Ein eigenartiger, modriger Geruch hing im Raum, der zugleich eine beißend scharfe Nuance enthielt, deren Herkunft sie sich zunächst nicht erklären konnten.

Nicht, dass hier noch irgendwo eine Leiche im Schrank versteckt liegt, dachte Solveig naserümpfend.

Das gesamte Mobiliar sowie sämtliche Gegenstände waren von einer dicken Staubschicht überzogen und überall hingen Spinnweben, in denen zum Teil riesige, langbeinige Spinnen lauerten. Doch das größere Übel war ein anderes: Sowohl Arbeitsflächen als auch Boden und Hocker waren nicht nur mit Schmutz und Staub, sondern auch mit Mäusedreck und getrocknetem Fledermauskot übersät. Letzterer war am stärksten im Bereich des Ofens konzentriert, wo sich das Loch in der Decke befand. Daher erklärte sich also der beizende Geruch! Die Schubladen waren ebenfalls voller Mäusedreck und in etlichen Unterschränken lagen feuchte, angeschimmelte Papierstapel. „Ach du Scheiße“, kommentierte Mark trocken. „Die Labor-Putze scheint wohl Urlaub zu haben.“

„Igitt!“ kreischte Julie und ließ eine Schranktür unter einer der Spülen direkt wieder geräuschvoll zuknallen, nachdem sie diese gerade eben erst geöffnet hatte. Dabei fiel die Tür aus der Angel und krachte mit der Unterkante auf den Boden.

„Eine Leiche?“ fragte Solveig lässig.

„Das willst du lieber nicht wissen ...“, presste Julie hinter vorgehaltener Hand hervor und konzentrierte sich darauf, sich nicht übergeben zu müssen.

Nach und nach inspizierten sie auch die restlichen Räume des Gebäudes, die durchweg deutlich kleiner waren als der große Saal. Es handelte sich dabei um zwei kleine Speziallabors, drei Büros sowie einen Lagerraum. Teilweise waren diese Räume verschlossen, doch da sie im Besitz sämtlicher Schlüssel waren, fanden sie überall Einlass. Hinter den verschlossenen Türen sah es generell etwas besser aus als im Saal, doch hatten Staub und Ungeziefer ihren Weg auch dort hineingefunden. In einem Büroraum stand in einer Nische ein metallenes Bett und sie nahmen an, dass der Raum eventuell vom ehemaligen Laborleiter als Schlafraum genutzt worden war.

Als sie schon meinten, jetzt könne sie nichts mehr schocken, trafen sie ganz am Ende des Gebäudes auf zwei kleine Räume, in denen sich eine Dusche und ein WC befanden. Um es kurz zu machen: Die Toilette war randvoll verstopft mit Fäkalien und die Dusche musste wohl als eine Art Ersatz-WC benutzt worden sein ... Julie hielt sich erneut die Hand vor den Mund und rannte in wilder Flucht durch den Korridor zurück ins Freie. Solveig und Mark reagierten gefasster, wandten sich aber gleichfalls angeekelt ab und folgten ihr.

Mit angezogenen Beinen saß Julie auf dem abschüssigen Rasen, dem Labor den Rücken zugewandt. Den Kopf hatte sie auf ihre Knie gelegt, wobei sie ihr Gesicht hinter den aufgestützten Armen verbarg, so dass nicht zu erkennen war, ob es ihr wirklich schlecht ging oder ob sie einfach nur wütend war. Solveig und Mark setzten sich beidseitig neben sie und eine Weile sprach keiner ein Wort. Mark zündete sich eine Zigarette aus einer neuen Packung an und inhalierte tief. Solveig berührte sanft Julies Rücken und erkundigte sich leise nach ihrem Befinden. Ein lang gezogenes „Hhmm“ war dumpf zu vernehmen. Dann löste sie sich aus ihrer Kauerstellung und wischte sich die leicht geröteten Augen, als wollte sie die Erinnerung an das fortwischen, was diese soeben gesehen hatten. „Also für heute habe ich genug gesehen, wie steht’s mit euch?“ fragte sie.

„Uns reicht’s auch für heute“, entgegnete Mark und warf ihr einen mitfühlenden Blick zu. „Wir haben die Türe abgeschlossen, da bringen mich so schnell keine zehn Pferde wieder rein.“

„Warum bloß hat man das nicht längst schon wieder herrichten lassen?“ fragte Julie fassungslos.

„Vergessen wir das Labor erstmal und kümmern uns lieber um dringlichere Dinge“, entschied Solveig. „Wie sagte der Doyen doch so treffend: Das hier läuft uns bestimmt nicht davon ...“

Julie hätte nicht gedacht, dass sie an diesem Tag noch einmal richtig Hunger und Appetit verspüren würde. Doch da Mark und sie schon das Mittagessen hatten ausfallen lassen, knurrten ihre Mägen am Abend empfindlich und auch Solveig meinte, dass sie wohl wieder „ein Leckerli“, wie Mark den Mittagsimbiss zynisch genannt hatte, vertragen könnte. Da Julie sich essenstechnisch an diesem Abend auf keinerlei Experimente einlassen wollte, aßen sie wieder im Marabut und wurden nicht enttäuscht: Der *Tilapia grillée*¹⁸ schmeckte einfach köstlich, ebenso der frische Salat mit Avocadostreifen sowie die saftigen *Brochettes*¹⁹.

¹⁸ Gegrillter Buntbarsch

¹⁹ Fleischspieße

Sie hatten sich diesmal in das Innere des Restaurants gesetzt, da der letzte Abend im Freien doch etwas zu kühl für Julies Geschmack gewesen war und sie außerdem essen wollten, ohne ständig die Blicke der Straßenkinder auf sich und dem Essen zu spüren. Mark nutzte die Zeit, in der sie auf ihre Bestellung warteten, um das öffentliche Telefon, das sich in einer kleinen, stickigen Kabine neben der Hotelrezeption befand, auf seine Auslandstauglichkeit zu testen. Natürlich rief er Sabine an. Etwa fünfzehn Minuten später kehrte er bestens gelaunt an den Tisch zurück.

„Also, wenn ihr noch dringend mit Deutschland telefonieren wollt, dann am besten jetzt. Angeblich waren die Leitungen den ganzen Tag über tot und funktionieren gerade mal seit einer halben Stunde wieder – wer weiß, wie lange noch ... Ist allerdings ein ziemlich teurer Spaß.“

Dankend winkte Solveig ab. Julie überlegte kurz, ob sie Klaus Kaiser unter seiner Privatnummer in Stuttgart anrufen sollte, entschied sich jedoch dagegen, da sie sich sonst noch in Rage reden würde und das Geld stattdessen lieber für Dringlicheres aufsparen wollte. Der unerfreuliche Eindruck, den das Labor auf sie gemacht hatte, war noch zu frisch in ihrem Kopf.

Nach dem Essen setzten sie sich dann doch noch auf ein Primus hinaus ins Freie, da im Restaurant nichts mehr los war. Draußen saßen immerhin noch eine Handvoll Afrikaner und zwei ältere Belgier. Natürlich war die Rasselbande sogleich wieder zur Stelle und grinste und feixte aus sicherer Entfernung zu ihnen hinüber.

„Da, *Mzungu*“, rief Solveig ihnen auf einmal zu und zeigte auf die Straße. Auch Julie und Mark folgten ihrem Fingerzeig und schauten zur Straße, wo sie gerade noch einen weißen Toyota Hilux – dasselbe Modell, das sie in rot in Harrys Werkstatt stehen hatten, nur ohne den Käfigaufbau auf der Ladefläche – mit einem weißen Mann hinterm Steuer vorbeifahren sahen. „*Mzungu, Mzungu*“, wiederholten die Kinder singend und erregten dadurch die Aufmerksamkeit eines Kellners, der energischen Schrittes und unverständliche Worte schimpfend auf sie zugeeilt kam und sie dadurch für die Dauer von etwa zwei Minuten von ihrem Platz verscheuchte.

„Wir sind anscheinend längst nicht die einzigen von unsrer Sorte hier“, meinte Mark mit einem Seitenblick auf die Belgier. „Vielleicht war das eben ja dieser Uwe Wöhner.“

Julie zuckte die Schultern. „Ich schätze, früher oder später wird man sich hier ohnehin über den Weg laufen.“

Sie zahlten und verließen das Marabut. Da sie ein paar Münzen übrig hatten, gaben sie diese ausnahmsweise einem der Jungen, jedoch mit dem

strengen Hinweis, dass er mit seinen Freunden teilen solle. Er nahm sie dankend in Empfang und deutete eine kleine Verbeugung an. „*Oui, partager*²⁰, *partager*“ wiederholte er die gut gemeinte Ermahnung und verschwand mit seinen Kumpanen im Dunkel der Nacht.

Vor dem Schlafengehen setzte Julie sich noch an das Notebook, das sie von der Universität Stuttgart für ihren Aufenthalt bekommen hatten, und begann, einen Lagebericht an Klaus Kaiser und Professor Wienands zu tippen. Dabei bemühte sie sich, so objektiv wie möglich zu bleiben, was ihr mit einiger Mühe auch gelang. Sollte sie ihn wissen lassen, dass der Doyen im Umgang etwas heikel war? Sie entschied sich, es vorsichtiger zu formulieren, ließ aber zwischen den Zeilen durchblicken, dass dem anstehenden Besuch von Klaus Kaiser und Professor Wienands seitens des Doyens große Bedeutung beigemessen wurde. Dann berichtete sie von den erfreulicheren Dingen: Dass sie bezüglich der Wiedereinrichtung des Hauses und ihres bevorstehenden Einzugs gute Fortschritte machten, die *premier labour* auf den Feldern in Kürze abgeschlossen sein würde und sie spätestens Anfang nächster Woche mit Marie-Claire das erforderliche Saatgut besorgen würden, um im Anschluss daran mit der Aussaat zu beginnen. Sie markierte diesen Abschnitt und verschob ihn an den Beginn der Nachricht. *Besser zuerst über die positiven Dinge berichten*, entschied sie.

Sie speicherte den Text und fuhr das Notebook herunter. Dieser Tag hatte sie doch mehrmals ziemlich verärgert. Zuerst die Warterei beim Doyen, der Ärger über die von ihm veranschlagten Faxkosten, die Farce mit den Wächtern und nicht zuletzt der entsetzliche Zustand des Labors. Dabei wurde ihr jetzt erst bewusst, dass sie die einzige gewesen war, die Nerven gezeigt hatte: Mark blieb immer so ruhig und gelassen, fluchte vielleicht einmal kurz, aber das war's dann auch schon. Solveig ließ einfach einen lockeren Spruch vom Stapel und schien sich danach auch nicht weiter aufzuregen. Aber den beiden konnte es ja auch egal sein, sie war schließlich diejenige, die sich vor Klaus Kaiser und Professor Wienands letztendlich würde verantworten müssen.

Seufzend legte sie sich auf das durchgelegene Hotelbett. Um noch einen Brief zu schreiben, fühlte sie sich entschieden zu müde, außerdem verspürte sie nur wenig Lust dazu. An wen sollte sie auch schreiben? Die viermonatige Beziehung mit Jan, oder besser: Das kurze Intermezzo, das es aus ihrer Sicht eher darstellte, hatte sie zwei Tage vor ihrem Abflug beendet. Sie hatten einfach nicht zusammengepasst: Er war Bankkaufmann, sechs Jahre jünger als sie und lebte von seinen Interessen

²⁰ franz.: teilen

her, die nahezu ausschließlich um Fußball und Discobesuche kreisten, in einer völlig anderen Welt. Doch das schlimmste war seine fast schon krankhafte Eifersucht gewesen, die sie schließlich nicht mehr länger hatte ertragen können. Allein die Erwähnung eines männlichen Namens hatte ihn sofort Konkurrenz wittern lassen und zu endlosen Diskussionen geführt, erst recht, wenn es sich bei den Genannten um Akademiker handelte, gegenüber welchen er tief verwurzelte Minderwertigkeitskomplexe an den Tag legte, da er aus einer Familie stammte, in welcher jedes Mitglied studiert hatte - mit Ausnahme seiner selbst. Immer wieder hatte er ihr vorgeworfen, an der Universität verdächtig viel Zeit mit Klaus Kaiser zuzubringen, was sie lauthals zum Lachen gebracht hatte, da dieser nun überhaupt nicht ihr Typ war. Daraufhin war er tödlich beleidigt gewesen und hatte tagelang gar nichts mehr von sich hören lassen, was sie höchst albern und kindisch gefunden, jedoch gleichgültig hingenommen hatte. Schließlich hatte er dann aber doch wieder angerufen, sich entschuldigt und ihr einen unvergesslichen Abend in einem exklusiven französischen Restaurant beschert, in dessen Verlauf er sie mit seinem Charme und seinem guten Aussehen wieder geködert hatte. Letztendlich war es ihr erst durch ihre Entscheidung, die Aufgabe in Kuranda anzunehmen, gelungen, sich von ihm zu lösen.

Schon seit längerer Zeit hatte Julie gespürt, dass sie dringend eine Veränderung in ihrem Leben benötigte, sowohl privat als auch beruflich. Ewig an der Universität abhängen, stets betraut mit wenig spektakulären organisatorischen Aufgaben, die sonst keiner gerne übernehmen wollte, das war auf Dauer nicht gerade eine Herausforderung, dafür hatte sie nicht studiert. P.I.A.F. war ihr diesbezüglich wie ein Rettungsanker erschienen. Eine kleine Auszeit, um Klarheit über ihre Perspektiven zu gewinnen und obendrein einen Hauch Abenteuer zu erleben, den sie in ihrem Leben schon seit einer Weile vermisste. Vielleicht würde sie ja sogar eine Doktorarbeit in dem Projekt beginnen – die Idee an sich gefiel ihr nicht schlecht. Allerdings verspürte sie im Gegensatz zu Solveig wenig Lust, sich direkt für zwei Jahre in Kuranda zu verpflichten. Nicht allein aufgrund der unsicheren politischen Lage des Landes, sondern hauptsächlich wegen des Doyens, den sie schon jetzt gefressen hatte und mit dem sie dann ständig zu tun haben würde, nein danke.

Einer oder wenn es sein musste auch mehrere kürzere Aufenthalte in Kuranda zur Datenerhebung und dann die Arbeit zuhause fertig stellen, so könnte ich es mir vorstellen, dachte sie. Mit ihrer halben Stelle als wissenschaftliche Mitarbeiterin im Rücken wäre das auch durchaus finanzierbar.

Sie löschte das Licht und wickelte sich in die Decke. Doch zunächst lautete ihr Ziel, die Reorganisation des Projektes bestmöglich zu bewerkstelligen. Alles Weitere würde sich dann schon ergeben.

Der Tag des Einzugs in ihr Haus begann unfreiwillig früh: Kurz nach Sonnenaufgang gegen sechs Uhr morgens schickte sich ein Angestellter des Hotels an, das Wellblechdach über ihren Zimmern mit einem borstigen Strohbesen zu fegen, was einen Heidenlärm verursachte. Als er damit fertig war hofften sie, dass nun endlich wieder Ruhe im *Salama* einkehren würde, denn jeder wünschte sich nichts lieber, als sich wieder in den Schlaf zurücksinken zu lassen. Doch kurz darauf wurde das laute Fegen erbarmungslos fortgesetzt – diesmal auf der Veranda direkt vor ihren Zimmern. Danach war an Schlaf nicht mehr zu denken: Irgendwo wurde ein Radio aufgedreht, Stimmen unterhielten sich lautstark und der Gesang der Vögel hallte von den Wänden des Innenhofs wider. So trafen Julie, Solveig und Mark sich für ihre Verhältnisse schon sehr früh zum gemeinsamen Frühstück, ließen sich damit aber dafür ausgiebig Zeit. „Von wegen *Salama*“, schimpfte Julie, die alles andere als eine Frühaufsteherin war und gönnte sich eine dritte Tasse schwarzen Tees. „Da hab ich schon mitten in Kairo weitaus friedlicher geschlafen als hier.“ Am späten Vormittag checkten sie aus und fuhren – hoffentlich zum letzten Mal – in der Enge des voll beladenen Jeeps ihrem neuen Zuhause entgegen.

Als Mark gerade vor dem Grundstück aussteigen und das Tor öffnen wollte, wurde dieses unerwartet von innen geöffnet und Etienne grüßte sie mit einer lässigen Handbewegung. Er trug wieder seine HipHopper-Kluft und musterte das Auto mit ernster Miene. Als er in der Frühe seinen Wachdienst angetreten hatte musste er über das Tor geklettert sein, da dieses ja verschlossen gewesen war.

Auf der Veranda sahen sie Marie-Claire zusammen mit zwei ihnen unbekanntem Männern stehen. Sie wurden ihnen als der Klempner und der Elektriker vorgestellt. Marie-Claire fragte nach den Hacken und sie mussten eingestehen, dass sie vergessen hatten, diese zu besorgen. Damit Marie-Claire nicht ganz umsonst den weiten Weg zu Fuß gemacht haben sollte, schlug Mark ihr vor, noch kurz zu warten, dann würden sie gemeinsam mit ihr die benötigten Geräte kaufen und sie am Campus absetzen.

Julie schloss die Haustür auf, bedeutete den Handwerkern, einzutreten und bat Marie-Claire, ihnen die sanitären und die Stromversorgung betreffenden Probleme zu schildern, während sie ihre Sachen ausladen und ins Haus bringen würden.

„Wie regeln wir die Zimmerverteilung?“ fragte sie an Solveig und Mark gewandt.

„Am besten ist es wohl, wir lösen“, schlug Mark vor.

Die beiden Frauen stimmten zu und Mark kramte eine Streichholzschachtel aus seinem Rucksack hervor. Er entnahm ihr drei Zündhölzer und brach von zweien je ein Stückchen ab, so dass er danach drei unterschiedlich lange Hölzer in der Hand hielt. „Wer das Kürzeste zieht, hat verloren“, verkündete er.

„Kann ich sie halten?“ fragte Julie. „Ihr zieht und ich nehme das, was übrig bleibt.“

Umständlich reichte Mark ihr die kurzen Hölzer, wobei er ihre Hand flüchtig berührte. Julie blickte ihm kurz in die Augen und wandte ihnen dann einen Moment lang den Rücken zu, um die Hölzer so in ihrer Hand zu arrangieren, dass drei völlig gleich aussehende Enden aus ihr hervorragten. Mark ließ Solveig den Vortritt, die prompt das kürzeste zog. Er selbst zog das mittlere und Julie behielt schließlich das unversehrte Hölzchen in ihrer Hand. Damit war die Entscheidung gefallen: Julie bezog das Chefzimmer, Mark das mittelgroße Schlafzimmer an der Rückseite des Hauses und für Solveig blieb das kleine Zimmer dazwischen.

Sie holten ihr Gepäck aus dem Wagen und trugen es in ihre leeren Zimmer, wo sie es mangels anderer Möglichkeiten auf dem kahlen Steinboden abstellten. Dann wendeten sie sich den Handwerkern zu. Der Elektriker schien bereits genau zu wissen, was zu tun war, und machte sich an die Arbeit. Bei den Klempnerarbeiten hingegen entpuppte sich die Sache als komplexer. Neben dem bereits bekannten Reparaturbedarf an Spüle und dem Gäste-WC entdeckte der Klempner – ein kleines, dürres Männlein mit einer orangefarbenen Schirmmütze mit dem Jägermeister-Logo – *Kleidersammlung lässt wieder grüßen*, dachte Mark – auf dem Kopf, zusätzlich noch einen leckenden Wasserhahn an der Badewanne und ein kleines Rinnsal rund um die andere Toilette. Er zählte auf, was er fürs erste an Ersatzteilen benötigte, und erklärte, dass er einen Vorschuss brauche, um diese in der Stadt besorgen zu können. Dafür nannte er eine Summe, die ihnen recht hoch vorkam.

„Kann das denn sein, dass das so viel kostet?“ fragte Julie Mark ungläubig. Nachdenklich runzelte dieser die Stirn. „Das kann ich dir so auch nicht sagen, ich hab keine Ahnung, wie hoch hier das Preisniveau für solche Sachen ist.“

„Aber wir können ihm doch nicht einfach so viel Geld auf die Hand geben ohne zu wissen, ob er uns nicht einfach nur abzocken will! Der

Doyen hat gesagt, wir sollen niemandem Geld im Voraus geben. Ich denke mal, das gilt nicht nur für die Wächter.“

„Aber er hat uns auch nicht gesagt, dass der Klempner erst jede Dichtung und jedes Schraubchen einzeln kaufen muss, bevor er loslegen kann“, sagte Solveig. „Und wenn ich mir seine „Werkzeugtasche“ so ansehe bezweifle ich, ob er überhaupt alles erforderliche Werkzeug besitzt“, fügte sie mit einem Seitenblick auf die zerknitterte Plastiktüte, die der Klempner in der Hand hielt, hinzu.

„Wir können aber auch schlecht von ihm verlangen, das Geld vorzustrecken. Ich glaube nämlich nicht, dass er das hat, der arme Kerl“, ergänzte Mark.

„Was werden all diese Reparaturen überhaupt kosten?“ fragte Julie an den Klempner gewandt.

„Eeeh ...“, antwortete dieser und kratzte sich nachdenklich am Kopf. Dann zählte er die einzelnen Arbeiten auf und nannte nach langem überlegen weite Preisspannen, deren Einhaltung er ihnen jedoch nicht garantieren könne, wie er hastig hinzufügte. Die Materialkosten würden ohnehin noch extra hinzukommen.

„Na, das kann ja heiter werden“, stellte Julie fest. „Was schlägt ihr also vor?“

„Ich würde sagen, wir nehmen ihn einfach gleich in die Stadt mit und fahren gemeinsam die Ersatzteile kaufen. Dann sehen wir ja selbst, was das alles so kostet“, schlug Mark vor.

„Und was ist mit Marie-Claire und den Hacken?“ wandte Solveig ein. „Wie soll das alles ins Auto passen?“

Das war in der Tat ein Problem. Außerdem waren sie unsicher, ob sie den Elektriker in der Zwischenzeit ganz alleine im Haus zurücklassen sollten. „Unsere Zimmer können wir ja abschließen“, sagte Julie. „Außerdem ist auch noch Etienne da.“

„Aber was ist, wenn der Elektriker noch Fragen hat oder auf einmal auch Geld braucht, weil er etwas besorgen muss, und er keinen Ansprechpartner hat? Das verzögert doch dann alles nur wieder ...“ Es war nicht einfach. Schließlich bot sich Solveig an, im Haus zurück zu bleiben und den Handwerker so lange zu „hüten“, wie sie es ausdrückte. Alle hielten das für die beste Idee und so wurde es gemacht.

Nachdem der vollbesetzte Jeep das Grundstück verlassen und Etienne das Tor geschlossen hatte, ging Solveig zurück ins Haus in ihr neues Zimmer. Es war wirklich nicht gerade geräumig, doch was brauchte sie schon großartig an Platz. Bett, Nachttisch, Schreibtisch und Stuhl würden

bequem hineinpassen und der große Vorteil waren die vorhandenen Einbauschränke. *Wenn ich bloß Eimer und Lappen hätte, dann könnte ich schon mal wischen und meine Klamotten einräumen*, überlegte sie. Sie öffnete eine Schranktür und fuhr mit der Hand über eines der Regalbretter, das mit dunkelblauer Lackfolie ausgelegt war. *Nicht wirklich schmutzig, lediglich ein wenig staubig*, urteilte sie, öffnete ihren Rucksack und zog ein Handtuch heraus. Sie befeuchtete es im Badezimmer und wischte damit durch die Schränke. Anschließend packte sie ihre Kleidungsstücke aus und sortierte sie in die Regale ein. Danach war sogar noch genug Platz für ihre Bücher, Schreibutensilien, den MP3-Player sowie all die anderen Dinge, die sie bei sich hatte. Ganz unten blieb Raum für Schuhe und die leeren Gepäckstücke. Prima, alles verstaut! Als das erledigt war ging sie nach dem Elektriker schauen. Dieser stand gerade zusammen mit Etienne hinter dem Haus. Die beiden unterhielten sich, während sie sich eine Zigarette teilten.

So so, ein Päuschen also, nun gut, dachte sie und wanderte nochmals durch das Haus. Es war wirklich sehr schön, fand sie. Wenn alles erst einmal fertig eingerichtet sein würde, könnte es sicher etwas hermachen. Aber vor allem die große Veranda war unschlagbar, dazu der riesige Garten – ein richtiges Traumhaus. Sie betrat die leicht abschüssige Rasenfläche und schaute sich das Grundstück und die benachbarten Häuser genauer an.

Das dort drüben muss das zweite P.I.A.F.-Haus sein, überlegte sie. Das besetzte Haus. Sie ging an dem alten VW-Bus und an der Tiefkühltruhe vorbei bis zur seitlichen Grundstücksgrenze und versuchte, durch die Hecke einen Blick auf das Anwesen zu erhaschen. Neben dem Haus war ein Geländewagen geparkt, ein dicker, nagelneu aussehender Cherokee. Arme Leute schienen das nicht gerade zu sein. Auf einmal öffnete sich die Hintertüre des Hauses und eine junge Afrikanerin trat heraus. Sie war auffallend groß gewachsen, dabei jedoch sehr schlank und feingliedrig, trug ein Tuch um den Kopf gewickelt und ein auf Taille geschnittenes, bodenlanges Gewand. Ihre Gesichtszüge hatten etwas nomadenhaftes, das nicht dem typischen Aussehen der Ackerbauern hier entsprach. *Ostafrika, dachte Solveig, Somalia oder Äthiopien vielleicht, seltsam ...*

Die Frau verschwand um die Hausecke. Solveig ging ein paar Schritte weiter den Hang hinunter, bis sie um die Ecke sehen konnte. Das untere Haus hatte eine ähnliche Veranda und einen ähnlich großen Garten wie das ihre. Zwischen zwei Bäumen war eine Wäscheleine gespannt und die Frau war damit beschäftigt, die getrockneten Kleidungsstücke einzusammeln. Plötzlich drehte sie sich abrupt um – wahrscheinlich, um zurück ins Haus zu gehen (warum benutzte sie eigentlich nicht den

Vordereingang?) – und sie sahen sich direkt in die Augen. Die Frau zuckte vor Schreck zusammen. Solveig lächelte freundlich und hob die Hand zum Gruß. Verwundert blickte die Afrikanerin zu ihr herüber, lächelte dann verlegen, nickte kurz mit dem Kopf und verschwand mit der Wäsche in den Händen raschen Schrittes wieder im Haus.

Solveig ging weiter bis zum unteren Ende des Gartens. Hier wucherte undurchdringliches Gestrüpp mit hübschen gelben Blüten. Dahinter befand sich auf der Seite des angrenzenden Grundstücks eine dichte, hohe Hecke mit einem Maschendrahtzaun in ihrer Mitte. Sie ging an den Büschen entlang in die gegenüberliegende untere Grundstücksecke, wo eine riesige, baumförmig gewachsene Euphorbie stand. Diese Wolfsmilchgewächse, das afrikanische Äquivalent zu den amerikanischen Kakteen, liebte sie besonders und sie beschloss, unbedingt bei ihrer Abreise daran zu denken, einen Ableger mit nach Hause zu nehmen.

An einem Drahtzaun entlang ging sie in Richtung des Hauses zurück, an den ein brach liegendes Grundstück grenzte. Etliche Meter weiter befand sich das nächst liegende Nachbarhaus, wo jedoch nichts darauf hindeutete, ob es derzeit bewohnt war oder nicht. Im hinteren Teil des Gartens standen zwei weitere Euphorbien. Dahinter stieg der Hang so steil an, dass man von dem darüber befindlichen Grundstück kaum etwas sehen konnte. Etienne und der Elektriker hatten augenscheinlich ihr Schwätzchen inzwischen beendet, denn der winzige betonierte Hinterhof war verlassen. Solveig ging hinter dem Haus entlang und entdeckte Etienne in ein Buch vertieft auf dem Rasenhang sitzen. Obwohl er mitten in der Sonne saß hatte er weder Wollmütze noch Winterjacke abgelegt. *Was würde der wohl erst anziehen, wenn er im Winter nach Deutschland käme?* fragte sie sich amüsiert. Er sah kurz auf, als er sie bemerkte, wandte sich jedoch sogleich wieder seinem Buch zu. Sie schlenderte weiter zu dem kleinen Schuppen neben dem Haus, der vermutlich als Garage gedacht war. Die Tür war zugezogen, ließ sich jedoch mit einem kräftigen Ruck öffnen. Im Innern befand sich jede Menge Plunder: Alte Autoreifen, halbleere und leere Farbeimer mit eingetrocknete Farbe und ebensolchen Pinseln, eine brüchige Holzleiter, jede Menge Bretter sowie ein Fahrrad, von dem sie gerade noch so den Lenker hinter einem Bretterstapel erkennen konnte. Sie musste kletterten, um es näher betrachten zu können. Der Rahmen war schwarz lackiert und glich einem alten Hollandrad. „Made in India“ stand vorne unterhalb der Lenkstange geschrieben.

Sie verließ den Schuppen, zog die Tür wieder zu und ging zu Etienne, um ein wenig mit ihm zu plaudern. Er lernte tatsächlich Französisch und

zeigte ihr stolz das Buch eines belgischen Schulbuchverlages. „Wenn ich besser Französisch kann“, erklärte er, „kann ich eines Tages in einem Büro arbeiten und mehr Geld verdienen als ein Wächter“. Solveig lobte seinen Ehrgeiz und fragte ihn, wo er wohne.

„Meine Familie wohnt nicht weit von hier“, antwortete er und deutete vage in eine Richtung. „Meine Eltern haben dort eine kleine Landwirtschaft mit ein paar Bananen, Kaffee und so. Früher hatten sie auch noch zwei Ochsen, aber die sind uns gestohlen worden.“

Sie erfuhr, dass er der älteste von sechs Geschwistern war – eigentlich seien sie aber sieben gewesen, doch der älteste Bruder sei ums Leben gekommen. Solveig verzichtete darauf zu fragen, ob der Tod des Bruders mit dem Krieg im Zusammenhang stand, zumindest war diese Möglichkeit sehr wahrscheinlich. Sie ließ den Blick schweifen und erst jetzt entdeckte sie hinter ein paar niedrigen Bäumen einen winzigen Unterstand. Etienne erklärte ihr, dass dieser für die Wächter sei, die darin Schutz vor Regen und vor Kälte finden konnten. *Und dort einschlafen können ...* führte Solveig den Satz gedanklich zu Ende. Sie überließ Etienne wieder seinen Studien und holte sich selbst auch ein Fachbuch hervor, mit dem sie sich auf den Rasen in die Sonne setzte.

Erst gut zwei Stunden später kehrten Julie, Mark und der Klempner zurück, der mit einer Tüte in der Hand sofort im Haus verschwand und sich an die Arbeit machte.

„Wie war’s?“, fragte Solveig.

„Eeh ...“, entgegnete Julie und verdrehte die Augen. „Ein mühseliger Hickhack, kann ich dir sagen. Sei froh, dass du dir das erspart hast.“

„Wir mussten mehrere Geschäfte abklappern, um alles zu bekommen“, ergänzte Mark. „Außerdem ist uns noch eingefallen, dass wir ja auch noch Fassungen und Glühbirnen benötigen. Die haben wir dann natürlich gleich mit besorgt. Von so etwas wie einem Baumarkt, wo es alles unter einem Dach gibt, kann man hier nur träumen. Alles muss einzeln irgendwo geholt werden.“

„Beim Doyen waren wir dann auch noch, weil Marie-Claire plötzlich einfiel, dass sie dort noch etwas zu erledigen hatte. Übrigens“, Julie warf Mark einen kurzen Seitenblick zu, „die Geschichte mit unserem kleinen Autounfall ist inzwischen schon rundgegangen. Der Doyen hat uns direkt darauf angesprochen und jeder, der gerade zufällig drum herum stand, schien Bescheid zu wissen, Marie-Claire eingeschlossen.“

Solveig grinste und Mark meinte nur achselzuckend „So hat das Dorf wenigstens wieder Gesprächsstoff.“ Innerlich ärgerte er sich erneut

darüber, dass ausgerechnet ihm dieses dumme Missgeschick widerfahren war und dass Julie gleich brühwarm alles an Solveig weitererzählen musste.

„Habt ihr auch die Hacken für Marie-Claire bekommen?“

„Das war noch das kleinste Übel“, antwortete Julie. „Sie wusste ganz genau, wo wir sie bekommen würden, von daher war das kein Akt. Wir haben sie dann am Campus abgesetzt und haben den Kram mit dem Klempner erledigt. Ach ja – und wir haben ein paar Bananen, Avocados und Baguette mitgebracht für einen kleinen Imbiss, du hast doch bestimmt auch Hunger, oder?“ Den hatte Solveig allerdings.

„Du bist aber nicht enttäuscht, dass es heute nicht wieder fades Trockengebäck gibt, das dir gestern so geschmeckt hat?“ zog Mark sie auf und ließ das Baguette reihum gehen.

Da sie weder Besteck noch Teller hatten, benutzten sie Marks Taschenmesser, um die kleinen Bananen und die Avocados in Scheiben zu schneiden, mit denen sie dann das Brot belegen konnten. Julies Klemmbrett, das sie auf der Mauer abgelegt hatten, diente dabei als Unterlage.

Das Obst befand sich exakt im richtigen Reifezustand, so wie man es in Deutschland nie zu kaufen bekam, und war erstaunlich geschmacksintensiv. Nicht minder gut schmeckte das herrlich knusprige Baguette. „Immerhin *ein* gutes Erbe der Belgier hier, auch wenn’s von den Franzosen geklaut ist“, sagte Solveig kauend und schwenkte das Baguette.

„Mmmh – du vergisst die Straßenbeleuchtung und den Schilderwald!“ ergänzte Mark.

„Die Minibananen hier schmecken auch super lecker“, lobte Julie. „Dagegen schmecken diese hochgezüchteten Monsterteile, die es bei uns zu kaufen gibt, absolut fad.“

Solveig und Mark nickten zustimmend. Anschließend erzählte Solveig von ihrer Begegnung mit der jungen Frau aus dem besetzten Haus, von dem Schuppen und dem Fahrrad sowie von ihrem Gespräch mit Etienne. Sie hatten ihre kleine Mahlzeit gerade beendet, als der Elektriker aus dem Haus trat und verkündete, dass es nun Strom und warmes Wasser gäbe und er die Fassungen und Glühbirnen installiert habe. Hoch erfreut über diese gute Nachricht folgten sie ihm ins Haus und ließen sich das Ergebnis seiner Arbeit vorführen. Er schrieb eine Rechnung aus, die Julie mit dem Projektgeld beglich, und noch ein kleines Trinkgeld dazu gab. Der Mann bedankte sich vielmals und verabschiedete sich. Der Klempner war derweil noch beschäftigt und sie beschlossen, diesmal ihre Schlafzimmertür abzuschließen und ihn sich selbst zu überlassen. Immerhin

war Etienne ja noch da, dem sie das übrig gebliebene Obst und das letzte Stück Baguette gaben. Dankend nahm er die Nahrung mit seiner Pokerface-Miene an und öffnete ihnen das Tor.

Sie fuhren zu einem Laden im Stadtzentrum, der Bettzeug und Matratzen verkaufte und den Marie-Claire ihnen empfohlen hatte. Die afrikanischen Schaumstoffmatratzen sahen zwar wenig komfortabel und alles andere als rückenfreundlich aus, doch wie ihnen der Verkäufer versicherte, würden sie im Ort keine anderen finden. Außerdem fiel ihnen ein, dass sie mit richtigen Federkernmatratzen ohnehin wieder vor einem Transportproblem stehen würden und wohl auch an eine preisliche Grenze stoßen würden, die zu überschreiten momentan nicht ratsam war. So kauften sie also zu dem Bettzeug drei Schaumstoffmatratzen, die der Händler so gut es ging für den Transport zusammenrollte. Dennoch war die Rückbank mit all den Sachen voll ausgefüllt, so dass sich Julie vorne auf Solveigs Schoß setzen musste, was ziemlich unbequem war, denn der Jeep war auch nicht besonders hoch und so musste sie merkwürdig zusammengekrümmt dasitzen.

„Das sollte Löffler mal sehen“, ächzte Julie, „die authentische afrikanische Art des Reisens haben wir schnell übernommen.“

Mark grinste. „Das müsste man jetzt fotografieren, aber leider kommt so etwas auf einem Foto nie richtig rüber.“

Sie waren gerade ein paar Meter gefahren, als Julie laut „Stopp“ rief. Sie hatte einen kleinen Laden entdeckt, der sich „Top Business“ nannte, und auf einem bunten Schild Fax- und E-Maildienste anbot. Sie hatte das Fax an Klaus Kaiser, das sie am Vorabend geschrieben und am Morgen im Hotel nach nochmaligem Durchlesen und leichten Abänderungen ausgedruckt hatte, schon den ganzen Tag bei sich und wollte es endlich abschicken, allerdings nicht vom Faxgerät des Doyens aus.

Solveig ging mit ihr in den Laden, während Mark vor dem Auto wartete und die Gelegenheit für eine Zigarettenpause nutzte. Zwei Kinder, ein Junge und ein Mädchen, blieben vor ihm stehen und wollten ihm einzelne Bonbons, Kaugummis und Lose einer Lotterie verkaufen, was er jedoch freundlich ablehnte. Die beiden schienen deswegen nicht enttäuscht oder beleidigt zu sein, wahrscheinlich hatten sie von einem *Mzungu* auch nichts anderes erwartet. Doch immerhin hatte dieser Verkaufsversuch ihnen einen Vorwand geboten, direkt neben Mark stehen zu bleiben und mit unverhohlener Neugier einen Blick in das Wageninnere zu werfen. Ein älterer Junge kam vorbei, der eine Stange Zigaretten feilbot. Mit ihm kam Mark ins Geschäft, auch wenn dieser leider keine „Sportsman“ hatte, die ihm recht gut geschmeckt hatten. So kaufte er ihm eine Packung mit der

Aufschrift „Embassy“ ab, als Julie und Solveig gerade wieder aus dem Laden kamen.

„Hab ich’s doch geahnt“, verkündete Julie triumphierend. „Das Faxen ist hier um einiges günstiger als beim Doyen! Es hat auch auf Anhieb funktioniert und der Laden hat sogar sonntags geöffnet. Die Inhaber sind ein indisches Ehepaar und sind super nett.“

„Kann man sich hier auch Faxe hinschicken lassen?“ fragte Mark beim Einsteigen.

„Also, private Faxe würde ich auf jeden Fall hierher schicken lassen“, entgegnete Julie. „Hier in dem Laden kann höchstwahrscheinlich keiner Deutsch – im Gegensatz zur Fakultät.“

Auf ihrer Fahrt zurück zum Haus kam ihnen am Straßenrand eine Gruppe von etwa fünfzig Männern und Jungen jeglichen Alters in auffälligen, grell rosa leuchtenden, kurzärmeligen Hemden und kurzen Hosen entgegen. Nicht nur die ungewöhnliche Farbe der Kleidung erschien ihnen höchst merkwürdig, sondern auch die Tatsache, dass diese Männer in kurzen Hosen herumliefen, was sie sonst noch bei keinem erwachsenen Afrikaner gesehen hatten. Erst aus der Nähe fiel ihnen auf, dass sie an den Handgelenken gefesselt waren und von bewaffneten Polizisten eskortiert wurden. Ihre Mienen waren ausdruckslos und sie trotteten schweigend und ohne jeglichen Elan ihres Weges.

„Eine Sträflingskolonne“, sagte Julie. „Wo die wohl hingehen?“

„Und in was für einen lächerlichen Aufzug man sie gesteckt hat“, meinte Solveig, doch zum Lachen war auch ihr bei dem Anblick der mutlosen Gesichter nicht zumute. Welcher Verbrechen sie wohl beschuldigt wurden – vor allem die Kinder? Ob der ehemalige Doyen der *faculté d’agronomie* womöglich unter ihnen war?

Der Klempner empfing sie mit der erfreulichen Nachricht, dass die Spüle in der Küche nun funktionierte, der Wasserhahn im Bad nicht mehr tropfte und die Toilette nicht mehr leckte. Um das Gäste-WC wollte er sich am kommenden Tag kümmern, da er dazu Spezialwerkzeug benötigen würde, das er bei sich zu Hause liegen hatte. Julie beglich seine Rechnung für die Arbeiten, die er bislang getätigt hatte, und gab auch ihm ein Trinkgeld mit auf den Weg.

Da es bereits Nachmittag war und sie ihr Tagesziel erreicht hatten, beschlossen sie, es für diesen Tag gut sein zu lassen mit Arbeit. Mark machte den Vorschlag, doch noch ein wenig mit dem Auto die Gegend zu erkunden, in der sie von jetzt ab wohnen würden. Julie und Solveig waren

sofort einverstanden und so zwängten sie sich erneut in den Jeep, fuhren dieses Mal jedoch in die entgegengesetzte Richtung, ins Tal hinunter.

Nicht weit von ihrem Haus befand sich ein muslimischer Kindergarten, der gerade seine Pforten schloss und eine Schar kleiner Mädchen und Jungen in langen, hellen Gewändern entließ, die von ihren Müttern abgeholt wurden. An einer Kreuzung befanden sich einige einfache, aus Holzlatten und Ästen zusammen gezimmerte Verkaufsstände, an denen bunt gekleidete Frauen, die sich im Schatten eines Baumes auf dem Boden niedergelassen hatten, Obst und Gemüse verkauften. Daneben stand eine kleine Wellblechhütte, auf welcher in roten Lettern das Wort „Réparations“ zu lesen war. Ein alter Fahrradschlauch und eine Luftpumpe, die von einem Ast herabhingen, zeigten an, was dort repariert wurde.

Ansonsten schien das Viertel eine reine Wohngegend der gehobeneren Klasse zu sein. Anders als in dem ländlich anmutenden Viertel, in dem Marie-Claire lebte und dessen Bewohner größtenteils Kleinbauern waren, die darauf angewiesen waren, jeden Quadratmeter Boden ackerbaulich zu nutzen, wurden die großzügigen Grundstücke hier ausschließlich als Gärten mit ausgedehnten Rasenflächen und Beeten mit Zierpflanzen genutzt. Die Häuser waren geräumig und aus solidem Stein gebaut, viele davon waren außen gut sichtbar mit Alarmanlagen versehen und fast überall parkte mindestens ein Auto in der Einfahrt. Hohe Mauern, die oben mit Stacheldraht oder spitzen Glasscherben versehen waren, sowie Zäune mit schmiedeeisernen Toren umgaben die Grundstücke, die – wie die auffälligen Aufkleber auf den Toren verriet – von einem professionellen Sicherheitsdienst bewacht wurden.

„Schaut mal, wer da vorne geht“, Mark deutete auf den Straßenrand vor ihnen, wo der Klempner entlang ging. „Lust auf einen Mitfahrer?“ Mit gespielter Skepsis sah Solveig ihn von der Seite an. „Ich sag’s ja, wir werden hier noch das Buschtaxi“, kurbelte die Scheibe jedoch herunter und fragte den Mann, ob sie ihn mitnehmen könnten. Der Klempner strahlte über das ganze Gesicht, als er neben Julie auf der Rückbank Platz nahm. Er erzählte, dass er in Sang’alo, einem kleinen Dorf jenseits des vor ihnen liegenden Hügels wohnte.

„Das ist aber ganz schön weit zu gehen, oder?“ fragte Julie.

„Zwei Stunden zu Fuß etwa“, erklärte er. „Aber wir Afrikaner sind das gewohnt. Manchmal fahre ich auch ein Stückchen mit einem Fahrradtaxi. Dort unten jetzt nach links.“

Sie hatten die Talsohle erreicht und befanden sich nun nicht mehr auf der breit angelegten Straße mit den belgischen Straßenlaternen, sondern

auf einer schmalen, unebenen Nebenstrecke, die das Tal durchquerte. Durch die Mitte des Tales schlängelte sich ein in der späten Nachmittagssonne glitzernder Fluss, der jedoch nur wenig Wasser führte. In diesem Feuchtgebiet wurde intensiver Ackerbau betrieben, der auf Gemüseanbau, insbesondere auf Soja und Reis, spezialisiert war und dem Tal einen sattgrünen Farbton verlieh. Überall in den Feldern sahen sie Bauern bei der Arbeit und auf der Straße herrschte reger Fußgänger- und Fahrradverkehr. *Rush-hour im ländlichen Afrika*, dachte Mark.

Sie überquerten den Fluss an einer Furt, in der ihnen eine Rinderherde entgegenkam, die von einer Gruppe kleiner Jungen mit Ruten in den Händen an den Straßenrand getrieben wurde. Die Rinder trugen mächtige, geschwungene Hörner auf ihren Köpfen und gingen folgsam beiseite, so dass das Auto passieren konnte. Die Jungen riefen das unvermeidliche „*Mzungu, Mzungu*“ und winkten ihnen zu, was den Klempner sichtlich amüsierte. Dann stieg die Straße langsam wieder an und sie erklommen den nächsten Hügel.

Auch dort war das Land dicht besiedelt, nirgendwo war auch nur ein winziges unbewohntes oder ungenutztes Fleckchen Erde zu sehen. Wohin das Auge auch blickte, der gesamte Hang schien mit Bananen bepflanzt zu sein, sie fuhren geradezu durch einen Bananenwald. Hier und da lugte aus dem grünen Blättermeer ein Häuserdach hervor, ansonsten sahen sie nichts als Bananen, Bananen und nochmals Bananen.

Oben angekommen hielt Mark den Wagen an, da sie die Aussicht auf das Tal kurz genießen wollten. Der Klempner musste über das Interesse der Wazungu an der Landschaft lächeln, die er von Kindesbeinen an kannte und von der er nicht gedacht hätte, dass sie für Fremde interessant sein könnte. Er fühlte beinahe so etwas wie Stolz auf seine schöne Heimat in sich aufsteigen. Mark holte seine Zigaretten hervor und bot ihm zu rauchen an, was er dankend annahm. Der Ausblick auf die Hügelandschaft war wirklich beeindruckend, besonders in dem späten Licht des Tages, das der Landschaft einen gelb-orangen Glanz verlieh. Sie versuchten, ihr Haus auf dem gegenüberliegenden Hang auszumachen, konnten aufgrund der großen Entfernung jedoch nur raten. Dann stiegen sie wieder in den Jeep und fuhren weiter, bis sie Sang'alo, ein kleines Straßendorf, erreichten und den Klempner absetzten. Mark wendete den Wagen und sie fuhren denselben Weg zurück, den sie gekommen waren.

„Irgendwas stimmt mit den Bremsen nicht“, stellte er auf einmal mit besorgter Miene fest, als sie den Bananenhügel hinunterfuhren. Instinktiv hielt Julie sich am Türgriff fest und sah ihn fragend an, worauf er

beschwichtigte: „Nee, so schlimm ist es noch nicht ... Aber irgendwas stimmt da nicht. Wir sollten die Tage vielleicht mal in einer Werkstatt vorbeischaun, bevor wir das nächste Mal in die Hauptstadt fahren.“ Julie entspannte sich dennoch erst wieder, als sie den Talboden sicher erreicht hatten und es von nun an wieder nur noch bergauf ging. Alle aber waren sich darin einig, dass sich dieser kleine Ausflug in die Umgebung gelohnt hatte.

An diesem Abend aßen sie nicht im Marabut, sondern in einem einfachen Restaurant an der Kreuzung, an welcher „ihre“ Straße auf die Hauptstrasse stieß. Mark hatte sich nach ihrer Rückkehr bei Etienne erkundigt, wo man in der Nähe „authentisch“ essen konnte, und der hatte ihm die kleine Lokalität genannt. Da diese nicht weit von ihrem Haus entfernt war, konnten sie zu Fuß gehen, was nach der vielen Autofahrerei eine Wohltat war. Um zum Restaurant zu gelangen, musste man zunächst einen Hof, der als Parkplatz diente, überqueren. Da das Haus dadurch etwas von der Straße abgesetzt war, hatten sie es zuvor noch nicht bemerkt, zumal das Holzschild, das darauf hinwies, ähnlich wie das P.I.A.F.-Schild an den Versuchsfeldern, halb von einer dichten Hecke zugewuchert war. Die Einrichtung des Restaurants war einfach, aber gemütlich. Vom Hinterhof strömte der appetitliche Geruch von gegrilltem Fleisch in ihre Nasen und erst da merkten sie, wie hungrig sie waren. Sie bestellten sich Brochettes vom Grill, dazu wurden ihnen Süßkartoffeln, Spinat und rote Bohnen serviert. Da sie zur Feier ihres Einzugs in ihr neues Heim unbedingt noch miteinander anstoßen wollten, ließen sie sich nach dem Essen einige Flaschen Primus in eine Plastiktüte packen.

Als sie sich auf den Heimweg machten, umgab sie finstere Nacht, die von einem wolkenverhangenen, sichelförmigen Mond und einigen wenigen Sternen erleuchtet war. Die Straßenbeleuchtung funktionierte nur teilweise, so dass sie in unregelmäßigem Wechsel erhellte und völlig dunkle Abschnitte passierten, in welchen man Acht geben musste, um auf dem unebenen Boden nicht zu stolpern oder versehentlich in einen der Gräben zu geraten. Um ein Haar wäre Julie gefallen, hätte sie sich nicht noch rechtzeitig an Mark klammern können, der sie vor einem bösen Sturz bewahrte. Grillen zirpten und hier und da waren die Geräusche von Menschen in ihren Häusern zu hören: Ein lautes Radio, ein weinendes Kind, Kochgeschirrgeklapper.

Auf Anraten des Doyens hatten sie, wie es allgemein üblich zu sein schien, beim Verlassen des Hauses die Sicherheitsbeleuchtung rund um

das Gebäude eingeschaltet, so dass sie es schon aus einiger Entfernung ausmachen konnten. Die Wachablösung hatte inzwischen stattgefunden und der *Mzee* begrüßte sie höflich. Sie setzten sich auf das Mäuerchen auf der Veranda und Solveig verteilte das Bier. Julie und Mark öffneten ihre Flaschen mit Hilfe seines Feuerzeugs, Solveig hingegen behalf sich unter Zuhilfenahme der Mauer mit einer Handkantentechnik. „Nicht schlecht“, staunte Mark anerkennend, doch Solveig winkte ab. „Schließlich hab ich auch mal in einem Studentenwohnheim gewohnt“, meinte sie lapidar.

„Auf unser Haus?“ fragte Julie in die Runde und hob ihre Flasche.

„Auf unsere afrikanische WG!“ prostete Mark ihnen zu.

Die folgenden Tage waren mit zahlreichen Versorgungsfahrten gefüllt, die zwar ein lästiges, aber notwendiges Übel darstellten. Immer wieder fielen ihnen neue Dinge auf, die in ihrem Haushalt fehlten, wie Putzeimer, Lappen, Besen, Reinigungsmittel, Besteck, Geschirr, Spülmittel, Geschirrhandtücher, Werkzeug oder Nägel. In einem Geschäft in der Nähe des Marktes entdeckten sie neben zahlreichen Körben aller Größen und Formen hübsche Korbmöbel und Teppiche aus Kokosfasern.

Einen Satz Korbstühle sowie einen dazugehörigen Tisch wollten sie unbedingt anschaffen, sobald sie den Pickup haben würden. Einen großen runden Kokosfaserteppich für das Wohnzimmer nahmen sie direkt mit, auch wenn dessen Transport wieder eine äußerst beschwerliche Aktion war, da der Teppich kaum ins Auto passte. In einem benachbarten Laden fanden sie schöne, handbemalte Lampenschirme und bei einer Schneiderin gaben sie Vorhänge in Auftrag, nachdem sie sich nach langem debattieren auf ein Stoffmuster für das Wohnzimmer geeinigt hatten, was wahrlich nicht einfach war, da die angebotenen afrikanischen Muster allesamt sehr hübsch aussahen.

Julie und Solveig kauften sich an einem Marktstand je ein Paar Flip-Flops, wie sie von der Mehrheit der ländlichen Bevölkerung getragen wurden und die ihrer Meinung nach bei dem vorherrschenden Klima angenehmer zu tragen waren als geschlossene Schuhe. „Außerdem erspart man sich das ständige Sockenwaschen“, fügte Julie hinzu, der das Wäschewaschen von Hand ein Gräuel war.

Die vielen Einkäufe machten häufige Gänge zu einer der beiden örtlichen Banken erforderlich, was jedes Mal alles andere als ein Vergnügen war. Zur Sicherheit gegen Diebstahl oder etwaiges Verlieren von Geld hatten sie den Großteil sowohl des Projekt- als auch ihres privaten Geldes in Form von Reiseschecks dabei. Diese in Kuranda einzulösen erwies sich

als eine äußerst langwierige, nervenaufreibende Prozedur, die sich auch durch den Umtausch höherer Beträge nicht umgehen ließ, da die Bankangestellten angeblich angewiesen waren, bei Schecks nicht mehr als den Gegenwert von einhundert Euro pro Tag und Person zu wechseln, was Julie sehr erboste.

Immerhin waren die Nächte auf den Schaumstoffmatratzen weniger unbequem als befürchtet und Julie war halbwegs beruhigt, als sie feststellte, dass die hiesigen Kakerlaken nur halb so groß zu sein schienen wie diejenigen, mit denen sie in Westafrika unfreiwillige Bekanntschaft gemacht hatte. Dennoch spannten sie zum Schutz vor unliebsamen nächtlichen Besuchern ihre Moskitonetze über ihrer Schlafstätten und schoben die herabhängenden Enden sorgsam unter die Matratzen.

Der erste Stromausfall seit ihrer Ankunft traf sie völlig unvorbereitet spät abends. Julie hatte gerade auf dem Notebook an einem Fax an Klaus Kaiser geschrieben, das noch nicht abgespeichert war, Solveig hatte lesend auf der Veranda gesessen und Mark hatte sich in sein Zimmer zurückgezogen als es passierte und mit einem Mal sämtliche Lichter im Haus erloschen. Zuerst dachten sie, es läge allein an der Stromversorgung ihres Hauses und Julie und Mark suchten mit Feuerzeugen nach dem Sicherungskasten, bis Solveig, die sich draußen umgesehen hatte, sie darüber informierte, dass alles um sie herum im Dunkeln lag. Daraufhin setzten sie sich auf die Veranda, wo es durch das Mondlicht etwas heller war als drinnen. Die meisten Leute in der Nachbarschaft hatten bereits ihre Petroleumlampen und Kerzen angezündet während an einem Haus etwas weiter unten ein lärmender Dieselgenerator in Betrieb genommen wurde, der die Bewohner mit Notstrom versorgte und ihr Haus in der Finsternis gespenstisch erhellte. Erst nach über einer Stunde kam der Strom wieder zurück und Julie fluchte nicht schlecht, weil ihr Fax an Klaus Kaiser verloren war. Gleich am nächsten Tag wurden Petroleumleuchten, Kerzen und Zündhölzer angeschafft.

Der Doyen hatte sie nicht wieder auf das Labor angesprochen und sie verloren ihm gegenüber auch kein Wort darüber. Julie beherzigte Solveigs Ratschlag und stellte dieses leidige Thema in ihrer Prioritätenliste ganz hinten an. Dafür hatte Monsieur Wekesa für sie zwei Termine an der Universität gemacht: Einen beim Vice-Recteur und einen mit dem Recteur.

Beide Herren wirkten recht jung und nicht unsympathisch. Sie schienen bestens über P.I.A.F. informiert zu sein und zeigten ehrliches Interesse an

der Weiterführung des Projektes. Beide betonten, wie zuvor auch schon der Doyen, die Wichtigkeit des bevorstehenden Treffens mit Klaus Kaiser und Professor Wienands, erweckten jedoch im Gegensatz zu diesem nicht den Eindruck, dass sie wegen des späten Termins verärgert waren.

„Die stellen sich wenigstens nicht so an“, sagte Julie erleichtert. Oder es ist ihnen einfach relativ egal“, meinte Mark.

Durch Marie-Claire ließ der Doyen ihnen eines Morgens mitteilen, dass Herr Löffler ihnen ausrichten ließ, dass sie den Toyota bei Harry abholen konnten. Es war neun Uhr früh und das Leben draußen pulsierte bereits seit Stunden, doch Julie, Solveig und Mark waren gerade eben erst aufgestanden. Als Mark lediglich mit Boxershorts bekleidet die Tür zur Veranda öffnete, um sich in der Morgensonne zu strecken, sah er Marie-Claire ihm gegenüber auf der Mauer sitzen und ihn erstaunt anstarren. Er erschrak zutiefst bei ihrem unerwarteten Anblick – sie übrigens umgekehrt ebenfalls – und fragte verdutzt, was sie um diese Zeit denn hier mache, denn etwas Besseres war ihm in seiner Verwirrung nicht eingefallen. Sie überbrachte ihm die Botschaft von Herrn Löffler und blieb dann abwartend sitzen. Nun wurde ihm klar, dass Solveig recht gehabt hatte mit ihrer Befürchtung, sie würden womöglich noch zum Buschtaxi verkommen. Über die Nachricht von Herrn Löffler waren sie jedoch alle froh, allerdings wurde ihnen durch die Art ihrer Übermittlung schmerzlich bewusst, dass sie immer noch ohne Telefon waren und sie fragten sich, warum die Telefonleitung noch nicht freigeschaltet war, wie es der Doyen ihnen in Aussicht gestellt hatte. Darauf angesprochen erklärte ihnen Monsieur Wekesa, dass es ein Problem mit der Telefongesellschaft gäbe. Diese hatte der Universität nämlich eine zwölfseitige Rechnung für Telefongespräche aus den vergangenen zwei Jahren zukommen lassen – der Zeit des Krieges also, in der das Projekt zwangsweise geruht und kein Projektmitarbeiter in dem Haus gewohnt hatte. Der Rechnungsbetrag war immens und die Telefongesellschaft nicht eher bereit, die Leitung wieder frei zu schalten, bis dass diese Rechnung beglichen war. Die Universität von Kuranda jedoch weigerte sich, einen so hohen Betrag zu bezahlen, der nicht von P.I.A.F. verursacht worden sein konnte. Aus Sicht der Telefongesellschaft war die Telefonrechnung der eindeutige Beweis dafür, dass während dieses Zeitraumes doch irgendjemand in dem Haus gewohnt haben musste – und zwar jemand, der nicht gerade wenig telefonierte hatte – und da der Anschluss auf die Universität angemeldet war, wurde diese nun zur Kasse gebeten. So lange wie dieser Streit nicht beigelegt war, konnten sie auf keinen Telefonanschluss hoffen, erklärte ihnen der Doyen wie immer

lächelnd, und damit ebenso wenig auf Fax und E-Mail. Also blieb die gute alte Briefpost tatsächlich ihr wichtigstes privates Kommunikationsmittel. Mark nutze als einziger auch hin und wieder das Telefon im Marabut, was Julie und Solveig für ein teures Vergnügen erachteten, das sie sich nur im äußersten Notfall gönnen wollten.

Kurz nach Erhalt des Schlüssels durch den Doyen hatten sie ihr Postfach aus Neugier einmal geöffnet und neben uralter Post an ehemalige P.I.A.F.-Mitarbeiter tatsächlich einen Brief an Mark darin vorgefunden. Neidvoll hatten ihn Julie und Solveig angeblickt. „Von deiner Freundin?“ hatte sich Solveig nicht verkneifen können zu fragen. Mark hatte genickt und den Brief in der Brusttasche seines Hemdes verschwinden lassen, um ihn später in Ruhe lesen zu können.

Seit diesem Tag war die Fahrt zum Postfach ein tägliches Ritual, dem stets alle gespannt entgegen sahen, auch wenn ihre Hoffnungen oft enttäuscht wurden. Ihre Freunde und Bekannten zu Hause konnten sich offensichtlich nicht vorstellen, wie wichtig an einem kleinen Ort mitten in Afrika, in dem es nicht einmal eine Tageszeitung zu kaufen gab, Nachrichten aus der Heimat waren – und sei es nur belangloses wie das Wetter oder die vorletzten Bundesligaergebnisse.

Da sie weder einen Weltempfänger besaßen noch an eine Zeitung herankamen, waren sie vom Weltgeschehen völlig abgeschnitten und nicht selten hatten sie den Eindruck, als wüssten ihre Freunde in Deutschland mehr darüber, was in dem Land, in dem sie sich aufhielten, gerade geschah, als sie selbst.

Mark war der uneingeschränkte Briefkönig. Er erhielt mit Abstand die meiste Post, was er in erster Linie seiner Freundin Sabine zu verdanken hatte, die nahezu jeden Tag eine Nachricht an ihren Liebsten abzuschicken schien, dicht gefolgt von seiner jüngeren Schwester Daniela, die gleichfalls eine fleißige Briefschreiberin zu sein schien. Solveig und Julie bekamen zwar auch regelmäßig Post von ihren Eltern und bunte Briefe und Postkarten von Freunden, jedoch bei weitem nicht in dem Umfang wie er.

Das Bremsproblem des Jeeps hatte sich indes verschlimmert, so dass sie beschlossen, das Auto vor der Fahrt in die Hauptstadt tatsächlich zur Sicherheit noch einmal in eine Werkstatt zu bringen. Autowerkstätten in Afrika waren ein heikles Thema, wie Julie und Solveig von ihren früheren Afrikaaufenthalten bereits wussten. Wenn man nicht jemanden kannte, dem man vertrauen konnte – so wie hoffentlich Harry Schmitz – war es absolut ratsam, während der Dauer der Reparatur ständig persönlich anwesend zu sein, denn viele Mechaniker fanden nichts dabei, einen

Schaden nur halbherzig zu beheben und dabei gleichzeitig andere Teile des Autos abzumontieren oder durch minderwertigere zu ersetzen. Was man dann zurückerhielt war nicht selten ein Wagen in noch schlechterem Zustand als vor der vermeintlichen Reparatur.

So war es diesmal an Mark, Handwerker zu hüten, da er sich als einziger mit Autos auskannte und sich, so hofften Julie und Solveig, kein X für ein U vormachen lassen würde. Als er drei Stunden später mit dem Jeep zurückkehrte, war er mit den Nerven am Ende. „Einer arbeitet und fünf stehen drum herum und schauen zu“, stöhnte er. „Aber dafür haben wir eine fast neue Bremsscheibe eingebaut bekommen. Leider nicht gerade billig ...“

Wer ebenfalls weiterhin gehütet werden musste, war der Klempner, der im Haus allgegenwärtig war und sie gleichfalls einiges an Nerven kostete, auch wenn er vielleicht nicht einmal etwas dafür konnte. Doch sobald er einen Schaden repariert hatte, trat an anderer Stelle auch schon ein neuer auf. „Wahrscheinlich arbeitet er ähnlich wie die Automechaniker“, vermutete Solveig. Nachweisen konnten sie ihm jedoch nichts. Stattdessen blieben sie für ihn auch weiterhin eine gute Auftrags- und Geldquelle. Um die Reparatur der Gästetoilette hatte er sich möglichst lange gedrückt, ähnlich wie sie sich um die Aufräumarbeiten im Bodenkundelabor. Doch irgendwann blieb ihm nichts anderes übrig, als sich auch um diese unangenehme Angelegenheit zu kümmern, zumal der Doyen, der ihnen einmal spontan nachmittags einen Besuch abgestattet hatte, ihn beim Anblick des unansehnlichen Lochs im Boden in der Landessprache gehörig zusammengestaucht hatte. Am Tag nach dem Besuch des Doyens wuselte der Klempner hoch motiviert hin und her und nervte Solveig, die ihn wieder hütete, während die anderen Einkäufe machten, mit der mehrmals vorgetragenen Frage nach einem *chambre de visite*, das er dringend suche. Solveig, die mit diesem Ausdruck überhaupt nichts anzufangen wusste, hatte dann irgendwann genug und ließ ihn einfach stehen. Sollte er sein *chambre de visite* - was immer das auch sein mochte - doch selbst suchen. Immerhin war das Loch im Gäste-WC noch am Tag nach dem Besuch des Doyens verschwunden und fortan von einer WC-Schüssel bedeckt. Natürlich funktionierte die Toilette allein deswegen noch lange nicht, doch zumindest war der äußere Schein gewahrt – so schien zumindest der Klempner zu denken, der daraufhin erst einmal auf unbestimmte Zeit verschollen blieb.

In derselben Nacht konnte Solveig nur sehr schlecht schlafen, da sie ständig von irgendetwas gestochen oder gebissen wurde, ohne die Übeltäter jedoch zu Gesicht zu bekommen. Mark, dem es ähnlich

ergangen war, meinte am nächsten Morgen, einen Floh auf seiner Matratze entdeckt zu haben. In der kommenden schlaflosen Nacht entdeckte auch Solveig zwei dieser winzigen Tierchen auf ihrer Matratze. Allein Julie hatte Glück und blieb von dem Ungeziefer verschont, während Solveig und Mark händerringend die Stadt nach Flohmittel absuchten, jedoch weder in der *alimentation général* noch in der Apotheke fündig wurden.

Als sie am Nachmittag gerade vor der faculté d'agronomie standen, weil sie ein Fax von Klaus Kaiser erwarteten, erkannte Mark in einer Gruppe Studenten Benjamin Buhigiro, den Veterinär, wieder, und fragte diesen, ob er nicht etwas gegen Flöhe hätte. „Ah, hat Ihr Hund Flöhe?“ fragte der Tierarzt interessiert. Mark räusperte sich verlegen und antwortete „Nein, wir haben keinen Hund. Die Flöhe sind in unseren Betten ...“, worauf er allgemeines Gelächter der umstehenden Studenten erntete, in das auch Benjamin einstimmt. Er ging in seinem Büro nachschauen und brachte ein Mittel mit dem schicksalhaften Namen *Doom*²¹, das er ihnen mitgab.

„*Kills mosquitoes, fleas and cockroaches dead*²²“, las Solveig begeistert vor. „Prima, das klingt doch mal effizient!“

Mark hingegen war äußerst skeptisch bezüglich möglicher Auswirkungen des Mittels für den Menschen, zumal er auf dem Etikett ein winziges Totenkopfsymbol entdeckt hatte. Er schrubbte seine Matratze daraufhin lieber mit Wasser und Seife ab und ließ sie anschließend auf der Veranda trocknen. Solveig war weniger zimperlich und nebelte ihr Zimmer mit dem Sprühmittel ein, worauf sie sich Schelte von Mark einhandelte, der keine Lust hatte, „dieses Gift“, wie er es nannte, einzuatmen, und ihr untersagte, das restliche Haus ebenso zu vergiften wie ihr Zimmer.

Meine Güte, dachte sie, *der stellt sich vielleicht an ...*

Da der Klempner vom einen auf den anderen Tag nicht mehr erschienen war, nachdem er das Loch im Boden kaschiert hatte, stand der Fahrt in die Hauptstadt nichts mehr im Wege, um endlich den Pickup aus der Werkstatt von Harry Schmitz abzuholen.

Sie brachen für ihre Verhältnisse recht früh am Morgen auf, da sie an der kostspieligen Übernachtung in der Hauptstadt sparen wollten und vorhatten, noch am selben Tag nach Kuranda zurück zu kehren. Neben dem Autotausch wollten sie noch einige andere Dinge erledigen, beispielsweise zur Bank gehen (da man in der Hauptstadt angeblich auch

²¹ Verhängnis, Schicksal

²² Tötet Moskitos, Flöhe und Kakerlaken

mit Reiseschecks unbegrenzte Mengen an Geld wechseln konnte) sowie einen Gasherd besorgen, den es in Kuranda nirgendwo zu geben schien.

Die Fahrt dauerte diesmal länger, da mehr Verkehr auf der Straße herrschte als bei ihrer ersten Fahrt. Außerdem wurden sie ein gutes Stück lang von zwei langsam daher kriechenden UN-Konvois aufgehalten, die sie lange Zeit nicht überholen konnten, da die Straße entweder zu kurvig war oder Gegenverkehr die andere Spur okkupierte. Der Anblick der UN-Fahrzeuge bereitete ihnen ein mulmiges Gefühl, brachte man sie doch unwillkürlich mit Nachrichtenbildern aus Krisenregionen in Zusammenhang.

Gegen Mittag erreichten sie die Hauptstadt und fuhren zunächst zu einer Bank, um Bargeld zum Bezahlen der Autoreparatur zu tauschen. Tatsächlich war es in den Banken der Hauptstadt problemlos möglich, jedweden Geldbetrag, sei es in bar oder in Form von Reiseschecks, zu wechseln, und so lösten sie gleich auch mehrere ihrer privaten Reiseschecks ein.

Anschließend fuhren sie zur Werkstatt von Harry Schmitz. Wie auch beim letzten Mal wurden sie von lautem Hundegekläff begrüßt, das sie nun aber nicht mehr schreckte. Kurz darauf erschien Harry und führte sie zu ihrem Toyota. Er zählte der Reihe nach auf, was er alles daran gemacht hatte und sie waren erstaunt, dass doch so vieles hatte repariert werden müssen. Lediglich der merkwürdige Knick zwischen Fahrgastzelle und Ladefläche war noch vorhanden, woran man laut Harry aber nichts mehr ändern könne.

Die Rechnung, die er ihnen schließlich präsentierte, fiel recht happig aus, doch das war angesichts der Vielzahl der durchgeführten Arbeiten und der erforderlichen Ersatzteile nicht anders zu erwarten gewesen. Dafür hatten sie jetzt endlich ein großes Auto mit Ladefläche, mit dem sie ihre Möbel transportieren und Saatgut würden besorgen können.

In zwei Autos fuhren sie anschließend zum Bureau du Jumelage, um den Suzuki Jeep zurück zu geben. Wie sie dort erfuhren, befand sich Herr Löffler auf einer Besprechung in der deutschen Botschaft. An seiner Stelle wurden sie von seiner Gattin empfangen und zu Kaffee und Kuchen eingeladen, wozu die drei nicht nein sagen konnten. Eine Hausangestellte deckte denselben Tisch, an dem sie auch schon zuvor bei ihrem ersten Besuch mit Herrn Löffler gesessen hatten, und servierte „richtigen“ Kaffee sowie einen appetitlich aussehenden Erdbeerkuchen mit Schlagsahne.

Frau Löffler war ihnen überaus sympathisch und eine interessante Gesprächspartnerin obendrein. Anders als bei ihrem letzten Besuch

empfanden Julie, Solveig und Mark die Atmosphäre als sehr entspannt, beinahe schon familiär, was vor allem der Ausstrahlung ihrer Gastgeberin zuzuschreiben war, zu einem gewissen Grad jedoch auch daran lag, dass sie selbst innerlich nicht so angespannt waren wie am Tag ihrer Ankunft, als alles noch neu für sie war. Sie stellten Frau Löffler eine Menge Fragen über das Partnerschaftsprojekt und ihr Leben in Afrika, die sie freimütig beantwortete und das Gespräch damit auf eine angenehm persönlichere Ebene brachte.

„Wie war das denn hier, als der Krieg so plötzlich ausbrach“, fragte Solveig, nachdem sie sich an dem Erdbeeruchen satt gegessen hatten. „Konnten Sie das Land gleich verlassen oder war das nicht so einfach?“

„Oh, das war wirklich schlimm“, begann Frau Löffler. „Es geschah ja wirklich von einem Tag auf den anderen und zuerst wusste man ja auch nicht genau, wie schlimm es werden würde. Aber schon bald rückten Milizen auf die Stadt vor und lieferten sich heftige Straßenkämpfe mit der Armee. Ich erinnere mich noch all zu gut daran, wie wir uns mit unseren afrikanischen Projektmitarbeitern verbarrikadiert hatten - die beiden hatten entsetzliche Angst vor den Milizen, da inzwischen Nachrichten von brutalen Massentötungen an der Zivilbevölkerung die Hauptstadt erreicht hatten. Sobald es abends dunkel wurde, hörte man von überall her Artilleriefeuer, das Rattern von Maschinengewehren, Explosionen von Handgranaten, das Abfeuern und Einschlagen von Geschützen, die Schreie von Menschen ...“

Sie hielt kurz inne, um sich Kaffee nachzugießen.

„Der Flughafen war in dieser Phase heftig umkämpft und es bestand zu diesem Zeitpunkt keine Möglichkeit, das Land über den Luftweg zu verlassen. Im Prinzip mussten wir als Deutsche aber auch nicht so viel Angst um unser Leben haben wie die Afrikaner, da wir nicht das erklärte Angriffsziel der Milizen waren. Dennoch wussten wir natürlich auch, dass wir allein darauf nicht bauen konnten. Die Situation hätte von einer Minute zur nächsten umschwenken und eskalieren können. Jean-Marc und Sylvie, ein befreundetes französisches Ehepaar, das mit seinen zwei kleinen adoptierten schwarzen Kindern im Haus neben uns wohnte, informierten uns dann eines Tages, dass sie gemeinsam mit den anderen verbliebenen Europäern aus der Stadt einen Autokonvoi organisieren wollten, der sich früh am nächsten Morgen in Richtung Süden in Bewegung setzen sollte, um dort die Grenze zu überschreiten und außer Landes zu gelangen. Wir schlossen uns ihnen an und so ging es am nächsten Morgen in einer Kolonne von zwanzig Autos los. Das wichtigste war, zusammen zu bleiben, weil wir uns so sicherer fühlten. An jedem

Auto war eine deutlich sichtbare Fahne befestigt – entweder eine weiße, die europäische oder sonstige nichtafrikanische Landesflaggen – in der Hoffnung, dass diese uns vor Angriffen schützen würden. Es gab unterwegs dann aber dennoch einige brenzlige Situationen bei Zusammenstößen mit bewaffneten Milizen ... Etwa dreißig Kilometer vor der südlichen Grenze wurde es dann richtig gefährlich, als wir mitten in der Nacht von Männern mit Gewehren beschossen wurden. Der Konvoi löste sich auf, einige kehrten um, andere drehten ab in Richtung Osten, einige fuhren weiter. Die beiden Franzosen mit den Kindern und auch mein Mann und ich gehörten zu einer kleinen Gruppe von sechs Autos, die versuchte, weiter auf die Grenze zuzufahren. Den Angreifern mit den Gewehren konnten wir entkommen und wie durch ein Wunder wurde niemand verletzt. Doch es ging nicht lange gut und wir wurden von einer weiteren bewaffneten Gruppe zum anhalten gezwungen. Sie schauten ganz genau in die Autos um zu sehen, wer darin saß, und wollten sämtliche Ausweise und Papiere sehen, wobei anzunehmen war, dass sie diese noch nicht einmal lesen konnten. Als sie zum Auto von Jean-Marc und Sylvie kamen und die beiden schwarzen Kinder auf der Rückbank sitzen sahen, rissen sie plötzlich die hinteren Türen auf und zerrten die Kinder heraus. Damit hatte keiner gerechnet, denn die Kinder hatten französische Pässe, waren französische Staatsbürger!“

Sie nahm ihre Brille ab und rieb sich die Augen. „Die Kinder – das war das schlimmste ... Jean-Marc, Sylvie, wir alle ... – keiner konnte etwas dagegen tun ... Sie verschleppten die Kinder und zwangen uns zur Umkehr ... Man hat bis heute nicht in Erfahrung bringen können, was mit ihnen geschehen ist ...“

Julie, Solveig und Mark saßen wie versteinert da. Keiner sprach ein Wort, bis Frau Löffler fortfuhr:

„Schließlich waren wir wieder zurück in der Stadt und waren froh, dass unser Haus noch stand und unsere afrikanischen Mitarbeiter wohlbehalten waren. Ein paar Tage später hieß es auf einmal, der Flughafen sei sicher in Händen der Armee und alle Ausländer würden das Land verlassen können. Tja, und bei diesem Schub, mit dem praktisch die letzten Weißen aus dem Land flohen, waren mein Mann und ich dann mit dabei. Das war vor knapp einem Jahr. Jetzt sind wir seit fast sechs Monaten wieder hier und sind sehr froh darüber. Wissen Sie, es war zwar schön, wieder in Deutschland zu sein, alte Bekannte wieder zu treffen. Doch wir hatten während der letzten fünfzehn Jahre in Afrika gelebt. Das Land hier ist uns zur Heimat geworden, hier haben wir viele Freunde, um

deren Schicksal wir natürlich äußerst besorgt waren. Wir konnten nicht anders, als so bald wie möglich wieder zurück zu kehren.“

„Aber so ganz gelegt hat sich das Morden doch immer noch nicht“, bemerkte Julie.

„Das ist wohl wahr“, gab Frau Löffler zu. „Und das nicht nur im Norden und im äußersten Westen, auch hier in der Stadt werden noch genug Menschen umgebracht. Die neueste Entwicklung tendiert zu Morden an afrikanischen Angestellten der hier ansässigen NGOs.“

Als die drei sie fragend anblickten, fügte sie erklärend hinzu: „Viele afrikanische NGO-Mitarbeiter sind während des Krieges aus Angst um ihr Leben ins benachbarte Ausland geflohen. Die meisten von ihnen kehrten erst recht spät wieder zurück oder kommen jetzt erst wieder. Inzwischen haben viele Organisationen jedoch die Jobs an andere Afrikaner vergeben, da sie ja nicht wussten, ob ihre ehemaligen Angestellten jemals wieder auftauchen würden. Viele kamen oder kommen aber zurück und sehen sich nun ihrer Arbeit und damit ihrer Existenzgrundlage beraubt. Anscheinend sehen einige dieser Leute nun keine andere Möglichkeit, um wieder in Lohn und Brot zu stehen, als ihre Konkurrenten kaltblütig umzubringen. So geschehen übrigens auch hier bei uns: Unser neu eingestellter Nachtwächter wurde vor drei Wochen nachts während seines Wachdienstes erschlagen, vom Täter fehlt bis heute jede Spur. Am nächsten Tag ist unser alter Wächter plötzlich wieder aufgetaucht und sagte, er sei nun zurück aus dem Exil und hätte gerne seinen Arbeitsplatz wieder. Er beteuert bis heute, nichts mit dem Mord zu tun zu haben, und da es keine Zeugen oder Beweise gibt, wird die Wahrheit wahrscheinlich niemals ans Licht kommen. Wir haben ihn trotzdem nicht wieder eingestellt. Wir können es nicht zweifelsfrei ausschließen, dass er die Tat begangen hat, und unter diesem Aspekt können wir es nicht verantworten, ihn weiterhin bei uns zu beschäftigen.“

Julie, Solveig und Mark stimmten ihr zu, fühlten aber trotzdem auch mit den ehemaligen Flüchtlingen, die nun gar nichts mehr hatten und mit nichts beginnen mussten, um ihr Leben wieder neu aufzubauen.

„Wie kommt es denn, dass so viele Flüchtlinge erst jetzt wieder in ihr Land zurück kommen?“ fragte Mark.

„Das hat unterschiedliche Gründe“, entgegnete Frau Löffler. „Zum einen liegt es daran, dass die Flüchtlingslager der Vereinten Nationen in den Nachbarländern noch nicht wieder aufgelöst wurden, sondern weiter bestehen und die Flüchtlinge dort auch weiterhin versorgt werden. Das treibt die Menschen nicht unbedingt dazu an, rasch wieder in ihre Heimat zurück zu kehren, wo eine vergleichbare Versorgung derzeit nicht

gewährleistet ist. Teilweise geht es den Flüchtlingen in den Camps sogar besser als der Mehrheit der Bevölkerung der Länder, in die sie geflohen sind – was dort natürlich für erhebliche Spannungen mit der lokalen Bevölkerung sorgt. Die ersten Rückführungsprogramme der UN wurden erst relativ spät – viele Experten meinen *zu* spät – gestartet, was nun all diese Probleme für die Heimkehrer mit sich bringt, da wie gesagt ihre Arbeitsstellen inzwischen oft anderweitig vergeben und ihre Häuser häufig von anderen Flüchtlingen besetzt werden. Außerdem kommt bei der Rückkehr ins Heimatland noch ein aufwändiges Prozedere auf die Heimkehrer zu, das so manchen abschreckt: Sämtliche Rückkehrer müssen sich zunächst in ihrem Heimatort zurückmelden, das heißt also nicht in ihrem letzten Wohnort, sondern in ihrem Geburtsort. Dort wird genauestens geprüft, welche Rolle sie tatsächlich während des Krieges gespielt haben, denn unter den Geflüchteten befinden sich nicht nur Opfer, sondern auch Täter ... Je nachdem werden sie dann erst einmal in ...“, sie suchte nach dem richtigen Wort, „... wie soll ich es nennen? – in „Umerziehungsanstalten“ gesteckt, in denen sie einer Art Gehirnwäsche unterzogen werden. Dazu müssen Sie wissen, dass die Propaganda der letzten Jahre vieles in den Köpfen der Menschen verändert hat, und zwar nicht zum Guten. Erst, wenn sie das alles hinter sich gebracht haben, erhalten sie wieder gültige Papiere sowie eine Arbeitserlaubnis – übrigens auch ein Grund für die vielen Militärkontrollen auf den Straßen. Das alles dauert natürlich seine Zeit und für viele ist es dann schon zu spät, um ihr Leben, das sie vor dem Krieg führten, wieder weiter zu führen.“

„Wirklich schlimm“, sagte Julie bedrückt. „Und wem hat dieser Krieg letztendlich genützt?“

„Den Menschen jedenfalls nicht“, sagte Mark.

„Der großen Mehrheit der Bevölkerung sicherlich nicht“, pflichtete Frau Löffler bei. „Sie können davon ausgehen, dass es in diesem Land niemanden gibt, der nicht zumindest einen Toten in seinem engsten Verwandtenkreis zu beklagen hat. Nehmen Sie nur einmal dieses Massaker an der Universität von Kuranda, das über dreihundert jungen Menschen das Leben gekostet hat. Ähnliche Vorfälle gab es im ganzen Land! Gut ein Drittel der Landesbevölkerung ist entweder umgekommen oder geflohen, Hunderttausende von Kindern wurden zu Waisen! Doch wenn Sie danach fragen, werden Ihnen die Leute das alles nicht erzählen. Sobald Sie versuchen, näher mit ihnen über den Krieg zu sprechen, wird eine Mauer des Schweigens hochgefahren und Sie werden nichts erfahren, von dem Sie nicht vorher bereits wussten. Seine persönliche Meinung

sowie persönliche Erfahrungen möchte keiner gerne preisgeben, teils wohl aus Angst vor möglichen Konsequenzen, teils aber auch, um die seelischen Wunden, die der Krieg geschlagen hat, nicht wieder aufreißen zu lassen, was ja auch verständlich ist. Das ganze Land ist traumatisiert und jeder versucht so gut er kann, zu vergessen.“

Sie dachte kurz nach und fuhr dann fort: „Wer hier vielleicht „gewonnen“ hat, wenn man das so sagen kann, sind einige Mitglieder des alten Regimes, die lange nach Ausbruch des Krieges noch aus dem frankophonen Europa finanziell und damit zumindest indirekt auch militärisch unterstützt wurden und sich rechtzeitig ins Ausland absetzen konnten. Wäre in dieses Land nicht bis zuletzt noch so viel Geld gepumpt worden, um die alte Regierung zu stützen, wie zum Beispiel durch Crédit Lyonnais, wäre der Krieg schon viel früher beendet gewesen und hätte viele Menschenleben gerettet ... Aber da waren eben noch höhere Interessen mit im Spiel: Bislang zählte dieses Land, wie Sie wissen, zu den frankophonen afrikanischen Staaten. Die neue Regierung jedoch besteht aus Exilanten, die jahrzehntelang in anglophonen Nachbarländern gelebt haben oder dort aufgewachsen und zur Schule gegangen sind und Englisch sprechen. Falls diese neue Regierung sich tatsächlich langfristig halten sollte, könnte das durchaus tief greifende Veränderungen zur Folge haben – je nachdem, an welchen außerafrikanischen Ländern sie sich mehr zu orientieren gedenkt. Darum geht es letztendlich doch aus Sicht der westlichen Industrienationen: Um die erneute Aufteilung des Kontinents, um die Vormachtstellung in Afrika. *Neokolonialismus*, um das Kind beim Namen zu nennen.“

„Aber Sie können hier jetzt trotzdem wieder ganz normal leben?“ fragte Julie. Frau Löffler lächelte. „Ziemlich normal. Das Partnerschaftsprojekt hat seine Arbeit wieder aufgenommen, das Haus ist wieder in Ordnung gebracht, der Garten hergerichtet“, sie blickte kurz aus dem Fenster, wandte sich Ihnen jedoch sofort wieder zu. „Aber die Probleme mit Strom, Telefon und Wasser erinnern auch im Alltag immer wieder daran, was geschehen ist. Die Wasserversorgung beispielsweise war im Krieg völlig zusammengebrochen und auch jetzt bestehen noch Engpässe, die dadurch überbrückt werden, dass die Stadt in zwei Teile aufgeteilt wurde, von denen der eine ausschließlich tagsüber, der andere nur nachts fließend Wasser bekommt. Wir sind leider in der Nachthälfte, so dass die Wäsche jetzt immer nachts gewaschen werden muss.“ Sie lachte.

Die Zeit verflog im Nu und sie hätten sich noch stundenlang mit ihrer Gastgeberin unterhalten mögen. Als Julie auf die Uhr schaute und

ungläubig feststellte, dass es bereits Viertel Fünf war, sahen sie sich erschrocken an, denn schließlich wollten sie noch einen Herd besorgen und wieder den ganzen Weg nach Kuranda zurückfahren.

„Das schaffen Sie heute nicht mehr, schon in Kürze wird es vollkommen dunkel sein und ich möchte Sie ausdrücklich davor warnen, in der Dunkelheit über Land zu fahren“, machte Frau Löffler ihren Plan zunichte. „Tagsüber mag die Strecke sicher sein, doch nachts gelten andere Gesetze und für das Militär würde ich auch nicht meine Hand ins Feuer legen, wenn Sie nachts mit einem Herd auf ihrer Ladefläche und einem Haufen Bargeld in den Taschen daher gefahren kommen. Das sind arme, einfache Jungs, die sehr schlecht bezahlt werden. Da sind Sie ihren Herd und ihr Geld schneller wieder los, als Ihnen lieb ist.“

„Hm“, entgegnete Julie nachdenklich. Also war es wieder nichts mit ein wenig Geld sparen, denn die Hotels in der Hauptstadt waren ziemlich teuer – abgesehen davon, dass sie sich nicht auf eine Übernachtung eingestellt und folglich kein Gepäck bei sich hatten. Doch Frau Löfflers Warnung kam sicher nicht von ungefähr und so beschlossen die drei, sie zu befolgen und die Nacht in einem Hotel zu verbringen. Solveig und Mark verspürten nach all dem, was sie von Frau Löffler gehört hatten, ebenfalls keine Lust, ein derartiges Risiko einzugehen, nur um ein paar Francs zu sparen. So verabschiedeten sie sich herzlich von Frau Löffler, dankten ihr für das interessante Gespräch, den Kuchen und nicht zuletzt für das Verleihen des Jeeps und ließen ihrem Mann Grüße bestellen. Dann verließen sie in ihrem Toyota das Gelände des Bureau du Jumelage, um nach einer Unterkunft zu suchen.

Das Hotel der presbyterianischen Kirche, in welchem sie bei ihrer Ankunft genächtigt hatten, war leider belegt, so dass sie sich nach einer Alternative umsehen mussten. Zwei weitere Hotels, die sie entdeckten, waren extrem teuer und langsam entwickelte sich ihre Suche zu einer Odyssee kreuz und quer durch die Stadt, die sich allmählich in Dunkelheit hüllte. Schließlich entdeckten sie in einer schmalen Seitenstraße ein kleines Hotel mit dem einer französischen Käsesorte entliehenen Namen „La vache qui rit“, das für Hauptstadtverhältnisse noch verhältnismäßig günstig war. Im Unterschied zu besagtem Käse zeigte das Logo auf dem Schild über der Eingangstüre jedoch keine rote Kuh mit Ohrringen, sondern eine blaues Rind, das debil vor sich hin grinsend auf den Hinterbeinen tanzte, was ihnen nicht minder verrückt erschien.

Beim Betreten des Hauses nahmen sie einen intensiven Grasgeruch wahr und sahen sich grinsend an. Der Mann am Empfang war in eine farbenfroh gemusterte Kombination von kurzärmeligem Hemd, langer

Hose und kleinem, runden Käppi gekleidet. Um den Hals trug er eine Kette aus bunten Plastikperlen, an der ein kleines, perlenbesticktes Säckchen hing, in dem ein Talisman oder eine andere Kleinigkeit enthalten sein mochte. Er begrüßte sie freundlich und erkundigte sich interessiert, woher sie kamen und was sie im Lande machten. Obwohl sie nach dem langen Gespräch mit Frau Löffler müde waren erzählten sie ihm bereitwillig von ihrem Auftrag. „So etwas habe ich mir schon gedacht“, meinte er. „Alle Weißen, die man hier antrifft, arbeiten in irgendwelchen Projekten. Touristen gibt es seit dem Krieg leider überhaupt keine mehr – schlecht fürs Geschäft.“

Als er merkte, dass die Zimmerpreise ein Problem für sie darstellten, bot er ihnen an, sich ein Doppelzimmer zu dritt zu teilen. „Die Betten sind extrem breit und mir ist es egal, zu wievielt sie darin schlafen“, versicherte er geschäftstüchtig.

„Was meint ihr: Schaffen wir das eine Nacht lang?“ fragte Julie.

Mark erklärte sich dazu bereit, auch auf dem Boden zu schlafen, was die beiden Frauen jedoch als eine zu drastische Maßnahme ablehnten. Sie ließen sich das Zimmer zeigen und da das Bett tatsächlich riesig war, nahmen sie es.

Nachdem sie sich nacheinander im Badezimmer frisch gemacht hatten, gingen sie zum Abendessen in ein nahe gelegenes Restaurant, das sie zuvor vom Auto aus gesehen hatten. Auf der Karte gab es ausschließlich lokale Küche. Julie und Solveig bestellten Ugali mit roten Bohnen, Blattspinat und etwas Fleisch, was sie nach traditioneller Sitte der Einheimischen mit den Fingern aßen. Mark war beim Anblick der trockenen Maisklumpen auf ihren Tellern froh, dass er sich stattdessen Brochettes mit Reis bestellt hatte. Bei beiden Gerichten fiel jedoch auf, dass das Fleisch von erheblich schlechterer Qualität war als in Kuranda.

„Hauptsache satt“, kommentierte Solveig achselzuckend und lehnte sich in ihrem Stuhl zurück. „Das war heute wirklich ein interessanter Nachmittag.“

„Allerdings“, stimmte Mark ihr zu. „Aber natürlich zugleich auch schlimm, was Frau Löffler so alles zu erzählen hatte.“

„Es ist eben überall auf der Welt das gleiche mit Kriegen: Die Köpfe der Menschen werden über Parteipropaganda und die Medien mit emotionalem und patriotischem Quatsch voll gestopft, bis keiner mehr klar denken kann. Gleichzeitig wird ein Feindbild aufgebaut und schon kann blindwütig drauf losgeschlagen werden. Dass es einigen wenigen dabei nur um Geld und Macht geht, merkt im Eifer des Gefechts natürlich keiner mehr.“

Überrascht sah Mark sie an. Eine so klare Sicht der Dinge hatte er ihr gar nicht zugetraut, doch war es typisch für sie, es so direkt zu formulieren.

„Ist doch wahr!“ bekräftigte sie nochmals, als sie seinen Blick auffing.

„Ja, sicher“, stimmte er zu. Julie unterdrückte ein Gähnen und schickte ein müdes „Aber was will man machen ...“ hinterher.

Sie beschlossen, früh schlafen zu gehen und am nächsten Morgen zeitig aufzustehen. So würden sie noch vor der Mittagshitze einen Gasherd besorgen und gegen Mittag die Heimfahrt nach Kuranda antreten können. Der nette Mann am Hotelempfang gab ihnen noch eine zusätzliche Bettdecke sowie ein weiteres Kopfkissen und so machten sie es sich zu dritt im breiten Doppelbett bequem.

„Das erinnert mich irgendwie an Tick, Trick und Track“, bemerkte Solveig ironisch als sie das Licht ausknipste. „Schlafen die nicht auch immer alle zusammen in einem Bett?“

Julie und Mark mussten über diesen Vergleich lachen, da er die Situation so gut traf. Sie wünschten sich gegenseitig eine gute Nacht und waren kurz darauf trotz des quietschenden Geräusches, das der sich mühsam drehende Deckenventilator verursachte, fest eingeschlafen.

Erst der Gasherd und die ebenfalls aus der Hauptstadt mitgebrachten Kochutensilien machten den Haushalt der drei zu einer „richtigen“ WG, denn von nun an mussten sie nicht mehr in teure Restaurants gehen, sondern konnten sich ihr Essen, vor allem aber auch ihren Kaffee oder Tee, bequem und günstig zu Hause zubereiten. „Zu Hause“ – sie benutzten diese Worte nicht nur gedanklich, sondern bereits in ihrer Alltagssprache, so schnell fühlten sie sich heimisch in ihrer afrikanischen WG.

Gleichzeitig mit den Betten hatten sie in der Schreinerei auch schon ihre Nachttische sowie einen großen Esstisch und vier Stühle für das Wohnzimmer mitnehmen können, was den Wohnkomfort extrem steigerte. Sie entschieden sich gegen die vermeintliche Essecke und stellten Esstisch und Stühle stattdessen direkt vor die Durchreiche zur Küche, was ihnen praktischer erschien. Die Korbmöbel für die Veranda hatten sie ebenfalls besorgt, so dass man nun auch gemütlich im Freien sitzen konnte.

Als nächstes hatten sie sich vorgenommen, die Wände im Haus zu streichen. Es wurden Farbe, Rollen und Pinsel besorgt und jeder begann in seinem Zimmer mit dem Streichen. Mark hatte seinen CD-Player, den er von zuhause mitgebracht hatte, angeschlossen und die Lautstärke so weit aufgedreht, dass die Musik im ganzen Haus zu hören war. Gut gelaunt begannen sie mit der Streicharbeit. Doch sehr bald schon zeigten sich die Tücken des verwendeten Materials: Die Farbe kleckste, die Pinsel haarten und die Rollen fusselten. Was eine nette Beschäftigung hätte werden können artete in eine nervenaufreibende Angelegenheit aus, insbesondere für Mark: Aus seinem Zimmer vernahmen Julie und Solveig den ersten lauten Fluch, auf den sie – unabhängig voneinander, da sie ja jeweils in ihrem Zimmer waren – beide dieselbe Reaktion zeigten, indem sie breit vor sich hin grinsten. Jedoch begannen sich die Flüche aus seinem Zimmer rasch zu mehren und Solveig legte irgendwann ihre Farbrolle ab, weil sie es vor Lachen kaum noch aushielt, und ging zu Julie hinüber, die ebenfalls nur mit Mühe einen Heiterkeitsanfall unterdrücken konnte.

„Was ist denn mit dem los?“ brachte Julie unter vorgehaltener Hand hervor. „Wie kann man sich bloß so aufregen?“

„Ich weiß auch nicht. Übertriebener Perfektionismus oder was auch immer ... Vielleicht hat seine Sabine ja auch einen bösen Brief geschrieben und er ist deshalb so gereizt ...“

Sie kicherten und nahmen ihre Arbeit wieder auf. Solveig war als erste mit ihrem Zimmer fertig, da es aufgrund seiner geringen Größe und den Wandschränken, die eine ganze Wand vollständig verdeckten, nur wenig Fläche zum Anstreichen bot. Sie ging hinüber zu Julie, die das größte Zimmer hatte, und half ihr. Immer noch drangen durch die Musik hindurch Flüche aus Marks Zimmer, doch so langsam gelangten sie zu der Auffassung, dass er allmählich damit aufhören könnte. Als sie sich gerade überlegt hatten, zu ihm zu gehen und zu fragen, ob sie ihm irgendwie helfen könnten, ließ sie ein jähes Türknallen vor Schreck zusammenzucken. Es folgten stampfende Schritte, die sich durch den Flur nach draußen entfernten. Fragend sagen sie sich an und gingen dann durch das Wohnzimmer hinaus auf die Veranda, wo Mark in einem der Korbstühle saß und eine Zigarette rauchte. „Was ist denn los?“ fragte Julie.

Er inhalierte tief, bevor er antwortete. „Das ist doch alles ein Scheiß – erzählt mir bloß nicht, dass es bei euch besser klappt!“

„Na ja“, entgegnete Julie, „soo toll läuft es natürlich nicht, aber es geht doch irgendwie.“

„Also ich mach das nicht mehr länger mit. Außerdem stinkt die Farbe, ich möchte nicht wissen, was da für giftige Chemikalien drin sind“, schimpfte er.

„Hm ... Aber wir machen noch ein bisschen weiter, oder?“ fragte Julie Solveig, die zustimmend nickte.

„Tut mir leid, aber ich hab echt die Nase voll“, entschuldigte er sich. „Ich geh mal ein paar Schritte spazieren!“ Sprach es, stand auf und verschwand durch das Tor.

Die beiden Frauen setzten die Arbeit fort und strichen wie geplant noch Küche und Wohnzimmer. Zwar fanden sie Marks Reaktion reichlich übertrieben, waren ihm jedoch keineswegs böse, denn ihnen machte die Tätigkeit überhaupt nichts aus, konnten sie dabei doch Musik hören und sich unterhalten. Wundern mussten sie sich aber dennoch über seine unerwartete Reaktion.

„Man darf bei so was einfach nicht zu viel Perfektionismus an den Tag legen“, meinte Solveig. „Wenn man merkt, dass man nun mal nicht das Profimaterial zur Hand hat, muss man eben Abstriche in den Anforderungen machen, was soll’s.“

„Sehe ich genau so“, stimmte Julie ihr zu. „Männer eben – da machste nichts dran. Kein Wunder, dass er noch kein Diplomarbeitsthema gefunden hat, wenn er so schnell die Flinte ins Korn wirft.“

Als Mark am späten Nachmittag zurückkehrte, sah er schon beim Eintreten durch das Tor Julie und Solveig in Bikinis im Garten in der Sonne liegen und lesen. *Kein schlechter Anblick*, dachte er im Näherkommen. Ihm fiel auf, dass Julie eine ähnlich gute Figur wie Sabine hatte, die sie im Alltag jedoch stets achtlos unter ausgeleierte T-Shirts und langen, weiten Pullovern verbarg. Seine Wut über das Anstreichen war längst verraucht. Ohne Plan und Ziel war er in Richtung Stadtzentrum spaziert, hatte im Marabut einen Kaffee getrunken und dort rasch noch einen letzten Gruß per Fax an Sabine geschrieben, bevor diese mit einigen Kommilitonen für eine Woche in einen Kurzurlaub in die Normandie aufbrechen wollte. Er hatte das Fax bei „Top Business“, dem kleinen indischen Laden aufgegeben, den sie inzwischen regelmäßig für private Faxe nutzten, und war anschließend auf den Markt gegangen, weil er auf einmal einen prima Einfall hatte: Es war ihm im nachhinein nämlich doch ein wenig peinlich, so ausgerastet zu sein und die *Mädels*, wie er sie salopp in Gedanken nannte, mit der Arbeit alleine gelassen zu haben. Darum wollte er sie am Abend mit einem Essen überraschen, das er selbst zubereiten würde. So kehrte er mit Einkaufstüten bepackt zurück in die WG.

Solveig sah ihn als erste und setzte sich auf, während Julie nur leicht den Kopf von ihrer Lektüre hob und unter vorgehaltener Hand hervorblinzelte.

„Hallo“, begrüßte er sie betont gut gelaunt, stellte die Tüten auf dem Rasen ab und setzte sich den beiden im Schneidersitz gegenüber. „Und - habt ihr noch zu Ende gestrichen?“ fragte er und sah fasziniert auf Solveigs gepiercten Bauchnabel.

„Küche und Wohnzimmer jedenfalls“, gab diese zur Antwort. „Den Flur haben wir uns gespart, da drin ist es ja eh meistens dunkel.“ Sie zupfte sich ein paar Grashalme vom Bauch, die ein lustiges Muster auf der Haut hinterließen.

„Warst du einkaufen?“ fragte Julie mit einer Kopfbewegung zu den Tüten hin.

„Überraschung“, verkündete er geheimnisvoll. „Wann möchtet ihr heute Abend eigentlich gerne essen?“

Seine Idee mit dem Abendessen wurde begeistert aufgenommen. Julie war geradezu gerührt darüber, dass er für sie kochen wollte. Solveig hingegen meinte, dass es nur recht und billig sei, dass er sich für sein Schwächeln bei ihnen revanchierte. Beide waren sehr gespannt darauf, was ihr männlicher Mitbewohner in der Küche für sie zaubern würde. Allerdings stand für diesen bereits beim Betreten des Hauses fest, dass der

darin herrschende penetrante Farbgeruch den bevorstehenden kulinarischen Genuss erheblich beeinträchtigen würde, ebenso wie seinen Schlaf in der kommenden Nacht. Julie und Solveig hatten zwar bereits sämtliche Fenster und Türen geöffnet, bislang hatte der Geruch sich jedoch noch nicht verflüchtigt. Kurzerhand nahmen sie Esstisch und Stühle und trugen alles hinaus auf die Veranda. Julie stellte dazu noch zwei Kerzen auf den Tisch.

Wie sich herausstellte, war Mark ein guter Koch und hatte sich nach dem typisch afrikanischen Essen der vergangenen Tage eine Abwechslung einfallen lassen, die von den beiden Frauen sehr begrüßt wurde - italienische Küche. Er servierte für hiesige Verhältnisse geradezu ein Festtagsessen: Ein Pastagericht bestehend aus Penne mit herrlich zarten Rinderfilets (die sündhaft teuer gewesen sein mussten, wie Julie und Solveig bei dem knappen Viehbestand des Landes vermuteten) in einer Sauce aus Crème fraîche, einer Schalotte, klein geschnittenen Möhren, Knoblauch, *Piri-Piri*²³ und einem Schuss Sauvignon Blanc, der gleichfalls nicht billig gewesen sein konnte, denn Wein war in Kuranda das reinste Luxusgut. Da Mark zwei Flaschen besorgt hatte, blieb ihnen noch etwas zum Trinken, wenn auch zu seinem Bedauern die passenden Weingläser in ihrem Haushalt fehlten. Doch dies konnte dem Festmahl keinen Abbruch tun.

„Du bist ja ein richtiger Bocuse“, lobte Julie, als sie draußen bei Kerzenschein aßen, und Solveig bot ihm im Spaß an, ihn künftig von der übrigen Arbeit freizustellen, wenn er dafür immer abends kochen würde.

Als sie sich satt gegessen hatten war lediglich noch ein kleiner Rest übrig, den Mark dem *Mzee* brachte, der sich dankbar verneigte. Bezüglich der Wächter waren sie sich nicht sicher: Sollten sie ihnen stets auch immer etwas zu essen geben, wenn sie selbst aßen, oder war dies in der Praxis nicht üblich? Tatsache war, dass sie weder Etienne noch den *Mzee* jemals während ihres Dienstes etwas essen oder trinken sahen. Sie beschlossen, am nächsten Tag jemanden danach zu fragen.

Der *Mzee* indes staunte in dieser Nacht nicht schlecht, als er Mark eine Weile, nachdem sämtliche Lichter im Haus erloschen waren, mit seiner Matratze die Veranda betreten und sich dort zur Nachtruhe hinlegen sah. Er arbeitete zwar nicht das erste Mal in seinem Leben für *Wazungu* und war mittlerweile an viele ihrer sonderbaren Eigenheiten gewöhnt, doch diese Variante war ihm noch nie vorgekommen. Er dachte noch eine gute Weile darüber nach, bevor er schnarchend in seinem Wachhäuschen einnickte.

²³ gemahlene Chili-Schoten

Beim Wachwechsel am frühen Morgen machte er Etienne auf Mark aufmerksam. Entgegen seiner sonstigen Pokerface-Manier starrte dieser geradezu fassungslos auf den am Boden Schlafenden. Wie konnte jemand, der ein Dach über dem Kopf und ein komfortables Bett besaß, nur freiwillig draußen mit seiner Matratze auf dem Boden schlafen? fragte er sich und erinnerte sich an seine Kindheitstage, als die ganze Familie mit sieben Kindern auf zwei Räume verteilt schlief, in denen es nur ein einziges Bett – nämlich das der Eltern – gegeben hatte. In diesem durften noch die beiden Kleinsten zusammen mit den Eltern schlafen während sich der Rest in dem anderen Zimmer hinlegte, und zwar einfach dort, wo gerade Platz war: Auf dem Tisch, unter dem Tisch, auf dem harten Steinfußboden ... *Die Wazungu sind schon verrückte Typen*, dachte er kopfschüttelnd.

Solveig wäre prompt über Mark gestolpert, als sie gut zwei Stunden später mit noch schläfrigen Augen auf die Veranda trat, wenn sie nicht in letzter Sekunde noch einen Schatten am Boden wahrgenommen und blitzschnell reagiert hätte. So kam sie gerade noch so vor der Matratze zum Stehen und konnte einen Sturz gerade noch abfangen. Auch sie konnte kaum glauben, was sie da sah. *Das ist vielleicht eine Mimose*, dachte sie und musste unwillkürlich lächeln, als sie sein schlafendes Gesicht mit dem leicht geöffneten Mund betrachtete.

Beim Frühstück erklärte Mark, dass er unmöglich in dem Farbgestank seines Zimmers hatte schlafen können und eventuell auch noch eine weitere Nacht lieber auf der Veranda verbringen wollte als in diesen womöglich giftigen Dämpfen. Solveig und Julie tauschten lediglich vielsagende Blicke untereinander und enthielten sich eines Kommentars, dachten aber bei sich, dass er sich in manchen Dingen wirklich ein bisschen anstellte.

Bei ihrem nächsten Besuch in der Fakultät sprachen sie gegenüber dem Doyen die Essensfrage der Wächter an. Dieser lachte und erklärte ihnen, dass bei der ländlichen Bevölkerung nicht mehr als zwei Mahlzeiten am Tag üblich waren, jeweils eine morgens und abends. Darüber hinaus gäbe es nichts und das sei hierzulande völlig normal, sie bräuchten sich keine Sorgen darüber zu machen, dass ihre Wächter verhungern würden – was sie, wie er hinzu fügte, andererseits aber auch nicht daran hindern sollte, ihnen etwas abzugeben, wenn sie zufällig gerade etwas übrig haben sollten.

„Wir hatten vor einigen Jahren an der Universität ein amerikanisches Gastdozentenpaar“, begann er zu erzählen. „Die beiden erzählten mir eines Tages, als ich bei ihnen zum Abendessen eingeladen war, dass sie

abends extra immer zwei Portionen mehr kochen würden, als für sie beide notwendig war, um es den armen, streunenden Hunden zum Fressen zu geben, die nachts um ihr Haus schlichen. Auf die Idee jedoch, dass ihr Wächter vielleicht ebenfalls hungrig sein könnte und sich über eine Mahlzeit oder ein paar Reste davon freuen würde, sind sie nicht gekommen.“

Es war das erste Mal, dass Monsieur Wekesa ihnen gegenüber etwas Privates hatte verlauten lassen, was die drei positiv überraschte. Zugleich waren sie empört über die Ignoranz einiger Wazungu. „Amerikaner eben“, erklärte der Doyen lapidar.

Als Julie, Solveig und Mark das Fakultätsgebäude verließen stand Marie-Claire, mit der sie verabredet waren, um mit dem Kauf des Saatgutes für die Versuchsfelder zu beginnen, bereits am Wagen, den sie anhand der großen P.I.A.F.-Aufkleber auf beiden Vordertüren sowie auf der Motorhaube als das neue Projektauto identifiziert hatte. Sie begrüßten sich und Julie holte den Anbauplan von Klaus Kaiser und Professor Wienands aus ihrem Rucksack hervor. Marie-Claire besaß eine Kopie davon und hatte bereits grob überschlagen, welche Mengen sie benötigen würden. „Zunächst fahren wir am besten auf den Markt“, schlug sie vor. „Die Parzelle Nummer vier soll mit Kartoffeln bepflanzt werden. Ich würde sagen, wir werden etwa sieben bis acht Eimer benötigen, also schätzungsweise dreißig Kilogramm. Ebenfalls auf dem Markt bekommen wir die *mélange traditionnelle* an grünen Bohnen für die Parzellen eins und zwei, da dürften wir mit sieben Kilogramm hinkommen.“

„Na dann mal los“, sagte Julie und sie stiegen in den Wagen.

Die erforderlichen Mengen an Kartoffeln und Bohnen hatten sie auf dem Markt rasch besorgt. Schwieriger war es, das restliche Saatgut zu beschaffen, da sie jahreszeitlich spät dran waren und damit rechnen mussten, dass viele Lagerbestände bereits vergriffen sein würden. Marie-Claire kannte einige Verkaufsstellen des Landwirtschaftsministeriums, die sie nacheinander anfahren wollten, bis sie alles beisammen haben würden. Dazu fuhren sie zunächst etwa zwanzig Kilometer auf der Hauptstraße nach Norden, um dann auf ihr Geheiß hin irgendwo in eine kleine, staubige Piste abzubiegen.

„Wie soll man das bloß finden, wenn man den Weg nicht genau kennt?“ wunderte sich Mark.

Marie-Claire lachte. „Früher stand einmal ein Hinweisschild an der Straßenkreuzung. Aber es war aus Holz und ich fürchte, irgendwer

konnte es gut als Brennholz gebrauchen. Das passiert schon mal. Brennholz ist knapp und Holzkohle teuer.“

Nach einem weiteren Kilometer hatten sie die Verkaufsstelle erreicht. Julie studierte nachdenklich den Anbauplan. „Wie es aussieht benötigen wir vor allem Süßkartoffel- und Maniokstecklinge, aber auch eine bestimmte Sorte Mais. Außerdem Erdnüsse und sechs verschiedene Bohnensorten. Hm, da stehen überall so kryptische Bezeichnungen dahinter, ich hoffe, die können hier damit etwas anfangen ... Und was sind eigentlich *haricots nains*?“

Marie-Claire wollte es ihr gerade erklären, wurde jedoch durch das Erscheinen eines Mitarbeiters der Verkaufsstelle davon abgehalten. Dieser führte sie in ein Lagerhaus, das zu ihrer großen Freude noch über beachtliche Saatgutmengen verfügte. Marie-Claire übernahm die Bestellung, Julie die anschließende Bezahlung. Immerhin erhielten sie zwei Kilogramm *haricots nains* für Parzelle drei (Solveig hatte inzwischen in einem Fachwörterbuch geblättert, das als Übersetzung „Zwergbohne“ anbot), zwei Kilogramm der geforderten Erdnussorte sowie die von Marie-Claire berechneten Mengen von vier der sechs Bohnensorten. Der Verkäufer empfahl ihnen eine andere Verkaufsstelle des Ministeriums, die seines Wissens noch über einige Säcke der restlichen benötigten Sorten sowie an Mais verfügte, zu der sie als nächstes fuhren.

„So lernt man ganz nebenbei die weitere Umgebung kennen“, sagte Mark, als sie bereits wieder einige Kilometer auf einer holprigen Piste zurückgelegt hatten. „Hierhin hätten wir uns doch sonst bestimmt nie mal zufällig verirrt. Und es sieht doch recht interessant aus, ganz anders als um Kuranda und entlang der Hauptstraße, findet ihr nicht?“

Tatsächlich war die Gegend vergleichsweise dünn besiedelt und kaum landwirtschaftlich genutzt. Ehemalige Felder waren verbuscht, vereinzelte ehemalige Bauernhäuser machten einen verfallenen und verlassenem Eindruck und sie begegneten längere Zeit niemandem. Da waren sie also, jene Brachflächen, von denen Herr Löffler gesprochen hatte, durch deren Existenz die Nahrungsmittelproduktion des Landes so stark zurückgegangen war.

„Die Bauern, die hier einst gelebt haben, sind vor den Unruhen geflohen“, versuchte Marie-Claire zu erklären. „Vielleicht leben sie jetzt woanders, vielleicht kehren sie auch wieder zurück, man weiß es nicht.“ Dass viele von ihnen wahrscheinlich nicht mehr am Leben sein mochten, sprach sie nicht aus.

Schließlich wurde die Besiedlung wieder dichter und einige Kilometer weiter erreichten sie ihr Ziel. Die weite Fahrt hatte sich gelohnt, erhielten

sie an der ihnen empfohlenen Verkaufsstelle doch tatsächlich die noch fehlenden Bohnensorten und den Mais, den sie suchten. Für die benötigten Süßkartoffeln und den Maniok wusste Marie-Claire die Adresse einer landwirtschaftlichen Versuchsanlage, welche sie als nächstes anfuhr. Hierbei verhielt es sich mengenmäßig etwas abstrakter als bei den präzisen Gewichtsangaben für das Saatgut der übrigen Feldfrüchte. Anstelle von Kilogramm wurde schlicht von „Haufen“ gesprochen, worunter sich Julie, Solveig und Mark nicht viel vorstellen konnten. Marie-Claire schien jedoch alles im Griff zu haben und bestellte für insgesamt sechs Parzellen fünfunddreißig Haufen Süßkartoffel- sowie vier Haufen Maniokstecklinge. „Seine Arbeiter werden die Mengen bis morgen vorbereitet haben, wir können sie nachmittags abholen kommen“, wandte sie sich erklärend an die drei.

„Werden wir das auch alles aufs Auto geladen bekommen?“ fragte Solveig zweifelnd, worauf Marie-Claire nur ein lang gezogenes „Eehh“ verlauten ließ und lachte, als handle es sich um einen guten Witz. Solveig sah die anderen beiden fragend an, doch die zuckten nur ratlos die Schultern. Manchmal verstanden sie einfach nicht, was die Afrikaner in Heiterkeit versetzte – so wie es umgekehrt sicher auch ab und zu der Fall war. Vielleicht waren diese „Haufen“ ja lediglich winzige Häufchen und die Frage hatte einfach nur ihre eigene Unwissenheit unterstrichen.

Mit voller Ladefläche fuhren sie zurück zu den Versuchsfeldern. Dabei ergab sich ein neues Problem: Da sie die vielen Säcke schlecht den ganzen weiten Weg, den sie bei ihrem letzten Besuch der Felder zu Fuß gegangen waren, den Steilhang herunter tragen konnten, musste eine Möglichkeit gefunden werden, um mit dem Wagen bis zum P.I.A.F.-Gelände hinunter zu gelangen. Solveig, die gerade am Steuer saß, blickte auf der Suche nach einem geeigneten Weg ratlos vor sich auf den steil abfallenden Waldhang. Die Bäume standen zwar nicht extrem dicht nebeneinander, doch so etwas wie ein Pfad existierte nicht. Julie neben ihr wirkte auch nicht gerade begeistert von der Vorstellung, gleich mitten durch den Wald fahren zu müssen, dazu auch noch an einem solch steilen Hangabschnitt. Solveig zuckte die Schultern, drehte sich zu Mark um und fragte mit aufgesetzter ernster Miene und verstellter, tiefer Stimme: „Sieht so aus, als hätten wir hier einen Spezialfall für unseren 007-Agenten, Monsieur 00-Kienzle?“

Mark hatte sich schon fast gedacht, dass es so kommen und sie ihn bitten würde, zu fahren, jetzt, wo es fahrtechnisch heikel wurde. Die Art und Weise aber, wie es ihr gelang, ihre Kapitulation in einen Scherz zu verpacken, gefiel ihm irgendwie. Dennoch bedachte er sie mit einem

kurzen, spöttischen Blick, den sie sofort verstand, sagte aber lediglich: „Ihr wollt also euer Schicksal tatsächlich in meine Hände legen?“

„Nun ja“, meinte Solveig und fügte scherzend hinzu: „Ich denke nicht, dass es hier in der Gegend offen liegende Kanalschächte gibt – von daher genießt du also unser vollstes Vertrauen.“

Ganz schön freche Klappe, dachte Julie, musste aber dennoch über diese Anspielung schmunzeln.

Mark war bereits ausgestiegen, um mit Solveig die Plätze zu tauschen. Dabei klopfte sie ihm kumpelhaft auf die Schulter und zwinkerte ihm zu. „Gut aus der Affäre gezogen, 00-Jansen“, lobte er und klopfte ihr ebenfalls auf die Schulter.

Kaum hinter dem Lenkrad Platz genommen fuhr er auch schon zielsicher drauflos, als folge er einer imaginären Asphaltstraße, die nur er allein sehen konnte. Zunächst fuhr er noch langsam und vorsichtig, bis er meinte, das Gelände und die Reaktionen des Autos einschätzen zu können, und gab dann mehr Gas. Unauffällig tastete Julie nach dem Türgriff, da sie für ihr Gefühl viel zu schnell den Hang hinunter schossen, schwieg jedoch, um nicht etwa als Angsthase dazustehen. Die einzige, die eine unbewegliche Miene beibehielt, war Marie-Claire, die sehr wahrscheinlich schon weitaus gefährlichere Fahrsituationen in den hiesigen öffentlichen Verkehrsmitteln miterlebt hatte.

Tatsächlich erreichten sie unbeschadet den parallel zum Hang verlaufenden Pfad, der am Eingang zu den Versuchsfeldern vorbeiführte, wo ihnen auch schon die Feldarbeiter entgegenkamen. Gemeinsam entluden sie den Wagen und schafften die Säcke in den Geräteschuppen. Marie-Claire sprach danach kurz mit den Arbeitern und berichtete Julie, Solveig und Mark, dass die *premier labour* nahezu abgeschlossen sei und sie spätestens am übernächsten Tag mit der Aussaat der Bohnen auf den für sie bestimmten Parzellen beginnen konnten. Sie zeigte auf den Anbauplan, auf dem immer wieder das Wort *billons* auftauchte.

„Das Anlegen der *billons* wird allerdings noch sehr viel Arbeit machen. Wir haben zwar so gesehen Glück, dass die Regenzeit dieses Jahr so spät einsetzt, doch wir benötigen unbedingt noch mindestens drei zusätzliche Arbeiter, um alles rechtzeitig vor dem Beginn der Regenfälle zu schaffen. Besser wären vier.“

„Vier zusätzliche Arbeitskräfte?“ wiederholte Julie ungläubig. „Was sind denn überhaupt diese *billons*?“

Marie-Claire erklärte, dass es sich dabei um hangparallele Erosionsschutzwälle handelte, die mühsam gegraben werden mussten. –

Nun denn, dachte Julie, die sich mittlerweile an unvorhergesehene Ausgaben gewöhnt hatte. *Was sein muss, muss eben sein.*

Schließlich autorisierten sie Marie-Claire, vier zusätzliche Hilfskräfte anzustellen, welche die Feldarbeiter beim Graben der *billons* unterstützen sollten. Marie-Claire versicherte, sie habe „da noch ein paar Brüder und Schwestern“, welche diese Aufgabe gerne übernehmen würden.

„Na, dann bleibt’s ja sogar in der Familie“, meinte Julie und erntete einen verständnislosen Blick seitens Marie-Claire. „Der Verdienst, meine ich“, fügte sie erklärend hinzu.

„Eeh“, lachte diese daraufhin. „Nicht in der Familie“, korrigierte sie. „Wir sind nicht miteinander verwandt. Aber es sind gute Nachbarn. Sehr gute Nachbarn.“

Offensichtlich schienen die Bezeichnungen für die hiesigen Verwandtschaftsverhältnisse großzügiger verwendet zu werden, als die drei es von zuhause her gewohnt waren.

„Was verdienen diese Feldarbeiter hier eigentlich“, fragte Mark.

„Sie erhalten vierhundert Francs pro Arbeitstag. Ein Arbeitstag sind sieben Stunden“, antwortete Marie-Claire. Dies entsprach umgerechnet keine drei Euro.

Julie druckste etwas herum und fragte dann vorsichtig: „Darf man fragen, was du hier bekommst?“

„Ich erhalte das dreifache“, entgegnete Marie-Claire stolz.

Zwar hatten die drei durch die Löhne ihrer Wächter bereits einen kleinen Vorgeschmack auf das landesübliche Lohnniveau erhalten, doch dass jemand mit einer guten Ausbildung wie Marie-Claire ebenfalls so wenig verdiente, überraschte sie dann doch. „Da fragt man sich wirklich, ob sich Bildung überhaupt lohnt“, meinte Julie später.

„Wie man’s nimmt“, erwiderte Solveig lapidar. „Sie verdient immerhin dreimal soviel wie die Feldarbeiter. Bei uns zuhause bin ich mir inzwischen auch nicht mehr so sicher, ob sich Bildung lohnt, zumindest verdiene ich momentan weniger als ein Spargelstecher ...“

Am folgenden Tag holten sie gemeinsam mit Marie-Claire die vorbestellten Stecklinge ab. Dabei zeigte sich, dass ein „Haufen“ etwa zwei vollen Armladungen entsprach. Nachdem die Männer alles aufgeladen hatten war die Ladefläche des Pickup gehäuft voll, so dass sie auf dem Rückweg nur äußerst langsam und vorsichtig die holprige Wegstrecke zur Hauptstraße zurücklegen konnten. Mark hatte das Auto mittlerweile spielend im Griff, demzufolge war es für ihn kein Problem, den Steilhang durch den Wald hinunter zu fahren, ohne dabei mehr als

eine Handvoll ihrer Fracht zu verlieren. Wieder an den Versuchsfeldern angelangt konnten sie sich davon überzeugen, dass *deuxième labour* und Aussaat bereits in vollem Gang waren. Kurz entschlossen erklärten sie sich dazu bereit, die Feldarbeiter tatkräftig zu unterstützen, was unter diesen für große Heiterkeit sorgte. Jeder der drei nahm sich eine Hacke zur Hand und los ging es. Das Wetter war unerträglich schwül und machte die harte Arbeit auf den Feldern zu einer wahrlich schweißtreibenden Angelegenheit. Schon nach kurzer Zeit zog Mark sein Hemd aus und tat es den Arbeitern gleich, indem er auch Schuhe und Socken ablegte und barfuss weiterarbeitete.

„Mach das lieber nicht“, riet Solveig und deutete auf seine Füße. „Könnte sein, dass es Bohrwürmer im Boden gibt.“

Das fand er dann aber doch etwas absurd, zumal die Afrikaner schließlich auch barfuss in den Feldern umhergingen, und behielt die Schuhe ausgezogen.

Wie die Feldarbeiter arbeiteten sie sich in Reihe nebeneinander durch die Parzelle. Jeder hatte also seine eigene Wegstrecke vor sich und es war schlichtweg die Hölle, da sie solch harte körperliche Arbeit nicht gewohnt waren. Schon bald hatten die Feldarbeiter die drei abgehängt und es war ihnen einfach ein Rätsel, dass sie als gut genährte, junge Menschen langsamer und schlechter arbeiteten als die schwächling wirkenden Afrikaner. Nach einer Weile litten sie unter Schwielen an den Händen sowie an beginnenden Rückenschmerzen, der Schweiß strömte ihnen nur so aus allen Poren und ihre Arme und Gesichter waren von der Sonne bald gerötet. Unter dem verhaltenen Lachen der Afrikaner gaben sie sich nach der ersten Parzelle völlig erschöpft geschlagen und beobachteten die weiteren Arbeitsschritte vom Feldrand aus:

Nach Beendigung der *deuxième labour* spannten ein Mann und eine Frau über dem Feld eine Schnur parallel zum Hang, an der zwei Männer eine hölzerne Egge mit drei weit auseinander stehenden Zähnen ausrichteten und über das Feld zogen. Danach begannen zwei Frauen mit der Aussaat von Bohnen in kleine, muldenförmige Vertiefungen, die sie zuvor mit der Hand ausgehoben hatten. Als Maß für den Abstand zwischen den einzelnen Mulden diente ihnen ein abgebrochener Zweig. Bei dieser Tätigkeit bewegten sich die Frauen die ganze Zeit über langsam in gebückter Haltung vorwärts. *Auch nicht gerade eine rückschonende Arbeitshaltung*, dachte Julie, während sie ihr schmerzendes Kreuz mit der Hand stützte.

Doch so rasch ließen sich die drei nicht entmutigen. In den folgenden Tagen packten sie trotz Schwielen und Sonnenbrand noch mehrmals bei

der Feldarbeit mit an und schafften schließlich auch ohne Unterstützung der Feldarbeiter die Bearbeitung einiger Parzellen, worauf sie dann doch ein wenig stolz waren.

Auf dem Rückweg, der sie am Campus vorbei führte, winkte ihnen eines Nachmittags jemand zu und lief ihnen entgegen. Erst im Näherkommen erkannten sie Benjamin Buhigiro, den Veterinär der faculté d'agronomie, wieder. Er erkundigte sich auf Deutsch, ob das Flohmittel, das er ihnen kürzlich mitgegeben hatte, gewirkt habe, was Solveig bestätigte. Dann fragte er, ob sie nicht Lust hätten, sich am Abend mit ihm in der Stadt auf ein Bier zu treffen. Freudig willigten die drei ein, da sie bislang noch niemanden in Kuranda privat näher kennen gelernt hatten, und verabredeten sich zunächst im Marabut. Benjamin kündigte jedoch an, ihnen im Lauf des Abends auch noch eine bessere *location* zeigen zu wollen.

„Da bin ich ja mal gespannt“, freute Julie sich auf die Aussicht, endlich einmal abends auszugehen und etwas zu erleben, anstatt immer nur zu dritt in der WG oder im Marabut zu sitzen.

Das abendliche Treffen wirkte zunächst zwar etwas gezwungen, nach ein paar Primus war das Eis aber gebrochen. Sie führten das „du“ ein und Benjamin scheiterte wie zuvor schon Marie-Claire an Solveigs Namen. Julie und Mark stellten ihm daraufhin die „Soleil-Variante“ vor, was Solveig etwas albern vorkam, obwohl es sie bei Marie-Claire nicht störte, dass diese sie so nannte.

Benjamin erzählte ihnen von seinem Stipendium in Leipzig und den deutschen Städten, die er besucht hatte. Besonders gefallen hatte ihm der Kölner Karneval, die Jahreszeit dafür fand er jedoch entschieden zu kalt für solch ein tagelanges Fest. Die Leipziger Altstadt mit ihren schönen Häusern und den vielen Straßencafés im Sommer hatte es ihm ebenfalls sehr angetan und er lobte die Deutschen für ihre Gastfreundschaft, was den dreien etwas peinlich war, da sie noch aus der Zeit ihres Abflugs Medienberichte über gewalttätige Übergriffe deutscher Jugendlicher auf dunkelhäutige Studenten in Rostock in ihren Köpfen hatten.

Benjamin sprach sehr gutes Deutsch und versicherte ihnen, wie sehr er sich darüber freue, endlich einmal wieder Gelegenheit zu haben, diese Sprache zu sprechen.

„Das kannst du doch mit dem Doyen auch, oder?“ fragte Mark.

„Ach der Doyen“, meinte Benjamin wegwerfend. „Sein Studium liegt schon eine ganze Weile zurück. Er hat seitdem eine Menge wieder vergessen und will sich jetzt wahrscheinlich keine Blöße geben, weil er

befürchtet, dass ich besser spreche als er. Zu Recht“, fügte er selbstbewusst hinzu.

Schließlich schlug er vor, die Lokalität zu wechseln und ihnen einen Studentenclub in der Nähe der *faculté d'agronomie* zu zeigen. Begeistert stimmten Julie, Solveig und Mark zu.

Der Weg zu dem Studentenclub führte zunächst zur Fakultät, die um diese Zeit bis auf ein mattes Sicherheitslicht über dem Eingang völlig im Dunklen lag. Dahinter endete sowohl die Asphaltstraße als auch die Straßenbeleuchtung und ein unbefestigter Weg führte in einen dunklen Wald hinein, so dass Julie das Fernlicht einschalten musste. Sie begannen gerade an der Richtigkeit des von Benjamin angewiesenen Weges zu zweifeln, als auf einmal tatsächlich Licht zwischen den Bäumen hindurchschimmerte und an einer Lichtung wie aus dem Nichts ein hell erleuchtetes Gebäude vor ihnen auftauchte.

„Das ist die *Boîte*²⁴“, verkündete Benjamin. „Samstags wird hier immer getanzt, da müsst ihr unbedingt mal kommen. Wochentags kann man so wie heute einfach gemütlich dasitzen, fernsehen, Musik hören, sich unterhalten und dazu was trinken.“

Sie hielten auf dem Parkplatz, auf dem lediglich noch drei weitere Fahrzeuge standen. Das Gebäude war von einer hohen Mauer umgeben, deren Eingang von einem uniformierten Wächter eines professionellen Wachdienstes bewacht war. Benjamin schien ihn zu kennen, denn sie begrüßten sich mit einem freundschaftlichen, dreifachen Händedruck, bei dem sich die Hände jeweils um die Daumen drehten. „Afrikanischer Gruß“, erklärte Benjamin und sie folgten ihm ins Innere des Hauses.

Sie gingen durch eine lange, schmale Empfangshalle, in welcher zu beiden Seiten gemütliche Sofas standen, auf denen jedoch niemand saß. Ein türloser Durchgang ließ sie einen noch größeren Raum betreten, der in drei Bereiche unterteilt war:

Zu ihrer Rechten befand sich eine gut bestückte, mit zwei jungen Barkeepern besetzte Bar, an der drei junge Leute auf Barhockern saßen und Bier tranken. Etwas abseits davon in der Ecke stand ein Mischpult, das an diesem Abend jedoch nicht besetzt war. Vor der Bar und dem Mischpult befand sich eine große, leere Fläche, die an Samstagen vermutlich als Tanzfläche diente. Dahinter standen einige Sessel und runde Tische, an denen zwei Pärchen saßen und sich unterhielten. Weiter hinten im Raum führten nach rechts drei Stufen in einen kleinen Erker mit weiteren Sitzgelegenheiten. Nach links wurde der Raum von einer niedrigen Steinmauer zweigeteilt, auf der man sitzen konnte. Hinter dieser

²⁴ franz.: Disco, Disse

führten Treppenstufen zu weiteren Sitzgelegenheiten hinunter. Dort unten, ganz in der Ecke auf der rechten Seite, war ein Fernseher an der Decke befestigt. Darunter befand sich eine Sofasitzgruppe mit Couchtisch, auf der eine Gruppe von fünf jungen Leuten lümmelte und gebannt auf die Mattscheibe starrte. Die Sprecherin des staatlichen Fernsehsenders kündigte gerade einen alten Film mit Louis de Funès namens „Un flic explosif“ an. Auf dem Couchtisch standen zahlreiche Bierflaschen, die meisten davon noch ungeöffnet. „Das ist nur Show“, erklärte Benjamin auf Marks Frage, warum Bier anscheinend gerne im Voraus bestellt und auf dem Tisch präsentiert wurde. „Damit wollen sie einfach nur zeigen, dass sie es sich leisten können.“

Links neben der Sofagruppe befand sich ein großer Kamin, der dem Raum eine zusätzliche gemütliche Note verlieh. Durch ihn wirkte dieser Teil des Raumes wie ein großes Wohnzimmer und die drei fühlten sich trotz der herrschenden Leere sogleich wohl. „Samstags ist es hier immer rappellvoll“, sagte Benjamin, „da sind dann wirklich alle hier, ihr werdet sehen.“

Sie gingen zunächst an die Bar und Benjamin überredete sie, sich doch ein Mützig²⁵ zu bestellen, das seiner Meinung nach viel besser schmeckte als das Primus. Sie mussten grinsen, weil er den Namen der Biersorte „Mützig“ aussprach. Sie bestellten sich jeder eine kleine Flasche und setzten sich an einen der Tische in der Nähe des Kamins. Die Meinungen darüber, ob „Mützig“ wirklich die bessere Marke sein sollte, gingen zwar auseinander, fest stand jedoch, dass es auf jeden Fall teurer war als das Primus, womit es bei Solveig und Mark in doppelter Hinsicht durchfiel.

Sie erzählten Benjamin von P.I.A.F., ihrem dortigen Auftrag und von ihren Überlegungen betreffs eigener wissenschaftlicher Arbeiten innerhalb des Projektes. Benjamin ermunterte sie, doch länger in Kuranda zu bleiben und dort zu promovieren beziehungsweise eine Diplomarbeit zu schreiben, wohinter sie jedoch vor allem persönliches Interesse vermuteten, da er ihnen im Folgenden erzählte, dass ihn seine Arbeit an der Universität sowie das Land und die Leute an sich langweilten.

„Ich wäre lieber in Deutschland geblieben, wenn das möglich gewesen wäre“, bedauerte er. „Dann hätte ich dort eine Tierarztpraxis eröffnet. Hier gibt es doch seit dem Krieg kaum mehr Vieh. Und wenn die Menschen überhaupt irgendwelche Tiere halten, dann fehlt ihnen in der Regel das nötige Geld, um sich einen Tierarzt leisten zu können. Darum bleibt mir momentan auch nichts anderes übrig, als an der Universität Vorlesungen und Seminare zu halten.“ Er gähnte demonstrativ.

²⁵ Belgische Biersorte

„Wo hast du denn vorher gewohnt, ich meine, bevor du zum Studieren nach Deutschland gegangen bist, auch hier in Kuranda?“ fragte Solveig.

„Ursprünglich komme ich aus der Hauptstadt“, antwortete er, „doch seit dem Krieg ist dort überhaupt nichts mehr los und das Leben dort ist unglaublich teuer geworden. Kuranda ist aufgrund seiner Universität und der vielen Studenten, die hier leben, die einzige Stadt im ganzen Land, in der man noch wenigstens ansatzweise abends ausgehen kann, sowohl von den Möglichkeiten als auch vom Preisniveau her gesehen. Das war auch mit ein Grund, warum ich hierher gekommen bin. Aber im Vergleich zu Europa ist es natürlich tiefste Provinz.“

Sie tranken noch einige Flaschen zusammen und unterhielten sich bis allesamt irgendwann gut angeheitert waren. Insbesondere Benjamin war der Alkohol deutlich anzumerken, er begann sogar leicht zu lallen. Es war ohnehin bereits gegen Mitternacht, die *Boîte* würde in Kürze schließen und so leerten sie ihre Flaschen, um den Abend zu beenden. Als sie zum Auto kamen, setzte Solveig sich rasch neben Mark auf den Beifahrersitz, um nicht neben Benjamin sitzen zu müssen, der sie schon eine Weile lang angestarrt und immer wieder „Soleil“ vor sich hingemurmelt hatte, was ihr überhaupt nicht geheuer war, Julie und Mark hingegen amüsierte. Für den Rückweg empfahl er einen anderen, angeblich schnelleren Weg als den, auf dem sie gekommen waren. So fuhren sie mit Fernlicht durch den dunklen Wald bis es auf einmal passierte: Plötzlich blieb der Toyota unvermittelt stehen, der Motor erstarb und Dunkelheit und Stille umhüllten sie.

„Was ist denn jetzt?“ fragte Julie von der Rückbank aus und beugte sich nach vorne.

„Keine Ahnung“, murmelte Mark und drehte den Zündschlüssel, doch nichts geschah. Er versuchte es wieder und wieder, doch der Motor wollte partout nicht mehr anspringen.

„Na super“, sagte Solveig wenig begeistert. „Jetzt stehen wir hier mitten in der Nacht im Wald und wissen nicht einmal, wo wir genau sind – oder etwa doch, Monsieur Benjamin?“

„Eehh – natürlich weiß ich, wo wir sind. Nicht weit vom Stadtzentrum...“, behauptete dieser lallend.

„Den Eindruck habe ich nicht“, widersprach Solveig und folgte Mark, der ausgestiegen war, um nach einem äußerlichen Schaden am Wagen zu suchen. Julie und Benjamin folgten ihnen und inspizierten das Auto ebenfalls von allen Seiten, ohne dabei aber etwas Verdächtiges zu entdecken. Mark öffnete die Motorhaube und leuchtete mit seinem Feuerzeug in den Motorraum, auch wenn er selbst nicht wusste, wonach

er da eigentlich suchte. Es war einfach unerklärlich, warum der Wagen auf einmal bockte.

„Ich drehe diesem Harry den Hals rum“, schimpfte Julie unterdessen. „Das nennt der fahrtauglich! Aber Hauptsache das Geld für die Reparatur kassiert!“

„Ich versuch’s noch mal“, sagte Mark mehr zu sich selbst, setzte sich auf den Fahrersitz und hoffte inständig, dass ein Wunder geschehen möge und der Motor starten würde. Es geschah jedoch nichts. Ratlos ließ er sich in den Sitz zurückfallen.

„Und jetzt?“ fragte Julie. „Was machen wir jetzt? Hier ist doch weit und breit kein Mensch und schon gar keiner, der uns mitten in der Nacht weiterhelfen kann!“

„Wir müssen zu Fuß in die Stadt zurück gehen“, sagte Benjamin, den die frische Nachtluft wieder etwas ernüchert zu haben schien. Zumindest klang seine Stimme wieder etwas gefestigter.

„Und den Wagen einfach hier stehen lassen?“ fragte Julie entgeistert. „Was ist dann morgen noch davon übrig?“

„Hier kommt niemand vorbei, hier wohnt doch keiner. Der Wald ist einfach nur Unigelände“, versuchte Benjamin zu beschwichtigen. „Wenn ihr morgen früh mit einem Mechaniker hier herfährt, könnt ihr das Auto in eine Werkstatt abschleppen lassen.“

„Na das sind ja tolle Aussichten“, seufzte Julie. „Was meint ihr?“ fragte sie an Solveig und Mark gewandt.

„Sieht aus, als bliebe uns tatsächlich nichts anderes übrig“, meinte Mark und zündete sich eine Zigarette an. „Weißt du den Weg, Benjamin? Ich meine: Werden wir ihn auch im Dunkeln finden? Wenn ich nämlich jetzt gleich die Scheinwerfer ausschalte, werden wir kaum mehr die Hand vor Augen sehen. Oder hat jemand zufällig eine Taschenlampe dabei?“

Natürlich hatte keiner eine Taschenlampe dabei. Doch Benjamin versicherte, dass er den Weg „wie seine Westentasche“ kenne und sie anführen würde. „In zwanzig Minuten seid ihr zu Hause“, verkündete er mit erhobenem Zeigefinger und setzte sich leicht schwankend in Bewegung.

„Na dann mal los“, murmelte Mark, schaltete die Scheinwerfer aus und schloss das Auto ab.

Zum Glück waren nur wenige Wolken am Himmel und das Licht des Mondes sorgte zumindest dafür, dass sie Umrisse erkennen konnten. Doch der Boden war nur sehr schlecht zu sehen und der Weg war äußerst uneben. Also tapsten sie vorsichtig in die Richtung, die Benjamin ihnen vorgegeben hatte.

Nachtwanderung in Afrika, dachte Solveig. Hätte vielleicht ganz lustig sein können, wenn die Umstände nicht ganz so widrig wären. Sie misstraute Benjamin hinsichtlich der eingeschlagenen Richtung zutiefst. Ihr geografischer Orientierungssinn sagte ihr nämlich, dass sie in die völlig falsche Richtung liefen. Alle paar Schritte hielt sie in ihrer Umgebung nach Anzeichen Ausschau, welche diese Vermutung bestätigten, so dass sie mehrmals stolperte und nur durch Glück und eines trotz des Alkoholkonsums noch guten Reaktionsvermögens nicht fiel. Auf einmal entdeckte sie hinter einem Baumwipfel in der Ferne eine Ansammlung von Lichtpunkten – allerdings genau in entgegengesetzter Richtung. „Schaut doch mal, dort hinten ist Kuranda, wir gehen völlig falsch!“ rief sie.

Die anderen drehten sich um und sahen nun auch die entfernten Lichter. Julie seufzte. „Also Kommando zurück ...“

„Nein, nein, ich kenne den Weg, hier geht’s lang“, widersprach Benjamin.

„Also ich gehe zurück, wer kommt mit?“ fragte Solveig.

„*Natürlich* kehren wir um“, fauchte Julie in Benjamins Richtung. „Das sieht doch jeder Blinde, dass das nicht stimmen kann.“

„Na komm schon“, sagte Mark zu ihm, packte ihn leicht an der Schulter und zog ihn mit sich. Widerwillig fügte sich Benjamin, ging dann aber doch ohne zu murren mit ihnen den ganzen Weg zum Auto zurück. Schließlich standen sie wieder an ihrem Wrack und Mark wagte einen letzten Versuch, auch wenn er selbst nicht mehr daran glaubte, dass sich etwas tun würde, womit er auch Recht behalten sollte. Inzwischen war eine gute Stunde vergangen, alle waren todmüde und wollten einfach nur ins Bett.

„Sollen wir uns nicht einfach ins Auto setzen und dort ein wenig schlafen?“ schlug Julie vor. „So gesehen ist es ja auch nicht mehr so lange hin, bis es hell wird. Und wenn wir jetzt wieder zu Fuß im Dunkeln aufbrechen, kann das erst mal ewig dauern, bis wir aus dem Wald rauskommen.“

Mangels besserer Vorschläge setzten sie sich in den Wagen. Benjamin schien direkt eingeschlafen zu sein, zumindest hörte sich seine Atmung, die sehr flach und regelmäßig ging, ganz danach an. Ansonsten war die Welt um sie herum in Stille und Schwärze getaucht.

„Ganz schön frisch, findet ihr nicht?“ flüsterte Julie irgendwann in die Stille hinein, allerdings mehr, um sich zu vergewissern, ob außer ihr noch jemand wach war, als um einer Antwort willen.

„Allerdings“, bestätigte Mark gähnend. „Also ich glaube nicht, dass wir hier die ganze Nacht über bleiben können, wir haben ja nicht einmal Jacken dabei.“

„Ach, bestimmt kommt gleich der ADAC um die Ecke gefahren, bringt uns heißen Tee und Wolldecken und schleppt uns ab“, scherzte Solveig, die ebenfalls nicht schlafen konnte. Doch kaum hatte sie ihren Satz beendet, sahen sie auf einmal zwei tanzende Lichtpunkte zwischen den Bäumen hindurch näher kommen, bei denen es sich nur um die Scheinwerfer eines Autos handeln konnte. Kurz darauf hörten sie deutlich das herannahende Geräusch eines Automotors. Kein Zweifel: Es kam ihnen tatsächlich ein Auto entgegen!

Julie und Mark drehten sich zu Solveig um und sahen sie fragend an. „Sag ich doch“, sagte diese achselzuckend und fügte mit einem Seitenblick auf den schlafenden Benjamin hinzu: „Obwohl hier ja angeblich sonst *nie* jemand vorbeikommt ...“

Mark schaltete die Warnblinker an, damit der herannahende Fahrer ihre Notlage schon von weitem erkennen würde und sie stiegen aus. Nur Benjamin brauchte erst einen ordentlichen Schubs von Solveig, um zumindest halbwegs mitzubekommen, was los war. Kurz darauf hielt ein weißer Toyota neben ihnen, auf dessen Autotüre das Logo einer skandinavischen NGO prangte. Am Steuer saß ein Weißer, sie schätzten ihn auf etwa Mitte dreißig, und sie erkannten, dass es sich um jenen Mann handelte, den sie kürzlich auf der Hauptstrasse hatten vorbeifahren sehen, als sie draußen vor dem Marabut gegessen hatten. Wie ein typischer Nordländer sah er allerdings nicht gerade aus mit seinem pechschwarzen Haar und den dunklen Augen unter den dichten, buschigen Augenbrauen.

„Guten Abend, kann ich euch irgendwie helfen?“ sprach er sie auf Deutsch an. Sein Akzent war nicht eindeutig zuzuordnen, verlieh seinen Worten aber einen sympathischen Klang.

„Guten Abend“, antworteten sie im Chor und Mark sagte: „Wir haben leider eine Panne, könnten Sie uns vielleicht in die Stadt mitnehmen?“

„Aber klar kann ich euch mitnehmen, ihr seid doch fast meine Nachbarn. Steigt ein.“

Verdutzt, aber dankbar, kletterten sie in das Auto. „Wieso Nachbarn?“ fragte Mark, der vorne Platz genommen hatte. „Wo wohnen Sie denn?“

„Ich wohne in derselben Straße wie ihr, aber weiter oben, in der Nähe der Hauptstraße. Aber ihr könnt ruhig „du“ zu mir sagen“, antwortete der Fremde und fuhr los.

„Und woher weißt du, wer wir sind?“ fragte Julie misstrauisch.

„Das weiß hier doch jeder ... Natürlich nicht, wer ihr wirklich seid. Aber dass ihr die neuen P.I.A.F.-Leute aus Deutschland seid und wo ihr wohnt, das weiß die halbe Stadt. Kuranda ist nichts weiter als ein Dorf in dieser Hinsicht.“

Das gefiel Mark überhaupt nicht, da er befürchtete, dass als nächstes sein kleiner Unfall wieder zur Sprache kommen könnte. Mit der heutigen Panne würden sie dem „Dorf“ jedenfalls mit Sicherheit erneut Gesprächsstoff liefern - und wieder war es passiert, als ausgerechnet er am Steuer gesessen hatte, zu ärgerlich! „Da haben wir wohl Glück gehabt, dass du gerade zufällig vorbei gekommen bist, was?“ wechselte er rasch das Thema.

„Das kann man wohl sagen. Ich war heute Abend von Bekannten aus dem nächsten Ort zum Essen eingeladen und fahre diesen Waldweg eigentlich nur, um den Militärposten auf der Hauptstraße zu umgehen, es gab nämlich einen ausgezeichneten Rotwein zum Essen ... Und was führt euch um diese Zeit hierher? Die *Boîte*, nehme ich an?“

Sie bejahten. „Da solltet ihr besser samstags hingehen, dann ist da wenigstens was los. Übrigens – ich heiße Peer, und ihr?“

Sie nannten ihre Namen mit Ausnahme Benjamins, der schon wieder eingenickt war. Inzwischen hatten sie die Hauptstraße erreicht und rasten geradezu durch die ausgestorbenen Straßen der Stadt. Solveig hatte Benjamin, der sich neben sie gesetzt hatte, mit einiger Mühe geweckt um ihn zu fragen, wo er abgesetzt werden wollte. Mit großen Augen blickte er sie an und wiederholte immer nur singsangähnlich „Soleil, Soleil, ...“, worauf Julie und Mark Peer lachend erklärten, was es damit auf sich hatte. Solveig rüttelte ihn heftig, bis er endlich aus seinem Dämmerzustand erwachte und nach nochmaligem Fragen endlich antwortete, dass sie ihn am Marabut absetzen könnten, da er ganz in der Nähe wohnte. Sie war froh, als sie ihn endlich los war, da er seinen Kopf immer wieder auf ihre Schulter gelegt hatte und sie nicht sicher war, ob seine Trunkenheit echt war oder ob er diese lediglich zum Zweck einer körperlichen Annäherung vorgespielt hatte. Wenig später bogen sie in ihre Straße ein und Peer zeigte ihnen im Vorbeifahren, wo er wohnte. Er brachte sie bis an ihr Tor und sie bedankten sich für seine Hilfe. „Ist das Haus inzwischen wieder in bewohnbarem Zustand?“ fragte er.

„Es fehlt noch so manches, aber es geht gut voran“, entgegnete Mark. „Komm doch einfach mal auf einen Besuch vorbei und schau es dir an.“

Peer erklärte, dass er das bestimmt machen werde, wünschte ihnen eine gute Nacht und brauste davon.

„Das war mal wieder Glück im Unglück“, gähnte Julie, als sie das Haus betraten. „Und auch höchste Zeit zum schlafen – gute Nacht zusammen!“

Am nächsten Morgen standen sie zeitig auf, um sich schnellstmöglich um den Wagen zu kümmern. Da der Klempner sich am Vortag durch Etienne hatte ankündigen lassen, einigten sie sich darauf, dass Solveig diesen wieder hüten würde, während Julie und Mark sich auf den Weg zur Autowerkstatt machen wollten. Julie erschreckte sich beinahe zu Tode, als sie gerade das Haus verlassen wollte und dabei um ein Haar Marie-Claire über den Haufen gerannt hätte, die vor der Tür auf der Veranda stand. *Was will die denn schon wieder*, dachte sie mürrisch, da sie nach nur fünf Stunden Schlaf und der Aussicht auf das Abenteuer Autowerkstatt nicht gerade in Hochstimmung war. Es stellte sich heraus, dass Marie-Claire Geld für den Kauf einer zusätzlichen Hacke für die Aushilfen benötigte. Julie gab es ihr und als Marie-Claire sich daraufhin nicht direkt in Bewegung setzte, sondern abwartend stehen blieb, teilte Julie ihr mit gereiztem Unterton in der Stimme mit, dass sie momentan kein Auto zur Verfügung hätten und sie somit nicht würden zurückfahren können. *Da gibt man den Leuten einmal den kleinen Finger ...* dachte sie als Marie-Claire gegangen war und wunderte sich, wie diese überhaupt jedes Mal den weiten Weg zu ihnen zurücklegte.

Nachdem Julie und Mark in Sachen Auto losgezogen waren erschien wenig später tatsächlich der Klempner. Das *chambre de visite* hatte er inzwischen gefunden und geöffnet – er hatte von der Sickergrube gesprochen, die völlig verstopft war, wie Solveig erkennen musste. Mehr war seit dieser Entdeckung in dieser Angelegenheit jedoch nicht passiert und da inzwischen erneut der Wasserhahn an der Spüle leckte war es ihr lieber, er kümmerte sich erst einmal darum.

Solveig nutzte die Zeit, in der Julie und Mark fort waren und der Klempner vor sich hin werkelte, für ihre Privatstudien. Sie hatte begonnen, sich alles, was sie bei der Arbeit über die kleinbäuerliche Landwirtschaft des Landes aufschnappte, in einem Notizbuch festzuhalten, um so ein umfassendes Bild von der Ausgangslage der Landwirtschaft zu erhalten. Sie notierte sich die Namen von Anbaufrüchten, von geeigneten Bäumen zum Erosionsschutz und von empfohlenen Hecken zur Gründüngung sowie all die wertvollen Informationen, die sie von Marie-Claire auf ihre vielen Fragen erhalten hatte: Wie groß die Ackerflächen der Kleinbauern waren, die Namen der Hauptanbaufrüchte, wie oft pro Jahr geerntet werden konnte, welche Anbaumethoden praktiziert wurden, welche Dünger zum Einsatz kamen,

... Was sie als nächstes dringend benötigte, waren verlässliche Statistiken, die sie in der Universitätsbibliothek zu finden hoffte. Doch zunächst mussten sie sich natürlich um das Projekt kümmern und schließlich waren es noch einige Wochen hin bis zum Besuch von Klaus Kaiser und Professor Wienands.

Nach gut drei Stunden verabschiedete sich der Klempner, der angeblich noch einen anderen Termin wahrnehmen musste, ohne dass sich Wesentliches getan hatte. Julie und Mark kehrten kurz nach Mittag zurück, glücklicherweise mit dem reparierten Auto sowie mit Baguettes, frischen Avocados und den unvermeidlichen Bananen für ein verspätetes Frühstück. Der Mechaniker hatte ihnen ein Ersatzteil eingebaut, nach dem sie seiner Aussage nach künftig alle paar Tage schauen sollten, da es sich nicht um das Originalteil handelte. „Da werden wir wohl bei unserem nächsten Besuch in der Hauptstadt unserem guten alten Harry wieder einen Besuch abstatten müssen“, seufzte Julie, die lieber nicht auf die afrikanische Bastelarbeit, sondern auf das Originalteil setzen wollte. „Ich denke, wir rufen am besten mal bei Löffler an und fragen, ob er das Originalteil für uns bei Harry bestellen kann. Wenn wir dann mal wieder in der Hauptstadt sein sollten, kann er es direkt einbauen.“

Am Nachmittag fuhren sie wieder zu den Versuchsfeldern, wo Marie-Claire sie mit einer schlechten Nachricht empfing: „Es ist etwas passiert ...“, begann sie zögernd und sah sie schuldbewusst an. „Letzte Nacht sind die Affen aus dem Wald hier eingefallen und haben die ausgesäten Bohnen auf den Parzellen eins bis drei sowie den Mais auf Parzelle sechs ausgegraben und restlos aufgefressen. Da werden wir wohl leider alles neu beschaffen und aussäen müssen ...“

Julie, Solveig und Mark glaubten zuerst an einen schlechten Scherz, doch Marie-Claires Miene verriet, dass sie keinesfalls scherzte, sondern die bittere Wahrheit sagte. Die drei waren zunächst sprachlos: Mit so etwas hatten sie nun überhaupt nicht gerechnet. Von zuhause her kannten sie lediglich Probleme mit Vögeln, an die gerissenen Affen, die es hier gab, hatten sie jedoch nicht gedacht. Marie-Claire, die es hätte besser wissen sollen, offensichtlich auch nicht. „Die Süßkartoffeln haben sie immerhin verschmäh“, fügte sie kleinlaut hinzu, als sie in die fassungslosen Gesichter blickte. Ein großer Trost war dies allerdings nicht.

„Das heißt also, wir müssen neue Bohnen und neuen Mais kaufen, neu säen und künftig eine „Affenscheuche“ aufstellen“, stellte Julie ernüchert fest. Marie-Claire blickte irritiert drein, da Julie auf Deutsch gesprochen hatte, und sagte: „Wir werden einen Nachtwächter einstellen müssen, der ein Auge auf die Parzellen mit den Bohnen und dem Mais wirft.“

„Eine lebende „Affenscheuche“ also“, ergänzte Solveig.

Julie und Mark mussten bei dieser Vorstellung grinsen. „Was man hier nicht alles so braucht ...“

Marie-Claire verstand den Scherz zwar nicht, deutete aber die Tatsache, dass die *Wazungu* wieder lachen konnten als ein gutes Zeichen.

Am späten Samstagabend fuhren Julie, Solveig und Mark zu der viel gepriesenen Disco in den Studentenclub. Benjamin waren sie zwischendurch nicht wieder begegnet, was aber wohl damit zusammenhing, dass sie seitdem nicht mehr an der Fakultät, sondern ausschließlich in Sachen Auto und Saatgut unterwegs gewesen waren. Sie waren sich jedoch sicher, ihn dort am Wochenende anzutreffen.

Mark war erstaunt, welche Bedeutung seine beiden Mitbewohnerinnen dem bevorstehenden Abend offensichtlich zuschrieben. Beide hatten, ganz entgegen ihrer sonstigen Gewohnheit, reichlich Zeit im Badezimmer verbracht und waren geschminkt und mit Kleidungsstücken, die er zuvor noch nicht an ihnen gesehen hatte, wieder erschienen. Bei Julies Anblick fühlte er sich gar an den Vergleich mit Phönix aus der Asche erinnert: Sie war ausnahmsweise einmal ordentlich frisiert und trug keines der sonst für sie typischen „Umstands“-T-Shirts, wie er sie in Gedanken nannte, sondern ein eng anliegendes, großzügig ausgeschnittenes, schwarzes Baumwolltop, das ihre Figur bestens zur Geltung brachte und ihn erneut an Sabine erinnerte. Vor allem aber hatte sie sich endlich einmal von ihren verdreckten blauen Jeans getrennt (das umständliche Waschen der Jeanshosen von Hand zögerte sie so lange wie möglich hinaus) und stattdessen eine ebenfalls schwarze, eng anliegende Hose angezogen. Ihr langes, helles Haar bildete einen auffälligen Kontrast zu der dunklen Kleidung und ließ sie geradezu elegant erscheinen.

Solveig hatte ihr dunkles Haar zu zwei Zöpfen geflochten und trug wie sonst meist auch ein figurbetonendes, diesmal aber zugleich auch bauchfreies Oberteil zu einer hellen, weiten Hose, die so tief an ihren schmalen Hüften hinunter hing, dass nicht nur ihr Bauchnabel mit dem kleinen Ring darin zu sehen war, sondern auch der Ansatz ihrer Unterwäsche, was Mark für recht gewagt hielt. Dem ländlichen afrikanischen Kleidungsstil, der bei Frauen ausschließlich lange Röcke und Kleider duldet und keine bauchfreie Oberbekleidung kannte, entsprach dies jedenfalls ganz und gar nicht. *Na, in der Disse wird's schon lockerer zugehen*, dachte er und fragte im Spaß: „Muss ich mich etwa auch noch umziehen?“ Dabei zupfte er an seinem karierten Hemd.

„Na jaaa ...“, meinte Solveig skeptisch und musterte ihn mit in die Hüften gestemmt Armen und strengem Blick von oben bis unten. „Dein Outfit sieht zwar eher nach Maschinenbauerfete aus, könnte aber sein, dass das hier auf dem Land ganz gut ankommt. Aber da du ja eh in festen Händen bist ...“

Julie, die schon leicht angeheitert war von dem Bier, das sie zur Einstimmung auf den Abend tranken, kringelte sich fast vor Lachen, doch Mark nahm Solveigs Anspielung gelassen hin. Er fragte sich allerdings, ob sie wohl ebenso hart im Nehmen wie im Austeilen derartiger Späße war, wollte es jedoch jetzt lieber nicht ausprobieren, um die Stimmung nicht zu verderben.

Als sie die *Boîte* erreichten, waren sowohl der Parkplatz als auch die Straße bereits mit Autos zugestellt. Sie mussten ein gutes Stück weiterfahren, um den Wagen endlich am Wegrand abstellen zu können.

Der Eintrittspreis betrug den Tagesverdienst eines Feldarbeiters, was zumindest für die *Wazungu* mehr als erschwinglich war. Die *Boîte* war bereits gut gefüllt, aus den Lautsprecherboxen dröhnte Soulmusik, doch getanzt wurde noch nicht. Benjamin stand an der Bar und winkte sie erfreut zu sich, vermied jedoch jedes Wort über ihren letzten gemeinsamen Abend. *Wer weiß, an was er sich überhaupt noch erinnert*, dachte Mark. Sie bestellten sich zu trinken und während Mark sich mit Benjamin unterhielt, schauten Julie und Solveig interessiert in die Runde. Den beiden wurde sogleich bewusst, dass sie durch ihre Hautfarbe und ihre Aufmachung der große Blickfang des Abends waren – zumindest für die männlichen Anwesenden, deren unverhohlene Blicke sie ihrerseits dazu ermutigte, die Gegenseite ebenso hemmungslos zu begaffen.

Das Publikum war erwartungsgemäß sehr jung, sie schätzten die meisten um die Zwanzig, und setzte sich aus Studenten beiderlei Geschlechts zusammen, wobei ein deutlicher Männerüberhang zu verzeichnen war. Alle waren ausnahmslos westlich gekleidet, sogar die Frauen hatten sich zumindest für den Samstagabend von der afrikanischen Rocktradition abgekehrt und trugen ausschließlich Hosen. Als einziges afrikanisches Element hatten einige ihr Haar in verschiedenen Variationen zu vielen kleinen Zöpfchen geflochten, die Julie und Solveig besonders gut gefielen. Außerdem waren sie sich darin einig, dass die dunkle Haut die leuchtenden Farben von Kleidung und Schmuck um Welten besser zur Geltung brachte als es ihr heller Teint vermochte. Dagegen fanden sie die anwesenden afrikanischen Männer wenig attraktiv, da diese in Frisur und Kleidung meist demselben, langweiligen Schema entsprachen: Kurz

geschorenes Haar, gediegenes Hemd oder bedrucktes T-Shirt, dazu in der Regel Jeanshosen.

Als der hoch gewachsene DJ – Julies Meinung nach der einzige anwesende Mann, der wirklich gut aussah – etwas später eine Dancefloor-Nummer auflegte, die sie aus den Musikcharts von zuhause her kannten, und zugleich die Lautstärke erhöhte, genügte ihnen ein kurzer Blickwechsel untereinander und Julie und Solveig betraten mutig als erste die Tanzfläche. Das afrikanische Publikum starrte zwar zunächst neugierig auf die beiden tanzenden *Wazungu*, doch es dauerte nicht lange und die ersten gesellten sich zu ihnen. Im weiteren Verlauf des Abends spielte der DJ eine bunte Mischung aus aktuellen Dancefloor-Hits, HipHop, Reggae und afrikanischer Musik. Vor allem bei den beiden letztgenannten Musikstilen kam begeisterte Partystimmung auf: Zur Musik von Alpha Blondy oder Lucky Dube wurde laut im Chor mitgesungen, ebenso bei den Klassikern von Bob Marley und Peter Tosh. Julie und Solveig waren nahezu permanent auf der Tanzfläche, Mark und Benjamin kamen ab und an dazu. Doch über Mangel an Gesellschaft konnten sich Julie und Solveig auch ohne die beiden nicht beklagen, im Gegenteil: Es wurde ihnen sogar sehr schnell ziemlich lästig, die sich ihnen ständig anbietenden männlichen Tanzpartner abzuweisen. Anscheinend war es hierzulande eher Sitte, wenn zwar nicht gerade eng umschlungen, aber dennoch pärchenweise zu tanzen, was Julie und Solveig kategorisch ablehnten. Dennoch lernten sie auf diese Weise einige nette Studenten kennen, die zwar auch auf Kontaktsuche aus waren, diese jedoch auf lustige und unterhaltsame Art und Weise praktizierten, so dass ein harmloses, für alle Seiten vergnügliches Geplänkel und Gespaße daraus wurde.

Solveig klinkte sich irgendwann aus dem Tanzen aus, das ihr auf der bald hoffnungslos überfüllten Tanzfläche keinen so rechten Spaß mehr bereiten wollte. Sie ging zur Bar, wo sie an den angeheiterten Benjamin geriet, der sogleich wieder mit seinem „Soleil“-Singsang begann und für ihr Empfinden etwas zu dicht an sie heranrückte. Sie konnte Mark hinter ihm stehen und amüsiert zu ihr herübergrinsen sehen. Nachdem sie eine Weile vergeblich versucht hatte, Benjamin auf Distanz zu halten, hatte sie genug von dem Spiel und schützte vor, auf die Toilette gehen zu müssen, um von ihm loszukommen.

Insgesamt gesehen war es jedoch für alle drei ein guter Abend gewesen: Sie hatten viel getanzt, getrunken, neue Bekanntschaften gemacht und sich einfach prächtig amüsiert. Gegen halb vier Uhr morgens verließen sie die *Boîte* und fuhren noch einen Umweg über den Campus, um drei

Studenten abzusetzen, die im dortigen Wohnheim wohnten. Als sie schließlich selbst nach Hause kamen, fühlten sie sich glücklich und zufrieden.

„Dass du nach all dem Bier noch so gut fahren kannst“, meinte Julie bewundernd zu Mark, während sie umständlich in ihren Hosentaschen nach dem Haustürschlüssel kramte. „Gibt es hier eigentlich so etwas wie eine Promillegrenze?“

„Womöglich die selbe wie in Belgien“, entgegnete Mark, der auf dem Weg zum Haus ein wenig schwankte. „Aber habt ihr hier abends schon mal irgendwo einen Polizisten gesehen? Mir ist jedenfalls keiner aufgefallen. Und das Militär hat seine Checkpoints nur außerhalb der Stadt, so gesehen scheint man recht sicher zu sein, solange man das Stadtgebiet nicht verlässt. Außerdem – was soll schon groß passieren? Nachts ist hier ja alles wie leergefegt.“

„Ansonsten fährt man eben durch die Pampa, so wie dieser Peer, da ist dann erst recht keiner, der einen anhält“, meinte Solveig, als sie das Haus betraten und fügte nach einem Gähnen hinzu: „Ich bin raus – gute Nacht zusammen“ und verschwand auf direktem Weg in ihrem Zimmer.

Am nächsten Morgen konnte sie sich nicht mehr daran erinnern, wie sie ins Bett gekommen war, ob sie ihre Zähne noch geputzt hatte und dergleichen. Da ihr Wecker beim ersten Aufwachen erst neun Uhr anzeigte, ließ sie sich nochmals in tiefen Schlaf zurückfallen, von dem sie erst gegen Mittag wieder erwachte. Im Haus war kein Geräusch zu hören, doch draußen war strahlend heller Tag, die Vögel lärmten und so rappelte sie sich mühsam auf.

Beim Verlassen ihres Zimmers fiel ihr auf, dass die Türe zu Marks Zimmer offen stand. Leise schlich sie darauf zu und spähte hinein. Im Zimmer sah es aus, als hätte eine Bombe eingeschlagen: Überall lagen Kleidungsstücke auf dem Boden verteilt, dazu CD-Hüllen, Bücher, Faxes und Briefe. Das Bett war zerwühlt, jedoch leer. *Wenigstens einer scheint heute zeitig aus den Federn gekommen zu sein*, dachte sie und ging in die Küche, um sich eine Tasse Kaffee zu machen.

Mark entdeckte sie jedoch nirgendwo, auch nicht auf der Veranda oder im Garten, und so vermutete sie, dass er wohl auf eine Art Ausnüchterungsspaziergang gegangen war. Sie setzte sich auf die Veranda und erfreute sich an der Stille und dem Ausblick auf den Garten und die umgebende Hügellandschaft. Leider war die Sonne am wolkenverhangenen Himmel bald völlig verschwunden und so richtig warm war es danach auch nicht mehr. *Zu schade*, dachte sie, *ein gemütlicher*

Sonntagnachmittag im Garten und in der Sonne wäre heute genau nach meinem Geschmack gewesen. Sie döste ein Weilchen in dem bequemen Korbsessel vor sich hin und erwachte dadurch, dass sie fror. Auf ihren Armen hatte sich eine Gänsehaut gebildet und feine, helle Härchen sträubten sich empor wie bei einer Katze. Sie beschloss, eine weitere Tasse Kaffee zu trinken, um wieder warm zu werden.

Als sie durch das Wohnzimmer ging hörte sie, wie eine Türe leise geöffnet wurde. Kurz darauf begegnete sie im Korridor unvermutet Mark, den sie überhaupt nicht im Haus gewöhnt hatte. Er war lediglich mit Boxershorts bekleidet, sein kurzes, dunkelbraunes Haar war zerzaust, Jeanshose und Maschinenbauerhemd trug er über den Arm gelegt. In der anderen Hand hielt er seine Schuhe, in die er seine Socken gestopft hatte, an den Schnürsenkeln gepackt. Doch das Erstaunlichste war: Er war aus Julies Zimmer gekommen!

Mark erstarrte, als er sie sah, nuschelte verschlafen ein kurzes „Moin“ und verschwand im Badezimmer. Solveig war sprachlos und ging zurück ins Wohnzimmer. Auf diesen Schreck musste sie sich erst einmal setzen. Wer hätte das gedacht: Julie und Mark!

Aus dem Badezimmer war jetzt das Rauschen der Dusche zu hören, wenige Minuten später erschien Julie in T-Shirt und Unterhose im Wohnzimmer, wünschte ihr verschlafen einen guten Morgen und ging in die Küche. Solveig hatte sich allmählich wieder gefasst und folgte ihr. Mit verschränkten Armen blieb sie am Eingang zur Küche an den Türrahmen gelehnt stehen und beobachtete Julie, die gerade die Teekanne vorbereitete. „Kochst du mir auch Wasser für Kaffee mit?“ fragte sie und deutete auf ihre leere Tasse.

„Ich hab sowieso gerade mindestens einen Liter aufgesetzt“, antwortete Julie, die noch nicht so recht wach aussah.

Solveig betrachtete sie grinsend. „Und – war’s schön?“

Liebe Sabine,

inzwischen haben wir schon einiges geschafft und das Haus ist richtig wohnlich geworden. Auch auf den Feldern kommen wir gut voran, jetzt sollte nur auch bald die Regenzeit beginnen, damit alles wachsen kann. Die Zeit hat hier in Afrika eine völlig andere Dimension, zumindest empfinde ich es so. Man erlebt, macht, sieht und erfährt an einem Tag so viel mehr als zu Hause. Man lebt so viel intensiver, so dass ich mir vorkomme, als wäre ich schon ewig hier. Auch wenn ich nach vorne schaue, kommt mir die Zeit, die noch vor mir liegt, unendlich lange vor, vor allem wenn ich daran denke, wie lange unsere Trennung noch andauern wird. Ich vermiss dich wirklich sehr. Ich denke sehr oft an dich und schau mir abends vor dem Schlafengehen immer deine Fotos an. Dein letzter Brief war echt lieb und hat mich richtig traurig gemacht vor Sehnsucht – das hätte ich vorher nicht gedacht, dass es so extrem werden würde. Ich werde nächste Woche nochmals versuchen, dich anzurufen, wenn die Leitung hoffentlich mitspielt. Dass der Handy-Empfang hier nicht klappt, nervt wirklich. Ich liebe dich!!!

Dein Mark

Er legte den Kugelschreiber nieder, lehnte sich in seinem Stuhl zurück und trank den letzten Schluck Kaffee aus seiner Tasse. Sein Schädel brummte noch immer und bereitete ihm enorme Schwierigkeiten beim Denken, vor allem was die Rekonstruktion der vergangenen Nacht betraf. Als er gegen Mittag neben Julie im Bett aufgewacht war, hatte ihn fast der Schlag getroffen, zumal er keine Erinnerung daran hatte, wie er dort hingelangt war. So etwas war ihm noch nie zuvor passiert! Froh darüber, dass Julie noch zu schlafen schien, hatte er hastig seine Shorts angezogen, seine am Boden liegenden Kleidungsstücke aufgesammelt und leise das Zimmer verlassen – um direkt Solveig in die Arme zu laufen! Das war natürlich ziemliches Pech gewesen. Die anschließende eiskalte Dusche hatte ihm dann zwar etwas bei der Wiederbelebung seines Gedächtnisses geholfen, doch richtig froh machten ihn diese Erinnerungsfragmente nicht gerade. So hatte er sich rasch ein paar Dinge in seinen Rucksack gepackt und erst einmal die Flucht gewählt, um in Ruhe seine Gedanken ordnen zu können.

Auf der Suche nach einem Ort, an dem er ungestört eine Tasse Kaffee würde trinken können, war er im Marabut gelandet, wo sonntags um diese Zeit afrikanische Familien der gehobeneren Einkommensschichten die

Szenerie beherrschten. Die Männer trugen ausnahmslos Anzug und Krawatte, ihre Söhne kurzärmelige Hemden und lange Hosen, die Töchter schicke Sonntagskleidchen. Die Frauen hatten ihr lockiges Haar zumeist geglättet und aufgehellt und Sonnenbrillen als modisches Accessoire in ihre Frisuren integriert. Sie trugen durchweg europäische Kleidung, dabei vorzugsweise lange Hosen, wie um sich von den Frauen aus ärmlicheren Bevölkerungsschichten abzuheben, die sich auf traditionelle Art ein farbenfrohes Baumwolltuch um die Hüften schlangen oder schlichte Röcke oder Kleider anhatten. Teilweise wurde noch zu Mittag gegessen, teils bereits Kaffee getrunken und Kuchen gegessen. Von den Straßenjungen war keine Spur zu sehen. Sicherlich hatten die Kellner sie verscheucht, diesmal offensichtlich nachhaltiger als beim letzten Mal.

Mark las sich das Fax, das er soeben geschrieben hatte, nochmals durch. Auf einmal hatte er solche Sehnsucht nach Sabine und nach Zuhause gehabt, dass er ihr einfach hatte schreiben müssen. Natürlich war es das schlechte Gewissen, das sich in ihm rührte. Er konnte sich zwar noch immer nicht erklären, wie das mit Julie hatte geschehen können, doch er wusste, dass es auf keinen Fall hätte passieren dürfen und er fühlte sich außerordentlich schlecht bei dem Gedanken daran.

Sicherlich, man musste es als einen klassischen Ausrutscher werten, schließlich liebte er Sabine und er hatte zu keiner Zeit vorgehabt, sie zu betrügen. Doch als Ausrede konnte er das nicht einmal vor sich selbst durchgehen lassen. *Hätte ich bloß nicht so viel getrunken*, warf er sich vor. Nüchtern hätte er sich niemals dazu hinreißen lassen, da war er sich sicher. Jedenfalls würde er Sabine auf keinen Fall davon erzählen können, schon gar nicht, solange er noch in Afrika war, wo er lediglich die Wahl hatte, es ihr schriftlich oder telefonisch zu beichten, was er beides für unangemessen hielt. Dann lieber erst einmal gar nichts sagen, es würde ihr sowieso nur wehtun und er wollte seine Beziehung mit ihr nicht durch solch einen dummen Ausrutscher aufs Spiel setzen.

Er zahlte und verließ das Marabut. Auf der Hauptstraße fiel ihm auf, dass für einen Sonntag erstaunlich viele Autos und vollbesetzte Kleinbusse unterwegs waren. Alle fuhren in dieselbe Richtung und hatten an ihren Antennen entweder rote und weiße oder grüne und gelbe Streifen von Plastiktüten befestigt, die im Fahrtwind lustig flatterten.

Nachdem er das Fax im auch sonntags geöffneten „Top Business“ abgeschickt hatte, folgte er, da er sonst nichts zu tun hatte und noch nicht wieder nach Hause zurückgehen wollte, dem Autostrom. Im Gehen spürte er an seiner linken Fußsohle ein unangenehmes Jucken, dazu einen

zunehmenden stechenden Schmerz beim Auftreten. Beides war ihm zuvor zwar auch schon aufgefallen, doch war er so mit seinen Gedanken beschäftigt gewesen, dass er es ignoriert hatte. An einer Hausecke blieb er stehen, zog sich den Schuh aus und schüttelte ihn auf der Suche nach einem Insekt oder Ähnlichem aus, doch außer einem Grashalm und etwas Straßenstaub fiel nichts heraus. Auch an seiner Socke schien nichts zu sein, seltsam. Er zog den Schuh wieder an und ging weiter, doch das schmerzende Gefühl blieb.

Einige Gehminuten später bog die Autoschlange von der Hauptstraße auf eine Piste ab. Dort sah er dann schon nach wenigen Schritten hinter einer Reihe hoher Bäume vier Flutlichtmasten in den Himmel aufragen, dazu eine meterhohe Mauer mit Stacheldraht darauf. Der Weg verbreiterte sich zu einem unebenen, unasphaltierten Platz, auf dem ein wüstes Verkehrschaos herrschte: Sämtliche ankommenden PKW versuchten, in improvisierten Reihen quer zum Straßenverlauf zu parken, während die Kleinbusse anhielten, wo es gerade passte, ihre Insassen entließen und auf dem engen Raum wieder wendeten, um zur Hauptstraße zurück zu fahren.

Wie er bereits vermutet hatte, befand sich hinter der Mauer ein Fußballplatz mit einer kleinen überdachten Zuschauertribüne, die bereits gut gefüllt war, wie er durch den vergitterten Eingang hindurch erkennen konnte. Auf dem Rasen spielten sich zwei Mannschaften warm, die ebenso wie das Schiedsrichtergespann sehr professionell wirkende Trikots trugen. Bei näherem Hinsehen erkannte er, dass es sich bei einer der beiden Mannschaften original um die weißen Trikots mit dem roten Brustband und dem Vereinswappen des VfB Stuttgart handelte, wenn auch nicht um die der aktuellen Saison, da der Werbeträger mittlerweile wieder gewechselt hatte. Die Trikots der gegnerischen Mannschaft hingegen erinnerten stark an die der brasilianischen Nationalmannschaft. *Das ist ja mal eine interessante Begegnung*, dachte Mark, der begeisterter Fußballfan war. Eine ideale Zerstreuung für einen Sonntagnachmittag!

Er ging zum Kassenhäuschen, bezahlte ein paar Francs Eintritt und betrat den Platz. Anscheinend konnte man sich setzen wohin man wollte, auch direkt auf dem Boden am Spielfeldrand, eine Platzkarte hatte er jedenfalls nicht erhalten.

Im Gras saßen vor allem Kinder und Jugendliche, während die Erwachsenen auf der Tartanbahn auf und ab schlenderten, sich in kleinen Grüppchen unterhielten oder sich auf der dahinter befindlichen Tribüne niedergelassen hatten. Mark wanderte langsam am Spielfeldrand entlang und beobachtete das Geschehen auf und neben dem Spielfeld, sich seines

schmerzenden Fußes stets unangenehm bewusst. Da sah er auf einmal Solveig auf sich zukommen. *Ob nein*, dachte er, *müssen wir uns heute auch dauernd über den Weg rennen!*

Solveig hatte ihn ebenfalls entdeckt und kam auf ihn zu. „Na, auch zufällig vorbeigekommen?“ begrüßte sie ihn und zeigte ihr typisches lausbubenhaftes Grinsen mit dem schwer zu deutenden Funkeln in den Augen. Unter anderen Umständen hätte er sie jetzt ganz gerne ein bisschen aufgezogen wegen ihrer gestrigen Fluchtversuche vor Benjamins Annäherungsversuchen in der *Boîte*. Doch um sich so weit aus dem Fenster zu lehnen war seine Ausgangslage seit ihrer ersten Begegnung an diesem Tag denkbar schlecht. So beantwortete er einfach nur wahrheitsgemäß ihre Frage, nicht ohne sich innerlich auf die eine oder andere freche Bemerkung ihrerseits einzustellen. Doch Solveig schien zumindest vorläufig noch jegliche Anspielung – die sie sicherlich parat hatte, so gut kannte er sie inzwischen – für sich zu behalten, und plapperte stattdessen harmlos über Fußball und die Trikots der Mannschaften, wie er mit großer Erleichterung registrierte.

Sie setzten sich in eine Zuschauerlücke auf den Rasen am Spielfeldrand und er zog entschuldigend Schuh und Socke aus, um genauer zu untersuchen, was diesen Juckreiz und den stechenden Schmerz in seinem Fuß verursachte. Dabei entdeckte er eine etwa centgroße, kreisrunde Hautrötung auf seiner Ferse, in der sich eine Vertiefung mit einem kleinen dunklen Fleck in der Mitte befand. „Komisch, was kann das sein – ein Dorn?“ fragte er.

Solveig beugte sich über seine Fußsohle. „Vielleicht“, rätselte sie. „Aber vielleicht ist es auch ein Hakenwurm oder irgend so ein Parasit, der sich durch die Haut bohrt. Du erinnerst dich, dass du barfuss in den Feldern gearbeitet hast?“

Mark blickte sie derart erschrocken an, dass sie beinahe lachen musste. „Und was mach ich jetzt?“ fragte er in ehrlicher Hilflosigkeit. Solveig unterdrückte erneut mühsam ein Lachen und riet ihm mit betont ernster Miene, am nächsten Tag besser eine Apotheke aufzusuchen und den Fuß bis dahin möglichst wenig zu belasten. *Letzte Nacht noch der große Verführer, heute wie ein kleines Kind*, dachte sie, obgleich sie überhaupt nicht sicher war, wer da eigentlich wen verführt hatte. Von Julie hatte sie lediglich erfahren, dass sie angeblich überhaupt nicht wisse, wie das hatte geschehen können und dass sie „so gut wie Null Erinnerung“ an die vergangene Nacht habe, was einerseits vielleicht schade, andererseits vielleicht aber auch besser so sei.

Inzwischen war die Tribüne voll besetzt und das Publikum drängte sich dicht um das Spielfeld. Einige, die sich den Eintrittspreis wahrscheinlich nicht leisten konnten, hatten die Laternenpfähle auf der Straße sowie die Bäume am Rande des Stadions erklommen, um das Spiel dennoch verfolgen zu können. Letztendlich wurde das Match dann zwar nicht ganz so hochklassig wie die professionellen Trikots im Vorfeld hatten erhoffen lassen, jedoch sehr unterhaltsam, was vor allem am Publikum lag, das dem Spielverlauf begeistert folgte, auch wenn es Solveig und Mark anfangs so vorkam, als fänden die Umstehenden das Beobachten der beiden *Wazungu* weitaus spannender als das Spiel selbst. Sie erfuhren, dass das brasilianisch gekleidete Team aus Kuranda stammte und die „Stuttgarter“ aus der Hauptstadt kamen, gaben sich jedoch neutral. Auf der Tribüne stand mitten in der Zuschauermenge eine Gruppe Trommler mit großen, afrikanischen Trommeln, welche die gesamte Spielzeit hindurch geschlagen wurden. Die umstehenden Zuschauer wiegten sich dazu im Takt, klatschten den Rhythmus mit und sangen und tanzten. Am Ende gewann „Brasilien“ die Partie knapp mit 3:2 durch ein Freistoßtor in der 93. Spielminute, was frenetischen Jubel der „Brasilien“-Anhänger und Pfiffe seitens der „Stuttgarter“ Fans gegen den Schiedsrichter hervorrief, der so lange hatte nachspielen lassen und obendrein auch noch den verhängnisvollen, ihrer Meinung nach völlig ungerechtfertigten Freistoß gegeben hatte. Sowohl auf dem Platz als auch unter den Zuschauern blieb aber dennoch alles friedlich. Die Spieler reichten sich gegenseitig die Hände und schlugen sich gegenseitig freundschaftlich auf die Schulter, während das Stadion einem Hexenkessel glich.

Beim Hinausgehen sahen sie, wie hoffnungslos mit jubelnden Menschen beladene Kleinbusse und Privatwagen flugs einen Autokorso bildeten, der sich hupend in Richtung Stadtzentrum in Bewegung setzte.

Solveig und Mark machten sich auf den Heimweg. Mark bemühte sich, seinen linken Fuß so wenig wie möglich zu belasten und humpelte gedankenversunken vor sich hin. Er grübelte darüber nach, wie er Julie nun am besten unter die Augen treten sollte und was diese jetzt wohl von ihm halten würde. Die ganze Angelegenheit war ihm inzwischen einfach nur noch peinlich, auch vor Solveig, die sich bislang dankenswerterweise mit Bemerkungen zurückgehalten hatte.

„Es wird Regen geben ...“, durchbrach sie auf einmal das Schweigen und deutete grinsend zum Himmel, musste jedoch feststellen, dass Mark das Zitat aus einem Hiphop-Song der Fantastischen Vier nicht als solches erkannte, so wie ihre Freunde zuhause in Stuttgart es getan hätten.

Die Wolkendecke über ihnen hatte sich im Laufe des Spiels komplett geschlossen und der Himmel hatte sich gewittrig dunkelblau verfärbt. Dazu war ein leiser Wind aufgekommen, der sie frösteln ließ. In der Ferne war noch immer das ausgelassene Hupkonzert des Autokorsos zu hören.

Es gab tatsächlich noch Regen an jenem Abend, den ersten heftigen Gewitterschauer seit ihrer Ankunft in Kuranda, das sich ihnen bislang fast ausschließlich von seiner heißen und trockenen Seite präsentiert hatte. Das Stromnetz kapitulierte etwa zeitgleich mit dem Einsetzen des Regens und erneut erloschen sämtliche Lichter der Stadt. Doch da sie inzwischen auf diesen Fall vorbereitet waren und Petroleumlampen und Kerzen im Hause hatten, stellte dies kein Problem mehr für sie dar. Julie vertrat sogar die Meinung, dass es doch auch etwas Romantisches hätte, worauf Solveig nur mit Mühe eine Bemerkung unterdrücken konnte. Mark entging es nicht, während Julie unbeirrt weiterschwärmte: „Jetzt wäre ein kuscheliger Kamin gemütlich. Zu dumm, dass hier keiner eingebaut wurde – wie konnte man das bloß vergessen?“

Dank des Gasherdes konnten sie trotz des Stromausfalls weiterhin kochen. Julie und Solveig hatten unbedingt das blattspinatähnliche Grünzeug ausprobieren wollen, das ihnen an vielen Marktständen ins Auge gefallen war und demzufolge ein wichtiger Bestandteil der lokalen Küche zu sein schien. Sie reinigten und zerkleinerten die Blätter und dünsteten sie anschließend zusammen mit klein gehackten Zwiebelstückchen in der Pfanne, bis der riesige Berg zu einem mittelgroßen Haufen zusammengesackt war, der tatsächlich Ähnlichkeit mit Blattspinat besaß. Dazu gab es Reis und rote Bohnen, ganz lokale Küche also wieder. Julie und Solveig waren begeistert von ihrer Spinatentdeckung, vor allem weil ein solches Bündel auf dem Markt so gut wie nichts kostete. *Schwaben* ..., dachte Mark bei sich, den der Geschmack des Gemüses nicht überzeugte. Er aß gerade einmal die Hälfte seiner Portion, den Rest gab er der dem Teller für den Mzee hinzu.

Während des restlichen Tages hatte er es tunlichst vermieden, Julie direkt anzusehen oder anzusprechen, stattdessen schielte er ab und zu vorsichtig aus den Augenwinkeln zu ihr hinüber. Aus der Art und Weise, wie sie am Tisch saß – mit beiden Händen eine dampfende Tasse Tee umfassend, den Blick auf unendlich eingestellt – konnte man auf alles und nichts schließen: Plagten sie vielleicht noch Kopfschmerzen? Oder war sie bloß müde? Wie gut erinnerte sie sich noch an die vergangene Nacht? *Eigentlich sieht sie ganz niedlich aus, so wie sie jetzt gerade dasitzt*, dachte er. An seinen bruchstückhaften Erinnerungen an die vergangene Nacht gab es so

gesehen auch nichts auszusetzen ... Hastig versuchte er, den Gedanken daran zu verscheuchen. Er gab zu, dass es ihr gegenüber nicht nett von ihm gewesen war, sich einfach davon zu schleichen. Und auch die Tatsache, dass er nicht einmal jetzt dazu imstande war, mit ihr offen darüber zu sprechen, zeigte nur zu gut, dass er sich alles andere als Herr der Lage fühlte. Sie hatte den Kopf jetzt in eine Hand gestützt, mit der anderen rührte sie gedankenverloren mit einem Löffel ihren Tee um. Er hatte keine Ahnung, was in ihr vorgehen mochte, doch er hoffte, dass sie nicht traurig war.

In den kommenden Tagen blieb der Himmel wolkenverhangen und in den Abendstunden regnete es stets ein wenig, jedoch längst noch nicht in dem Maße, wie es um diese Jahreszeit zu erwarten gewesen wäre. Marie-Claire erklärte, dass der Gewitterregen und die häufiger werdenden, kurzen Regenschauer immerhin als erste Vorboten der zu erwartenden Regenzeit zu werten seien und dass sie sich nun mit den Feldern beeilen mussten. Nachdem sie die von den Affen verspeisten Bohnen und den Mais wieder beschafft und alles erneut ausgesät hatten, unterstützten sie die Feldarbeiter weiter bei ihrer Arbeit. Marie-Claire hatte ihnen zudem einige Frauen und Männer vorgestellt, die für einen kleinen Zusatzverdienst gerne in den Feldern mithelfen beziehungsweise die Bohnenfelder nachts bewachen wollten, bis die Pflanzen groß genug und für die Affen nicht mehr attraktiv sein würden.

Wenn sie nicht gerade auf den Versuchsfeldern arbeiteten, holten sie nach und nach die fertig gestellten Möbelstücke sowie die nachträglich bestellten Vorhangstangen in der Schreinerei ab. Bei der Schneiderin hatten sie außerdem die fertigen Vorhänge mitnehmen können. Nun mussten sie nur noch eine Möglichkeit finden, einen Elektrobohrer auszuleihen, um die Stangen über den Fenstern zu montieren. So blieben die Vorhänge zunächst zusammengefaltet auf einem neuen Tisch im Wohnzimmer liegen, den sie als Schreibtisch nutzten.

Marks Fuß war zunächst geringfügig besser geworden, nachdem Julie ihm eine Wundsalbe aus ihrer Reiseapotheke gegeben hatte. Zumindest der Juckreiz war leicht zurückgegangen, doch das Stechen hielt unvermindert an.

Am übernächsten Tag musste er beim morgendlichen Aufstehen feststellen, dass seine Ferse über Nacht dick angeschwollen war und beim Auftreten nun richtig schmerzte. Dennoch schleppte er sich damit noch über den halben Tag, bis Julie und Solveig es nicht mehr mit ansehen konnten und an der Fakultät anhielten, um dort nach der Adresse eines

Arztes zu fragen. Benjamin lief ihnen als erstes über den Weg und Mark hoffte, dass dieser sofort verstehen würde, worauf er hinaus wollte, als er ihn nach einem „guten“ Arzt fragte. Er hätte nur sehr ungern zugeben wollen, dass er den lokalen Ärzten misstraute und diese nur im äußersten Notfall an sich heranlassen wollte. Doch Benjamin schien sofort zu wissen, was er meinte, und beschrieb ihm den Weg zur Praxis eines belgischen Arztes, wofür Mark ihm sehr dankbar war.

Er setzte Julie und Solveig in der Nähe des Marabut ab, von wo aus sie zu Fuß nach Hause spazieren wollten, und fuhr zu der Adresse, die Benjamin ihm beschrieben hatte. Der belgische Arzt war ein freundlicher, älterer Herr mit grauem Haar und einer altmodischen Hornbrille auf der Nase. Er untersuchte den Fuß und bestätigte den von Solveig geäußerten Verdacht auf einen Hakenwurm, der sich durch die Haut gebohrt haben musste, als Mark barfuss in den Feldern gearbeitet hatte. „Sehr wahrscheinlich *Ancylostoma braziliense*“, diagnostizierte er. „Eine vergleichsweise harmlose Nematode, die wir hier recht häufig haben und die eigentlich auf Hunde oder Katzen als Wirte spezialisiert ist. Sie kann sich zwar auch beim Menschen in die Haut bohren, kommt dort aber nicht weit und stirbt nach einigen Monaten ab. Bei Ihnen haben sich die Bohrgänge entzündet, daher die allergische Reaktion. Aber dagegen kann ich Ihnen etwas mitgeben.“ Er entnahm seinem Medizinschrank eine Packung Salbe und reichte sie Mark während eine Arzthelferin seinen Fuß mit einem dicken Verband umwickelte. Mark fühlte sich sichtlich erleichtert. Das Honorar wurde sofort in bar beglichen und entsprach in seiner Höhe zwar beinahe einem Wochenlohn ihrer Wächter, für deutsche Verhältnisse war es jedoch durchaus bescheiden. Mark schwor sich, nie wieder in den Tropen barfuss zu gehen, auch wenn noch so viele Einheimische dies taten, und fuhr beruhigt zurück in die WG. Dort berichtete er Julie und Solveig von seinem Arztbesuch, was Solveig trocken mit einem „Da bist du dem Tod ja gerade noch mal von der Schippe gesprungen“ kommentierte.

Mehrere kurze nachmittägliche Regenschauer sorgten dafür, dass sie den Rest des Tages im Haus verbrachten. Als der Himmel kurz vor Sonnenuntergang ganz unverhofft wieder völlig aufklarte, setzte sich Solveig trotz der abendlichen Kühle noch auf die Veranda und vertiefte sich in ein Fachbuch über tropische Landwirtschaft. Plötzlich nahm sie im Blickwinkel einen Schatten neben sich wahr. Erschrocken fuhr sie herum und sah zwei große Mischlingshunde neugierig auf dem Verandaboden herumschnuppern, von denen der dunklere lediglich drei Beine hatte. Von

seinem rechten Vorderbein war nur noch ein kurzer Stummel übrig, der nutzlos am Körper baumelte. Sie dachte an die wilden Streuner, von denen der Doyen erzählt hatte, die von den Amerikanern bekocht worden waren, und sprang aus ihrem Stuhl auf, um die Tiere zu verscheuchen. Die Hunde blickten sie jedoch mehr neugierig als ängstlich an und schienen nicht im Traum daran zu denken, die Veranda zu verlassen. Erst als sie in Richtung Tor schaute sah sie Peer in der Auffahrt stehen, den nächtlichen Retter von jener ersten Nacht in der *Boîte*, der sich gerade mit dem Mzee unterhielt und einen weiteren, noch ganz kleinen Hund auf dem Arm hielt. „So einfach lasst ihr euch nicht verjagen, nicht wahr, Primus?“ rief er lachend im Näherkommen. Er ließ das Hundejunge auf den Boden herab, wo es schwanzwedelnd und alles eifrig beschnüffelnd hin und her zu tapsen begann, und kraulte dem sandfarbenen Hund den Kopf.

„Ach, hallo ... du bist's“, sagte Solveig erleichtert. „Ich bin eben total erschrocken, als ich auf einmal die Hunde neben mir sah. Ich hatte sie überhaupt nicht kommen sehen, genauso wenig wie dich.“

„So einfach gelangt man also auf euer Grundstück“, meinte er scherzhaft.

„Der Mzee wird dich dabei sicher bemerkt haben“, wandte Julie ein, die in diesem Moment auf die Veranda heraustrat.

„Und was würde er getan haben, wenn ich ein bewaffneter Räuber gewesen wäre?“

Julie und Solveig sahen sich an. „Wahrscheinlich hätte er sich versteckt oder wäre davongerannt“, vermuteten sie.

„Was bliebe ihm auch anderes übrig?“ ergänzte Solveig. „Diese ganzen Wächter hier überall dienen doch wohl hauptsächlich der Abschreckung. Wenn jemand wirklich entschlossen ist, ein Haus leer zu räumen und vor Gewalt nicht zurückschreckt, wird ihn wohl kaum jemand davon abhalten können.“

„Ist der süß!“ rief Julie entzückt, als sie den jungen Welpen erblickte und ging in die Hocke, um ihn zu streicheln. Inzwischen war auch Mark von den Stimmen aus dem Haus gelockt worden und begrüßte Peer.

„Ich wollte euch nur darauf aufmerksam machen, dass hier alles nicht ganz so sicher ist, wie es vielleicht den Anschein erweckt“, erklärte Peer.

„Ich hab heute erfahren, dass Samstagnacht bei einem deutschen Entwicklungshelfer hier in Kuranda eingebrochen wurde. Er war mit seiner Familie übers Wochenende in der Hauptstadt gewesen, als es passierte. Sie kamen wohl zu fünft und haben den Wächter eingeschüchtert und davongejagt. Dann haben sie alle möglichen

Wertgegenstände mitgehen lassen: Fernseher, DVD-Recorder, Stereoanlage, Rechner, Schmuck sowie eine kleinere Summe Bargeld.“

„Ach du meine Güte“, Julie blickte entsetzt zu ihm auf. „Na zum Glück war er nicht zuhause, als es passierte – wer weiß, was dann noch geschehen wäre ...“

„Aber vielleicht ist es ja auch gerade deshalb passiert“, überlegte Mark, „weil irgendjemand wusste, dass außer dem Wächter niemand zuhause sein würde.“

„Was ist das überhaupt für einer, dieser Deutsche? Ich frage mich, wie viele Wazungu sich noch irgendwo hier versteckt halten, von denen man nichts ahnt“, sagte Julie, die noch immer den kleinen Hund streichelte.

Peer lachte. „Ja, manchmal habe ich auch das Gefühl, wir stehen uns hier alle gegenseitig auf den Füßen. Und jeder will natürlich sein eigenes Süppchen kochen. Er wohnt einen Hügel weiter in Richtung Stadion und leitet ein Projekt zur Förderung des lokalen handwerklichen Kleingewerbes. Er ist ganz in Ordnung, ist mit einer Einheimischen verheiratet und hat zwei kleine Kinder mit ihr. Man erkennt ihn unschwer an seinem Auto – oder habt ihr etwa noch nie seinen dicken Mercedes-Geländewagen vorbeifahren sehen?“

Die drei verneinten.

„Daran erkennt man die Deutschen hier immer schon von weitem“, erklärte er, „– euch natürlich ausgenommen.“

„Das ist ja wohl mal wieder typisch, dass die Deutschen als einzige in fetten Daimlern durch die Gegend fahren müssen, während sich alle anderen mit einfacheren Autos begnügen“, meinte Solveig. „Das Geld könnte man doch besser für die Projekte verwenden!“

Peer grinste. „Sehe ich ähnlich. Aber wie auch immer, ich dachte, ihr solltet vielleicht wissen, dass es einen Überfall gegeben hat, damit ihr etwas wachsam seid. Hundertprozentig sicher kann man natürlich nie sein, auch nicht diese Häuser, die sich von professionellen Sicherheitsdiensten bewachen lassen. Diese Firmen machen vor allem ein sehr gutes Geschäft mit der Angst.“

„Vor unserem *Mzee* kann sowieso keiner Angst haben, so harmlos wie der aussieht“, meinte Mark mit einem Seitenblick auf den Wächter, der wichtig zwischen Tor und Wachhäuschen hin und her patrouillierte.

„Ich bin ganz froh, dass bei mir die Türe im Eingangstor so laut quietscht, das weckt sogar Tote auf“ sagte Peer.

„Und was würdest du tun, wenn es einmal mitten in der Nacht quietschen würde?“ fragte Solveig.

„Ich habe eine *Panga* unterm Bett liegen – für den Fall der Fälle. Hat aber wohl eher psychologische Wirkung. Ich weiß nicht, ob ich mit so einem Ding tatsächlich umgehen könnte oder wollte. Aber es beruhigt.“ Er setzte sich auf das Mäuerchen und streichelte die beiden großen Hunde, die sich schwanzwedelnd um ihn scharten.

„Sind das alles deine?“ fragte Julie.

„Nicht wirklich, oder vielleicht doch irgendwie“, überlegte er. „Sie kommen und gehen, wie es ihnen gerade einfällt. Der helle hier ist Primus, der schwarze heißt Tusker²⁶ – falls ihr zufällig mal nach Kenya kommen solltet: Auch eine sehr empfehlenswerte Marke. Und der kleine ist wahrscheinlich ein Junges von Tusker und heißt Easy.“

„Komische Namen“, meinte Julie.

„Wieso? Zwei Biersorten und danach wird alles easy, ist doch logisch! – Nein, auf den Namen Easy kam ich in Erinnerung an mein Haus in Kenya, wo ich zuletzt gearbeitet habe. Das hatte ich in Gedanken *Easy Living* genannt, weil das Leben dort so angenehm entspannt war. Ich gebe zu, hierher passt dieser Name leider weniger, aber man muss eben ein bisschen Optimist sein, darum nenne ich mein Haus hier jetzt auch so.“

„Was ist mit seinem Bein passiert?“ fragte Mark, als Tusker an ihm vorbeihumpelte.

„Keine Ahnung, ich war längere Zeit außer Landes und als ich wiederkam, fehlte es.“

„Und womit fütterst du die beiden?“ stellte Julie die Fangfrage. „Hundefutter hab ich hier jedenfalls noch nirgendwo zu kaufen gesehen.“

„Die drei sind hauptsächlich Selbstversorger“ erklärte Peer und kraulte Tusker. „Das meiste holen sie sich irgendwo, das will ich besser gar nicht so genau wissen. Anscheinend sind sie ja auch zwei Jahre lang ohne mich gut ausgekommen. Sie streunen viel durch die Gegend, aber die beiden großen hören mir aufs Wort. Abends gebe ich ihnen schon mal eine Portion von diesem grässlichen *Ugali*, den Saida mir immer zum Essen vorsetzt.“ Er verzog angewidert das Gesicht. „Ich sollte ihr das mal sagen, dass sie mir davon besser nichts mehr bringen soll, sie kocht Unmengen davon für sich, ihre Kinder und den Nachtwächter.“

Saida war, wie sie erfuhren, seine Haushälterin, eine allein erziehende Mutter mit drei Kindern, deren Mann im Krieg umgekommen war und die in einem kleinen Haus auf seinem Grundstück wohnte.

„Dann waren sie ursprünglich also Streuner?“ fragte Julie und Peer erzählte, wie ihm beide Hunde kurz nach seiner Ankunft in Kuranda vor etwa drei Jahren zugelaufen waren. Ein Jahr später hatte er das Land auf

²⁶ Kenyanische Biersorte

Anordnung der NGO, für die er arbeitete, zu seiner eigenen Sicherheit mit allen Habseligkeiten, die er auf sein Auto hatte laden können, verlassen müssen, da sämtliche Projekte aufgrund der unsicheren politischen Lage auf unbestimmte Zeit eingefroren worden waren und sie ihn so lange in ein Projekt nach Kenya versetzt hatten. Dort hatte er in den vergangenen zwei Jahren gelebt und gearbeitet und war erst vor wenigen Monaten wieder nach Kuranda zurückgeschickt worden, um sein Projekt zur Förderung der landwirtschaftlichen Beratungsdienste fortzusetzen.

„Große Lust dazu hatte ich allerdings nicht mehr unbedingt“, gestand er. „Das Leben in Kenya ist weitaus angenehmer als hier – zumindest seit dem Krieg. Davor war es hier auch gar nicht mal so übel und alles war viel günstiger, als es heute ist. Aber irgendwie hab ich diese Hügel satt, ich bin doch eher für die weiten, gelben Savannenebenen. Dazu ist Nairobi um einiges größer als die Städte hier und man kann dort abends so einiges unternehmen – und nicht zuletzt hat das Land eine wunderschöne Küste“, setzte er schwärmerisch hinzu.

„So etwas fehlt hier allerdings“, seufzte Solveig.

„Übrigens, was habt ihr da drüben denn für ein Mahnmal stehen?“ er zeigte auf das VW-Bus-Wrack und die Tiefkühltruhe auf dem Rasen.

Mark zuckte die Schultern. „Damit triffst du’s eigentlich ziemlich genau ...“

Peer fragte, ob er das Haus einmal von innen sehen könne, da er es noch aus der Zeit von vor drei Jahren kannte und neugierig war, wie es sich nun verändert hatte. So machten sie eine Hausführung mit ihm und den Hunden, die ihnen folgten. Peer erzählte, dass das P.I.A.F.-Haus seinerzeit mit jedem erdenklichen Luxus ausgestattet gewesen war, den das Herz beehrte: Fernsehen, Musikanlage, Teppiche, Staubsauger, Tiefkühltruhe (die jetzt defekt im Garten stand) und sogar mit Wasch- und Spülmaschine. „Früher, vor dem Krieg, gab es hier so gut wie nie Stromausfälle oder Spannungsschwankungen in der Leitung, so dass man wohl der Ansicht war, alle möglichen Elektrogeräte anschaffen zu müssen. Ich hatte immer den Eindruck, dass das Ganze vor allem eine Prestigefrage war. Ein richtig protziges Vorzeigehaus war das damals - tja, und nun ist alles fort, eigentlich schade drum. Aber so, wie es jetzt hier aussieht, scheint man sich nun ja auf das Wesentliche zu konzentrieren, was?“

„Ein paar Sachen kommen schon noch dazu“, verteidigte Julie ihr Haus. „Von einer Waschmaschine werden wir allerdings wohl leider auch weiterhin träumen müssen ...“

„Stellt euch eine Haushaltshilfe ein, dann habt ihr eine“, meinte Peer lässig, worauf Julie ihn stirnrunzelnd ansah.

„Hast du vielleicht zufällig einen Akkubohrer?“ fiel Mark ein, als sein Blick auf die noch immer auf dem Schreibtisch im Wohnzimmer herumliegenden Vorhangstoffe fiel. „Wir müssen noch die Vorhangstangen für die Vorhänge montieren.“

„Könnt ihr euch gerne bei mir ausleihen, kein Problem.“

Da sie alle noch nicht zu Abend gegessen hatten beschlossen sie, gemeinsam auszugehen. Peer wollte ihnen gerne eine weitere Art Club zeigen, den sie noch nicht kannten und der nicht weit entfernt lag, so dass sie zu Fuß dort hingelangen konnten. Sie ließen die Hunde an Peers Grundstück zurück, gingen weiter am Stadion vorbei und bogen dahinter an der nächsten Möglichkeit nach rechts ab. Von weitem sahen sie dann schon einen staubigen Parkplatz, auf dem einige Geländewagen geparkt waren. Durch einen schmalen Durchlass in der dichten, hohen Hecke betraten sie das an den Parkplatz grenzende Grundstück. Das Gelände fiel vor ihnen leicht ab und etwas weiter unten befand sich zu ihrer linken ein Gebäude, dessen Eingang auf der anderen Seite sein musste, wo es wieder eben war. Ein schmaler Trampelpfad führte zwischen Bäumen den Hang hinunter auf eine Wiese. Dort befanden sich auf der ebenen Rasenfläche ein Volleyballspielfeld, ein kleiner Kinderspielfeld mit Schaukeln, Wippe und Rutsche, zwei Tischtennisplatten sowie eine Grillhütte mit Grillstelle, Holztischen und -bänken und – sie trauten ihren Augen kaum: Ein gut zwanzig Meter langes und vielleicht acht Meter breites Schwimmbecken!

„Schwimmen kostet fünfhundert Francs“, sagte Peer, „Ziemlich happig für hiesige Verhältnisse, aber dadurch halten sie das ganze ein bisschen exklusiv und man hat eigentlich immer seine Ruhe und kann wunderbar im Wasser entspannen.“

„Das hätten wir mal früher wissen sollen! Nach der Feldarbeit wäre eine Abkühlung bestimmt gut gekommen“, meinte Solveig.

Sie folgten dem Pfad, der eine Biegung um das Haus beschrieb und sich dann im Gras verlief. Auf dieser Seite war dem Gebäude auf seiner gesamten Länge eine überdachte Veranda vorgebaut, auf der sich Tische, Stühle und eine Bar befanden. Davor auf der Rasenfläche gab es weitere Sitzgelegenheiten und es waren insgesamt doch mehr Gäste anwesend, als die Zahl der Autos auf dem Parkplatz hätte vermuten lassen.

Im Haus schien es eine Küche zu geben, denn immer wieder bewegte sich das Bedienungspersonal gemächlich schlurfenden Schrittes zwischen dem Hausinnern und den Sitzplätzen im Freien hin und her und servierte

den Gästen Essen und Getränke. Sie nahmen an einem freien Tisch auf dem Rasen Platz und ließen sich die Karte zeigen. Es gab verschiedene Sorten Grillfleisch, Fisch, Süßkartoffeln, gegrillte Bananen, Pommes Frites, Reis und Gemüse sowie diverse Salate und die übliche Auswahl an Getränken. „Besonders empfehlen kann ich die «Ziegenbrochetten»“, sagte Peer und die drei mussten bei dieser Verballhornung des Wortes lachen. „Hier gibt es die besten in der ganzen Stadt!“ Somit fiel die Entscheidung nicht schwer und es wurde eine große Platte Brochettes sowie eine ebenfalls große Platte bananes grillées bestellt.

Während die Getränke rasch gebracht wurden, ließ das Essen lange auf sich warten und sie rechneten schon halb damit, dass ihre Bestellung untergegangen war. Es war bereits dunkel geworden und ihr Platz war lediglich von einer bunten Lichterkette, die hinter ihnen zwischen den Baumwipfeln aufgehängt war, und dem gedämpften Licht des Barraumes, das matt zu ihnen herüberstrahlte, beleuchtet. Doch schließlich vernahmten sie das inzwischen schon so vertraute Geräusch von sich nähernden, schlurfenden Schritten in Flip-Flops und kurz darauf bekamen sie zwei riesige Berge an Ziegenbrochetten und gegrillten Bananen serviert.

Das gegrillte Fleisch schmeckte tatsächlich hervorragend und sie aßen mühelos alle Spieße restlos auf. Inzwischen war die Musik im Barraum lauter gedreht worden und einiges an Gästen war neu hinzugekommen, unter anderem die Gruppe Studenten, mit denen Julie und Solveig in der *Boîte* getanzt und gescherzt hatten. Sie entdeckten auch den DJ aus der *Boîte*, der der Clique anzugehören schien. Sie bezahlten und gesellten sich zu ihnen. Die Wortführer der Clique waren ein Student der Wirtschaftswissenschaften namens Emmanuel sowie der DJ, von dem sie erfuhren, dass er Jurastudent war und Xavier hieß. Die übrigen vier schienen in der Gruppenhierarchie etwas tiefer angesiedelt zu sein oder waren von Natur aus zurückhaltender und ihre Namen gingen ihnen zum einen Ohr hinein und zum anderen wieder hinaus. Es versprach, ein sehr vergnüglicher Abend zu werden.

Die ausschließlich afrikanische Musik wurde immer lauter und einige der überwiegend männlichen Gäste begannen zu tanzen. Emmanuel und Xavier drängten Julie und Solveig ebenfalls auf die Tanzfläche und sie ließen sich rasch zum mittanzen überreden, da die melodische, fröhliche Musik kaum eine andere Wahl ließ, als sich in ihrem Rhythmus zu bewegen. Der Rest der Clique schloss sich ihnen an und so tanzten sie in einem großen Pulk. Mark und Peer sahen ihnen aus einiger Entfernung

zu. „Wie Bienen um den Honig“ kommentierte Peer das Geschehen um Julie und Solveig und prostete Mark zu.

Solveig hatte allerdings schon nach ein paar Liedern genug. Sie fühlte sich von der Clique doch zu sehr bedrängt und angemacht, während Julie sich daran überhaupt nicht zu stören schien. Sie wollte sich gerade zu Mark und Peer gesellen, da packte sie auf halbem Weg auf einmal jemand von hinten am Handgelenk und hielt sie zurück. Erschrocken fuhr sie herum und erkannte den augenscheinlich Jüngsten der Clique wieder, den sie kaum älter als sechzehn schätzte. Er lächelte sie an und bedeutete ihr mit der freien Hand, doch zu bleiben. Bereits während des Tanzens hatte er mehrfach vergeblich versucht, eine Unterhaltung mit ihr zu beginnen, was bei der lauten Musik auf der Tanzfläche ein Ding der Unmöglichkeit war. Verneinend schüttelte sie den Kopf und versuchte, ihren Arm frei zu bekommen. Zu ihrer Überraschung musste sie jedoch feststellen, dass er diesen fest im Griff hatte und offensichtlich nicht daran dachte, ihn wieder loszulassen. *Was ist das denn nun schon wieder für eine dreiste Anmache?* dachte sie verärgert als sie merkte, dass sie nicht loskommen würde, ohne Aufsehen zu erregen. Also zog sie ihren jugendlichen Verehrer kurzerhand im Schlepptau hinter sich her zu Mark und Peer, die sie belustigt ansahen.

„Wen hast du denn da abgeschleppt?“ fragte Peer frech, als sie sich zu ihnen gesellte. „Oder müsste man eher fragen, wer hier wen an der Hand führt?“

„Brauchst du Hilfe?“ fragte Mark, der Peers Art etwas zu direkt fand, zumal sie sich ja noch kaum kannten.

Solveig wollte gerade etwas entgegnen, da tippte ihr ungewolltes Anhängsel ihr auf die Schulter und fragte: „Hast du eben auf der Tanzfläche überhaupt verstanden, was ich gesagt habe?“

Sie schüttelte den Kopf und rückte unwillkürlich näher an Mark heran. Immerhin hatte er ihr Handgelenk inzwischen losgelassen und sie ließ ihre Hände sogleich in den Hosentaschen verschwinden, um sie nicht der erneuten Gefahr einer spontanen Ergreifung auszusetzen. Gerade, als er wieder zu sprechen begann, setzten laut dröhnende Trommeln ein, welche die Lautsprecherboxen nahezu an die Grenzen ihrer Leistungsfähigkeit brachten.

„Ich heiße übrigens B...i“, war alles, was Solveig bei dem dumpfen Lärm heraushören konnte. Verständnislos sah sie ihn an und rief zurück: „*Wie* heißt du?“

Er rückte einen Schritt näher und wiederholte das Gesagte, doch da Solveig im Gegenzug zurückgewichen war und Mark fast schon auf den Füßen stand, verstand sie nicht mehr als zuvor.

Peer, der direkt neben ihrem jungen Verehrer stand und dessen Worte offensichtlich verstanden hatte, wollte ihr mit einer Eselsbrücke zu Hilfe kommen und rief ihr laut zu: „Wie der Rum!“

Irritiert starrte Solveig zwischen den beiden hin und her. Hatte sie das jetzt richtig verstanden? Das konnte doch kein Name sein!

„Wie?“ rief sie zurück, um sich zu versichern, dass sie sich nicht verhöhrt hatte. Peer wiederholte seine Worte, doch sie fühlte sich nicht klüger als zuvor.

Ihr Verehrer, der nun endlich seinen Namen aus ihrem Mund hören wollte, war inzwischen mutig näher an sie herangetreten und sah sie erwartungsvoll an. Da Mark nicht weiter zur Seite wich, wie sie verärgert feststellte, hatte sie nun keine Möglichkeit mehr, um von ihm abzurücken. *So langsam hab ich genug von diesem Spielchen*, dachte sie und wiederholte auf Geratewohl mit französischer Intonation, was sie von Peer verstanden hatte: „Vidérum! Dein Name ist Vidérum ...!?“

Beleidigt zuckte ihr Verehrer zurück und entgegnete entrüstet: „Eeh! Ich heiße *Bakari*.“

Just in diesem Augenblick schwiegen die Trommeln und einen Moment lang war außer einem leisen Brummen kein Laut aus den Lautsprecherboxen zu hören.

„Wie der Rum – *Bacardi*, meinte ich!“ erklärte Peer in die nur kurz andauernde Stille hinein und konnte sich das Lachen nicht verkneifen.

Die Musik setzte wieder ein, allerdings erheblich leiser als zuvor bei den Trommeln, und endlich fiel bei Solveig der Groschen und sie stellte errötend fest, dass auch Mark nicht mehr an sich halten konnte, obwohl er den Witz wahrscheinlich auch erst nachträglich verstanden hatte. Peer beugte sich zu ihr und sagte mit gespielter ernster Miene: „Ist nicht immer leicht mit den afrikanischen Namen, was?“ und seine Augen blitzten dabei vor unterdrücktem Lachen.

Bakari, der der Unterhaltung auf Deutsch nicht folgen konnte, das Lachen um ihn herum jedoch instinktiv auf seine Person bezog, lächelte schief und erklärte, dass er wieder zur Tanzfläche gehen wolle, und verschwand in Richtung seiner Kumpels, die noch immer eifrig um Julie herumtanzten. Peer und Mark zehrten noch eine ganze Weile von dem Spaß, der auf Solveigs Kosten ging, und sie musste selbst unwillkürlich mitlachen.

Julie amüsierte sich derweil noch immer prächtig auf der Tanzfläche und hätte die ganze Nacht weitertanzen können. Wenn sie dabei unter dem Verandadach hinaus ins Freie blickte, konnte sie den schwarzen afrikanischen Nachthimmel mit seinen unzähligen Sternen und einem milchig weißen Vollmond sehen, während etwas weiter unten über dem Rasen die Glühwürmchen gleichfalls einen Reigen zu tanzen schienen. *Wie öde ist es jetzt wohl zuhause in Deutschland, wo der Winter allmählich Einzug hält, ungemütlich nasskaltes Wetter vorherrscht und die Leute sich allabendlich vor ihren Fernsehern einmummeln*, dachte sie. Wie glücklich war sie, stattdessen hier zu sein und mit all diesen netten Leuten um sie herum den Augenblick zu genießen. Lachend griff sie nach einer weiteren Flasche Bier, die Xavier ihr hinhielt. Seinem Blick folgend entdeckte sie Emmanuel, der auf einmal jenseits der Tanzfläche vor dem Durchgang ins Freie stand. Er gab ihnen Handzeichen, deren Aussage Julie nicht verstand, und verschwand dann plötzlich im Dunkel der Nacht. Noch ehe sie Xavier fragen konnte, was das zu bedeuten hatte, beugte dieser sich auch schon zu ihr herunter. Dabei rückte er dabei so dicht an sie heran, dass sie seinen warmen Atem an ihrem Ohr zu spüren glaubte, als er leise zu ihr sprach: „Wir wollen was rauchen gehen, möchtet ihr mitkommen?“ Julie, die noch nie zuvor einen Joint geraucht hatte, hob erstaunt die Augenbrauen, wollte sich diese Gelegenheit aber auf keinen Fall entgehen lassen. Sie nickte und ging rasch zu den anderen, um ihnen Bescheid zu sagen. Solveig und Mark waren sofort mit von der Partie und auch Peer schloss sich an, als sie Xavier in die Nacht hinaus folgten.

Xavier führte sie zu Emmanuel, der im Dunkel der Bäume hinter dem Grillhäuschen auf sie wartete. Das ganze hatte einen leichten Hauch von Abenteuer, dem sich keiner der drei entziehen konnte. Feierlich entzündete Emmanuel eine dicke Glut und sie rauchten schweigend reihum. Julie fühlte einen angenehmen Schwindel in sich aufsteigen und schwankte ein wenig. Solveig spürte, wie ihre Hände auf einmal kalt wurden und meinte, das Blut in ihren Adern rauschen zu hören. Mark hob erstaunt die Augenbrauen und murmelte ein anerkennendes „Eeh.“

Xavier zog ein Päckchen aus seiner Jackentasche und fragte, ob sie etwas abkaufen wollten, was alle drei bejahten. Einzig Peer schloss sich mit dem Verweis auf andere Quellen von dem Deal aus. Danach gingen sie zurück in die Tanzbar, wo Julie, Xavier und Emmanuel mit dem Rest der Clique weitertanzten, während Solveig, Mark und Peer zur Bar gingen und eine weitere Runde Bier bestellten.

Sie blieben bis die Musik abgedreht wurde, was gegen Mitternacht der Fall war, und verabschiedeten sich dann mit afrikanischem Händedruck

von der Clique. Mark erklärte ihnen, wo sie wohnten und lud sie ein, doch einmal abends auf einen Besuch in der WG vorbei zu kommen. Dann gingen sie gemeinsam mit Peer durch die mondhelle Nacht nach Hause.

„Kommt mich mal in Easy Living besuchen“, sagte er zum Abschied, als sie sein Haus erreicht hatten und verschwand durch das Tor. In dem Bewusstsein, viele nette neue Bekanntschaften gemacht zu haben, legten die drei den Rest des Weges zu ihrer WG zurück.

„Noch einen kleinen Absacker unterm Vollmond?“ fragte Mark, als sie auf der Veranda angelangt waren und klopfte vielsagend auf die Brusttasche seines Hemdes.

Julie und Solveig stimmten freudig zu. Der Abend war einfach zu gut gewesen, um jetzt einfach so ins Bett zu gehen und die Nacht war so schön, das konnte man nicht ohne ein letztes kleines Highlight beschließen! Sie legten sich im Kreis mitten auf den dunklen Rasen und Mark baute den Absacker. Um sie herum zirpten Grillen, in der Ferne war das heisere Bellen eines Hundes zu hören, dem andere, weiter entfernte Hunde antworteten. Hier und da kam ein Glühwürmchen vorbei geflogen. Mark erzählte Julie von Solveigs Bakari-Geschichte und alle drei bekamen einen ausgiebigen Lachanfall.

„Das war der tollste Abend, den wir bislang hier hatten“, sagte Julie leise, nachdem sie sich wieder einigermaßen gefangen hatte und an Solveig weiterreichte. „Es geht nichts über die afrikanische Nacht bei Vollmond! Ich möchte am liebsten gar nicht schlafen gehen und hier sitzen bleiben, bis es hell wird!“

Solveig und Mark nickten zustimmend, da beide innerlich ein ähnliches Hochgefühl verspürten. Diese Nacht war einfach etwas ganz Besonderes.

Innerhalb der nächsten Tage konnten sowohl die Aussaat als auch die Anlage der billons auf den P.I.A.F.-Versuchsfeldern erfolgreich beendet werden. Der Nachtwächter berichtete, dass er die Affen des Nachts noch zweimal habe verjagen müssen. Er war jedoch beide Male rechtzeitig dazu gekommen, so dass kein neuer Schaden entstanden war. Die drei waren froh, dass die körperliche Schwerstarbeit für sie nun vorüber war. Afrikanischer Kleinbauer zu sein, das hatten sie am eigenen Leib erfahren, hatte in der Realität nichts mit Tropenromantik zu tun, wie man vielleicht anhand von Fotos aus Reiseführern oder Bildbänden hätte meinen können, sondern war ein überaus hartes Los.

Am kommenden Wochenende beschlossen sie, erneut in die *Boîte* zu gehen und fuhren auf dem Weg dorthin bei Peer vorbei, um ihn zu fragen, ob er mitkommen wolle. Als sie das Grundstück durch die Türe

im Eingangstor betraten, kamen Primus, Tusker und Easy schwanzwedelnd auf Julie zu gerannt, deren Streicheleinheiten sie offenbar noch in guter Erinnerung hatten. Peers Auto stand jedoch nicht in der Einfahrt und das Haus lag bis auf die angeschaltete Sicherheitsbeleuchtung im Dunkeln. Der Nachtwächter kam aus einem kleinen Haus neben dem Haupthaus auf sie zu, ihm folgte eine rundliche Afrikanerin. Das musste Saida, die Ugali-Köchin sein, von der Peer ihnen erzählt hatte. Von ihr erfuhren sie, dass er übers Wochenende zu einem Meeting seiner Organisation in die Hauptstadt gefahren war. So bestellten sie Grüße und fuhren weiter.

In der *Boîte* schienen größtenteils dieselben Gäste wie beim vorigen Mal anwesend zu sein – unter anderem die Clique und auch Benjamin – und es wurde auch in etwa dieselbe Musik gespielt. Dennoch, der Reiz des Neuen war für die drei noch lange nicht verflogen und sie amüsierten sich wieder bis in die frühen Morgenstunden.

Der darauf folgende Sonntag war bewölkt, dunkel und regnerisch und entsprach genau der Stimmung an einem verkaterten Morgen nach einer durchzechten Nacht. Sie frühstückten gegen Mittag und ließen sich dabei ausgiebig Zeit, denn schließlich hatten sie sonst nichts vor. Mark schaltete das Radio an, doch die lokalen Sender brachten ausschließlich nicht enden wollende Redebeiträge in der Landessprache. Er ging mehrmals sämtliche Frequenzen durch, konnte aber keinen französisch- oder englischsprachigen Sender finden. Julie durchsuchte daraufhin den CD-Stapel und legte schließlich ihre CD von Jaques Brel ein, wogegen zwar keiner etwas einzuwenden hatte, da es irgendwie passte, die vorherrschende lethargische Stimmung wurde davon jedoch auch nicht besser. Alle kauten schweigend vor sich hin und tranken ihren Kaffee oder Tee. Solveig las in ihrem Ibsen-Drama, doch die Gemächlichkeit, mit der sie sich durch die Seiten arbeitete, legte den Verdacht nahe, dass sie kurz davor war, darüber einzuschlafen. Julie starrte einfach ins Leere, den Blick auf unendlich gerichtet. Mark dachte an sein letztes Telefonat mit Sabine vor zwei Tagen. Ihr Kurzurlaub in die Normandie mit ihren Kommilitonen war angeblich „ganz nett“ gewesen und sie hatte sich für seine Post bedankt. Ansonsten war sie nicht besonders gesprächig gewesen, wie er im Nachhinein fand. Unauffällig schaute er zu Julie hinüber und fragte sich, woran sie wohl gerade dachte. Seit jener Nacht hatte er ihr gegenüber einfach so getan, als sei nichts gewesen, und da sie es genauso handhabte, hielt er es für das Beste, die Sache einfach zu vergessen.

„Wie wär’s mit einem kleinen Ausflug?“ fragte er einer spontanen Eingebung folgend in die Runde.

Die Reaktionen seiner Mitbewohnerinnen kamen erst mit einiger Zeitverzögerung.

„Bei dem Wetter?“ fragte Julie, die sich ihm träge zugewandt hatte.

„Nicht zu Fuß“, beschwichtigte er und wich ihrem Blick unwillkürlich aus. „Ich dachte daran, mal ein bisschen mit dem Auto die Gegend zu erkunden. Vielleicht zur Abwechslung einfach ein Stück weit in Richtung Westen fahren oder so.“

„Prima Idee!“ Solveig war sofort begeistert.

„Das ist was anderes“, auch Julies Miene hellte sich auf. „Besser als den ganzen Tag im Haus abzuhängen.“

Bereits kurz nachdem sie Kuranda hinter sich gelassen hatten änderte sich das Landschaftsbild dramatisch: Die Hügel wurden steiler, die Hänge schroffer und zahlreiche kleine Täler gestalteten das Relief abwechslungsreicher. Die Asphaltstraße wand sich durch unzählige Kurven bergauf und bergab, von Bananefeld zu Bananefeld. Dabei war alles um sie herum von satten Grün überzogen, nur hier und da waren einige rötliche Lehmhäuser zu entdecken. Auch hier schienen viele Flächen brach zu liegen, wie Herr Löffler ihnen damals erzählt hatte. Andererseits sahen sie aber auch extreme Steilhänge, die trotz ihrer starken Neigung bis ganz nach oben ackerbaulich genutzt wurden. An einigen konnte sie deutliche bis katastrophale Spuren von Bodenerosion erkennen. An einer Stelle war auf einer riesigen Fläche gar ein ganzer Hang abgerutscht und hatte die darauf angepflanzten Bananenstauden und andere Kulturpflanzen mit sich in die Tiefe gerissen. Sie hielten an, um das Ausmaß des Schadens eingehender betrachten zu können. „Wahnsinn“, staunte Mark. „Das ist einfach so runtergekommen und hat dabei fast noch das Haus unter sich begraben. Glück im Unglück, würde ich sagen.“

„Aber der nächste große Regen wird wohl bald auch noch den restlichen Boden abtragen und das anstehende Gestein freilegen, so dass dort nichts mehr angepflanzt werden kann“, sagte Solveig. „Wenn die Bauern künftig keine ausreichenden Erosionsschutzmaßnahmen ergreifen, werden dem Land auf diese Weise Millionen Tonnen fruchtbaren Bodens verloren gehen. Einfach so auf Nimmerwiedersehen in die Flüsse geschwemmt.“

Sie fuhren weiter und beobachteten weiterhin aufmerksam die Landschaft. Auf einmal sahen sie einige hundert Meter vor sich am Beginn einer langen Steigung ein kleines Straßendorf. Davor kreuzte

gerade eine Herde Ziegen ihren Weg und zwang sie zum abbremsen. Ein kleiner Hirtenjunge kam augenblicklich zwischen zwei verfallenen Häusern hervor geschossen und wedelte aufgeregt mit einem langen Zweig, um die Tiere rasch über die Straße zu treiben. Langsam fuhren sie weiter auf das Dorf zu. Erst als sie es erreicht hatten erkannten sie, dass es sich bei den Häusern lediglich um Ruinen handelte und der Ort verlassen war. Viele der Grundmauern waren teilweise bis komplett eingestürzt, Dächer abgedeckt, Türen und Fenster hingen lose in den Angeln und die Vegetation war im Begriff, ihr verlorenes Terrain zurück zu erobern. Die ganze Szenerie wirkte wie eine Kulisse aus einem Film, doch da alles real war, vermittelte sie einen ziemlich trostlosen, traurigen Eindruck. Mark hielt am Straßenrand und sie stiegen aus, um sich kurz umzusehen.

„Was wohl aus den Menschen geworden ist, die hier lebten?“ überlegte Julie als sie die Straße entlanggingen und zu ihrem Schrecken erkennen mussten, dass die Mauern der Häuser von Einschusslöchern übersät waren.

Auf einmal kam aus einer Straßenkreuzung ein kleiner barfüßiger Junge auf die Straße gerannt, der wahrscheinlich ihr Auto gehört hatte. Bei ihrem Anblick hielt er kurz inne, kam dann aber auf sie zugelaufen. Einige Meter vor ihnen blieb er stehen und bedeutete mit einer Geste, ihm zu folgen, ohne dabei auch nur ein Wort zu sagen. *Ob das eine Falle ist? Nicht, dass er uns womöglich in einen Hinterhalt von Banditen lockt*, schoss es Mark durch den Kopf. Doch Julie und Solveig hatten sich bereits neugierig angeschickt, der Aufforderung des Knirpses Folge zu leisten. Mark schloss sich ihnen an, hielt jedoch Augen und Ohren wachsam offen.

Der Junge führte sie schweigend in die unasphaltierte Straße, aus der er so plötzlich aufgetaucht war. Nach etwa fünfzig Metern mündete diese in eine große, freie Fläche, in deren Mitte eine malerisch ausladende Schirmakazie stand. Am gegenüberliegenden Ende des Platzes befand sich ein größeres Gebäude, das seinem Aussehen nach einmal eine Schule gewesen sein mochte. Im Näherkommen sahen sie auf den Treppenstufen, die auf eine überdachte Veranda führten, einen Mann und eine Frau nebeneinander sitzen. Um sich herum waren mehrere Plastikeimer und -wannen gruppiert, in denen sie irgendetwas nicht näher Identifizierbares mit Lappen und Bürsten zu reinigen schienen. Sie starrten sich einige Augenblicke gegenseitig aus der Entfernung an, während der kleine Junge hüpfend auf die beiden, bei denen es sich sehr wahrscheinlich um seine Eltern handelte, zulief und sich dabei immer wieder zu Julie, Solveig und Mark umdrehte.

„Was machen die bloß in diesem Geisterdorf?“ fragte Julie. „Hier kann man doch nicht leben ...“

Da hob der Mann seine Hand zum Gruß und winkte ihnen zu, was die drei nach anfänglichem Zögern als Aufforderung zum Näherkommen interpretierten. Etwas unsicher gingen sie auf die Leute zu. *Wie Banditen sehen sie jedenfalls nicht aus*, dachte Mark, *ebener wie eine ganz normale Familie beim Abwasch*.

Als sie sich der Familie bis auf wenige Schritte genähert hatten, traf sie beinahe der Schlag: Was hier gereinigt wurde, waren nicht etwa Wäschestücke oder Kochutensilien – es waren Knochen!

Die Plastikbehältnisse waren voller Menschenknochen! Hier lag ein Oberschenkelknochen, dort lugte ein Teil eines Beckens hervor, ein Unterarm, eine Hand – und die Frau bürstete gerade einen menschlichen Schädel ... Entsetzt wichen sie zurück und Julie fasste Solveig dabei unwillkürlich am Handgelenk. Alle drei spürten, wie ihnen auf einmal trotz der Hitze ein eiskalter Schauer über den Rücken lief. Was ging hier vor? Wo waren sie hier bloß gelandet?

Der Mann sagte etwas in der Landessprache zu ihnen, das sie natürlich nicht verstanden. Anscheinend sprachen weder er noch die Frau oder das Kind Französisch, so dass eine Verständigung nicht möglich war. Der Mann sprach dennoch mit ruhiger, angenehmer Stimme weiter und wies mit der Hand hinter sich auf das Gebäude. Dann erhob er sich und bedeutete ihnen, ihm zu folgen. Julie, Solveig und Mark sahen sich unsicher an, doch keiner brachte ein Wort heraus. Der Mann und der Junge, der diesem gefolgt war, hatten die restlichen Stufen zu dem Gebäude bereits erklommen und winkten sie zu sich auf die Veranda. Obgleich sie das ungute Gefühl beschlich, dass es nichts erfreuliches sein würde, was ihnen gezeigt werden sollte, folgten sie den beiden.

Der Mann führte sie in einen Raum, der ein ehemaliges Klassenzimmer gewesen sein musste, denn überall standen Schreibpulte und Stühle oder lagen einfach umgeworfen auf dem Boden. Am kurzen Ende des Raumes war eine große Wandtafel angebracht, auf der noch Teile von Rechenaufgaben zu lesen waren. Doch das wirklich Grausige war: Überall lagen kleine menschliche Skelette und einzelne Knochen auf dem Boden

...

Vor Entsetzen hielt Julie sich die Hand vor den Mund und starrte mit weit aufgerissenen Augen auf diesen Anblick. Solveig und Mark erging es nicht besser. Alle waren sie leichenblass geworden und spürten Übelkeit und Trauer zugleich in sich aufkommen. Der Mann sagte etwas und winkte sie nach einer Weile wieder aus dem Raum hinaus. Sie folgten ihm

mechanisch, als hätten sie keinen freien Willen mehr, in einen weiteren Raum, dessen einstige Nutzung weniger offensichtlich war, da sich außer einem Schreibtisch und zwei Bürostühlen keine weiteren Möbelstücke mehr darin befanden. Auch hier lagen menschliche Skelette auf dem Boden. Der Mann zeigte auf ein kleines Skelett, dem die Fußknochen fehlten. Dann deutete er auf ein weiteres in der gegenüberliegenden Ecke des Raumes, bei dessen Anblick sie einen Moment brauchten um zu erkennen, dass es sich um eine Frau gehandelt haben musste, die ihr Baby auf dem Rücken getragen hatte ...

Julie, deren Augen so tränenfeucht geworden waren, dass sie ohnehin kaum mehr richtig sehen konnte, machte abrupt kehrt und verließ das Gebäude, Solveig und Mark folgten ihr kurz darauf. Sie setzten sich draußen auf die Treppe, allerdings in einiger Entfernung zu der Frau, die mit ausdruckslosem Gesicht weiter Knochen säuberte. Der Mann nahm wieder neben ihr Platz und setzte seine Arbeit fort, während der Junge auf einem Bein die Treppen hinunterhüpfte, sich auf dem Platz in den rötlichen Staub setzte und mit einem Holzstückchen ein Muster in den Sand malte. Minutenlang saßen sie schweigend nebeneinander.

„Weshalb reinigen sie bloß all diese Knochen?“ fragte Julie und wischte sich die Tränen aus dem Gesicht während Mark sich geräuschvoll die Nase schnäuzte.

Solveig, die als einzige äußerlich gefasst geblieben war, zuckte die Schultern. „Er hat es uns bestimmt eben erzählt ...“

„Ich hab mal irgendwo gelesen, dass sie aus einigen solcher Stätten Mahnmale für künftige Generationen errichten wollen, vielleicht deswegen“, meinte Mark.

„Ob sie ihm die Füße abgehackt haben, als er noch lebte ...?“

Julie erschauerte bei dieser Vorstellung. „Scheiß Krieg“, fügte sie hinzu und wischte sich erneut die Augen.

Sie verabschiedeten sich mit einem Winken von der Frau und dem Mann, welches diese schweigend mit dem Anflug eines zaghaften Lächelns erwiderten. Der Junge rappelte sich vom Boden auf, als sie die Treppen herunterkamen, ergriff Julies Hand und begleitete die drei bis zur Kreuzung. Dort ließ er ihre Hand los und sah ihnen nach, wie sie zu ihrem Auto gingen.

Was sie gesehen hatten, hatte ihnen wahrlich einen Schock versetzt. Zwar hatten sie bereits von vielen furchtbaren Dingen gehört und gelesen, die sich während des Krieges ereignet hatten, doch die Opfer beziehungsweise deren Überreste mit eigenen Augen zu sehen, war etwas

völlig anderes. Sie dachten an die Universität von Kuranda, an der ähnliches geschehen war, nur mit noch viel mehr Toten.

„Was machen wir jetzt?“ fragte Mark ratlos, als sie wieder im Auto saßen. „Weiterfahren oder zurück nach Hause?“

Sie beschlossen, weiter zu fahren, jedoch auf keinen Fall nochmals an einem verlassenem Ort anzuhalten. Der Junge winkte ihnen nach, als sie an ihm vorbeifuhren, und sie winkten zurück.

Die Straße führte sie nun ein ganzes Stück den Hügel hinauf und nachdem sie ihn erklommen hatten änderte die Landschaft ihr Aussehen erneut radikal: Hatten zuvor noch Bananenbau und Brachflächen dominiert, begann hier die Teeanbauzone des Landes. Sämtliche Hügel waren von dem hellen, beinahe schon „giftigen“ Grün der Teesträucher überzogen und da alle Pflanzen auf gleiche Höhe gestutzt waren, glichen sie in ihrer Gesamtheit einem homogenen Teppich, der über die Hügel gerollt war. Dahinter zeichnete sich im krassen Gegensatz dazu das dichte, wilde Dunkelgrün des Bergregenwaldes ab, aus dem überall Nebelschleier aufstiegen, die von tief hängenden, dunkelblauen Regenwolken aufgenommen wurden.

Beeindruckt von diesem Anblick hielten sie erneut an und stiegen aus. Einige Teeplückerinnen, die ihnen barfuß auf dem feuchten, kalten Asphalt entgegenkamen und riesige, mit Teeblättern gefüllte Körbe auf ihren Köpfen trugen, sahen sie neugierig an und erwiderten scheu ihren Gruß. Seit sie das Dorf verlassen hatten, hatte keiner der drei ein Wort gesprochen. Solveig brach nun das Schweigen, indem sie vorschlug, ein Stückweit in den Wald hinein zu fahren. Julie und Mark zögerten, da sie sich daran erinnerten, dass Herr Löffler sie vor den Wäldern gewarnt hatte, in denen sich immer noch bewaffnete Milizen versteckt halten sollten. Doch die Neugier auf den Regenwald war größer als die Furcht und sie beschlossen, wenigstens ein paar Hundert Meter hinein zu fahren.

Kaum waren sie im Wald wurde es wie auf Knopfdruck plötzlich dunkel, da die Kronen der Baumriesen den größten Teil des Tageslichts abfingen. In den niedrigeren Stockwerken des Waldes wuchsen zahlreiche Baumfarne, übermannsgroße Heidekrautgewächse sowie kleinere, krüppelwüchsige Gehölze. Kletterpflanzen wanden sich wie Schlangen die bemoosten Baumstämme empor und ein Gewirr von Lianen hing von den Ästen herab. Dazwischen hingen regelrechte Moosbärte, aus denen Wasser tropfte. Überhaupt schien Wasser allgegenwärtig, sei es in flüssigem oder gasförmigem Zustand, und die extrem hohe Luftfeuchtigkeit war selbst im Wageninnern deutlich fühlbar.

„Jetzt wird mir klar, warum solche Bergregenwälder auch als «Elfenwälder» bezeichnet werden“, meinte Solveig andächtig. „Kleines wirkt zu groß geraten, Großes dagegen scheint klein geworden zu sein.“

„Würde mich nicht wundern, wenn gleich tatsächlich Elfen oder Hobbits zum Vorschein kämen“, sagte Julie.

Der Wald hatte alle drei regelrecht in seinen Bann gezogen und das schreckliche Erlebnis von vorhin in den Hintergrund gedrängt, was ihnen nur recht war.

„Halt doch mal an, damit wir die Geräusche des Waldes hören können“, sagte Julie. Mark stoppte und schaltete den Motor aus. Sie stiegen aus und blieben still stehen, um zu lauschen. Weit und breit war kein menschliches Geräusch zu vernehmen. Allein die Stille des Waldes umgab sie, die lediglich von einem gelegentlichen Rascheln, Knacken oder Schnarren und vereinzelt, entfernten Affenrufen durchbrochen wurde. Sie waren erstaunt: Wo sie lautes Vogelgezwitscher erwartet hatten, wurden sie nahezu von Grabesstille empfangen. „Richtig unheimlich“, wisperte Julie, als ob sie der Stille des Waldes Respekt zollen wollte. Solveig und Mark nickten. „Kommt, lasst uns weiter fahren“, sagte Mark ebenfalls leise.

Wie verzaubert fuhren sie tiefer in den Wald hinein.

„Wenn wir immer weiter so durch den Wald fahren würden, kämen wir wahrscheinlich an der Westküste Afrikas wieder heraus. Das müssen Tausende von Kilometern sein“, meinte Julie.

„Soviel ich aber weiß, sind die Wälder in Westafrika leider nicht mehr so geschlossen wie hier noch. Dort wurde teilweise extremer Kahlschlag betrieben. Wir müssten sehr wahrscheinlich weite Strecken durch Feuchtsavanne und kultiviertes Land fahren, bis wir den nächsten Waldfleck erreichen würden“, sagte Solveig, „vorausgesetzt, wir würden überhaupt lebend so weit kommen – schaut mal dort vorne!“

In einiger Entfernung sahen sie auf einmal einen Schlagbaum sowie ein kleines Wachhäuschen am Straßenrand. „Ein Militärposten“, sagte Mark.

„Und jetzt?“

„Vielleicht kehren wir hier besser um, bevor uns der Wald noch auf komische Ideen bringt ...“, meinte Julie.

Schweren Herzens machten sie kehrt und fuhren zurück nach Kuranda. Als sie das Geisterdorf erneut passierten, brauste Mark regelrecht hindurch und sie schauten weder nach links noch nach rechts. Nachdem sie es hinter sich gelassen hatten, traten hinter einer Wegbiegung auf einmal fünf Männer auf die Straße. Zuerst erschrakten sie darüber und Julie stieß einen leisen Schrei aus, doch dann sahen sie, dass die Männer ihnen bunt leuchtendes Gemüse in runden Körben entgegen hielten.

Solche Farben hatten sie noch nie gesehen: Die Möhren waren grell orange, die Radieschen leuchtend rot, die Avocados glänzten dunkelgrün. Sie hielten einige Meter weiter am Straßenrand und sogleich kamen die Männer zu ihnen gerannt und hielten ihnen ihr appetitliches Nahrungssortiment unter die Nase. Dem Anblick des frischen Gemüses war unmöglich zu widerstehen und so kauften sie ohne großartig zu verhandeln zwei Körbe davon.

Als sie die Vororte der Stadt erreichten, machte Mark auf einmal abrupt Halt und stieg ohne ein Wort der Erklärung aus. Solveig und Julie blickten ihm verdutzt hinterher, doch er grinste nur und winkte sie zu sich. „Was gibt’s?“ fragte Solveig, doch er erwiderte nichts, sondern zeigte stattdessen mit dem Finger auf etwas am Boden. Die beiden Frauen drehten sich um und erkannten nun, was er meinte: Auf dem Boden stand eine Flasche mit einem Bananenblatt darin. „Zeit, um das sagenhafte Bananenbier endlich mal zu probieren“, verkündete er und ging auf das Haus zu, zu welchem dieses Hinweisschild offensichtlich gehörte. Da erst merkten sie, wie durstig sie waren, denn sie hatten vergessen, etwas zu Trinken auf ihren Ausflug mitzunehmen.

Das Bananenbier schmeckte dann so lala. Da es nun mal aus Bananen hergestellt wurde, war es äußerst sättigend, geschmacklich bot es dem verwöhnten Bierkenner jedoch keinerlei Reize. Dennoch tranken sie gierig ihre Krüge leer. Beim Bezahlen wurde ihnen klar, warum vor allem die ärmlichere Landbevölkerung dieses Bier so gerne trank: Es kostete so gut wie nichts. Außerdem war es ein guter Magenfüller, der jegliches Hungergefühl im Keim zu ersticken vermochte. „Und mit ein bisschen gutem Willen kann man davon vielleicht auch irgendwann ein wenig beschwipst davon werden“, meinte Mark.

Mit gemischten Gefühlen kehrten sie von ihrem Ausflug zurück nach Hause. Später am Abend kochten sie mit dem unterwegs erworbenen Gemüse ein vegetarisches Abendessen, das jedoch keinem so recht schmecken wollte. Das Geisterdorf lag ihnen noch allzu frisch im Gedächtnis.

Die Regenzeit hatte begonnen – mit einem Mal war sie da und brachte täglich starke Regenschauer mit sich, nicht selten auch regelrechte Gewitterstürme, die aber in der Regel erst am späten Nachmittag oder während der Nacht ausbrachen.

Waren die Regengüsse vorüber, was zumeist nicht sehr lange dauerte, riss die Wolkendecke rasch wieder auf und die Sonne ließ den feuchten Boden im Nu wieder trocknen. Wasser kondensierte, die Luft wurde schwül-heiß und die Wolken wuchsen erneut zu bedrohlichen, ambossförmigen Wolkenbergen heran, die sich bald schon wieder aufs Neue über dem Land entleerten.

Die Regenfälle fegten die Straßen der Stadt in Sekundenschnelle menschenleer. Jeder, der irgendwie konnte, suchte unter den Arkaden der Gebäude Schutz, um das Unwetter geduldig abzuwarten. Pech für diejenigen, die es außerhalb der Stadt erwischte, denn die meist sintflutartig vom Himmel herabstürzenden Wassermassen ließen jeden innerhalb kürzester Zeit bis auf die Haut durchweichen.

Abends war auf den Straßen Kurandas dann auch kaum mehr jemand zu Fuß unterwegs. Lediglich ein paar Nachtwächter waren dann noch anzutreffen sowie kleine Gruppen von Kindern, die im Schein der Straßenlaternen oder mit Taschenlampen ausgerüstet Heuschrecken, die auf einmal allgegenwärtig waren, in Plastiktüten einsammelten. Dasselbe Los widerfuhr den Termiten, die mit der beginnenden Regenzeit scharenweise ausflogen und tagsüber von Jung und Alt aus der Luft gefangen wurden. Auf dem Markt wurden die gerösteten Insekten körbeweise angeboten und Solveig schlug im Scherz vor, rund um das Haus doch eine kleine Sammlung zu veranstalten und am Straßenrand einen eigenen Verkaufsstand zu eröffnen, um das Projektbudget aufzubessern.

Marie-Claire erklärte, dass sowohl Heuschrecken als auch Termiten wichtige Proteinquellen in der Ernährung der Menschen auf dem Lande darstellten. Wie sie bei Emmanuel beobachten konnten, wurden die Termiten nicht nur geröstet verzehrt, sondern auch gerne fangfrisch verspeist. Ganze Nachmittage brachte er damit zu, nach den umherschwirrenden Insekten zu greifen und sie in seinem Mund verschwinden zu lassen. Von den Dreien wagte allein Solveig eine Kostprobe des Getiers. Vor den ungläubigen Blicken ihrer Mitbewohner schob sie sich grinsend eine Handvoll in den Mund und kaute übertrieben genüsslich darauf herum. „Gar nicht übel“, fiel ihre Wertung aus,

während sie bereits die nächste Portion aus Etiennes Hand entgegen nahm. *Der graut auch vor gar nichts*, dachte Julie und wandte sich angeekelt um. Mark war hin und her gerissen, lehnte dann aber Solveigs Aufforderung, doch mal zu probieren, dankend ab.

Eine unangenehme Folge der Regenfälle und der anhaltend hohen Luftfeuchtigkeit war, dass es nahezu unmöglich wurde, Wäsche zu trocken. Nicht selten mussten sie fortan ihre Kleidungsstücke zweimal hintereinander mühsam von Hand waschen, da diese klamm geworden waren und modrig rochen.

Besonders schwer unter den Regengüssen litten die unasphaltierten Straßen: Es entstanden zahlreiche neue Abflusrrillen und -rinnen und die bereits vorhandenen vertieften sich besorgniserregend. „Wolltest du nicht in deiner Diplomarbeit über Bodenerosion schreiben? - Kannst du jetzt sozusagen direkt vor unserer Haustüre erforschen“, sagte Solveig an Mark gewandt, als sie nach einem Regenschauer mit dem Wagen den Weg zu ihrem Haus herabschlingerten, worauf er nur Unverständliches vor sich hin grummelte, da er ständig das Lenkrad hin- und her reißen musste, um nicht in die ganz tiefen Rinnen und Schlaglöcher zu geraten oder im Straßengraben zu landen.

Tatsächlich hatte er noch nicht die leiseste Ahnung, ob er wirklich etwas über Bodenerosion schreiben sollte oder lieber doch nicht. Vor einigen Tagen hatten sie zum ersten Mal der Universitätsbibliothek einen Besuch abgestattet. Benjamin hatte sie hingeführt und dann sich selbst überlassen. Die Auswahl an französisch- und englischsprachiger Literatur war beträchtlich und jeder der drei ging seinen Interessen und Neigungen nach und studierte Bücher oder kopierte sich Auszüge daraus. Entleihen konnten sie leider nichts, da es sich um eine Präsenzbibliothek handelte und sie davon abgesehen auch nicht an der Universität eingeschrieben und somit nicht leihberechtigt waren.

Seit die Feldarbeiten beendet waren fanden sie endlich Zeit, sich um die fachliche Seite ihres Aufenthalts zu kümmern. Julie interessierte sich ebenfalls sehr für den Themenkomplex Bodenerosion, Erosionsschutz und Agroforstwirtschaft, musste jedoch enttäuscht feststellen, dass all dies bei P.I.A.F. längst zur Genüge erforscht schien und so leicht keine interessanten und neuen Anknüpfungspunkte mehr zu finden waren. Natürlich ließe sich in den Versuchsreihen mit verschiedenen Gründüngungspflanzen hier eine Bedingung verändern, dort eine andere Art erproben – mit etwas „Geofantasie“ ließ sich immer ein Thema finden oder, wenn es denn sein musste, auch an den Haaren herbeiziehen,

wie viele Diplomanden und Doktoranden es ihrer Meinung nach praktizierten. Doch das war nicht ihr Ding. All diese Diplomarbeiten und Dissertationen mit ihren speziellen Fragestellungen unter ganz speziellen Bedingungen – wofür waren sie letztendlich gut? Oder waren sie oft nichts weiter als reiner Selbstzweck? Dies würde zumindest erklären, weshalb die meisten dieser Arbeiten in den Kellern der Universitäten verschwanden und dort unbeachtet verstaubten.

Was gab es nicht alles schon an Literatur zum Thema Bodenerosion: Erosion hier, Erosion da – schön und gut. Erosionsmengen, Niederschlagsmengen und Hangneigungen wurden gemessen, Bodenbedeckungsgrade errechnet – in der Theorie zumindest schien das Problem längst gelöst zu sein. Warum bloß existierte es in der Praxis dann noch immer?

Julie seufzte. Vielleicht wäre das ein Ansatzpunkt. Doch hatte das nicht auch längst schon jemand irgendwo irgendwann einmal erforscht? Ernüchtert blickte sie auf den Stapel Bücher, den sie vor sich auf dem Schreibtischpult liegen hatte. All diese gut gemeinten Ratschläge, all diese Erkenntnisse: Hatte sich jemals irgendwer in der Praxis um sie geschert? *Betrachtet man die Menge sämtlicher Fachbücher auf der ganzen Welt, überlegte sie, sollte man meinen, die Menschheit wäre frei von Problemen.*

Sie sah zu Solveig hinüber, die ein Buch vor sich aufgeschlagen hatte und eifrig Notizen niederschrieb. *Sie verfolgt immerhin ein konkretes Ziel mit ihrem Vorhaben, die Ergebnisse der P.I.A.F.-Feldforschungen in der landwirtschaftlichen Praxis bei den Kleinbauern zu erproben*, dachte sie mit einer Spur von Neid.

Zwei Tische weiter saß Mark und las in einem dicken Wälzer, dessen Titel Julie auf die Entfernung nicht entziffern konnte, zumal er das Buch so hielt, dass dieser kaum zu erkennen war. Sie dachte an jene Nacht zurück, nachdem sie das erste Mal in der *Boîte* gewesen waren. Natürlich hatte sie Solveig gegenüber nicht die ganze Wahrheit gesagt. In Wirklichkeit hatte sie nicht alles vergessen, wie sie behauptet hatte, um sich vor weiteren neugierigen Fragen zu schützen. Sie war sogar mehr noch bei Verstand gewesen als Mark, der zunächst zwar noch halbwegs hatte Autofahren können, danach jedoch, als er sich auf einmal nicht mehr auf das Fahren konzentrieren musste, ganz plötzlich jenseits von gut und böse gewesen war. So ganz nüchtern war sie natürlich auch nicht gewesen, sonst hätte sie ihn auch nicht unter einem Vorwand in ihr Zimmer gelockt – genau brachte sie es auch nicht mehr zusammen ... Doch sie erinnerte sich, dass es um eine CD gegangen war, die sie ihm zum Anhören mitgeben wollte. Aus Mangel an anderen Sitzgelegenheiten hatten sie sich auf ihr Bett gesetzt, waren das Booklet durchgegangen und

hatten sich über die Texte unterhalten. Und dann war es irgendwie geschehen – Julie musste grinsen bei dem Gedanken. Mark hatte ihr schon von Anfang an ganz gut gefallen mit seinen dunklen Haaren, den schönen braunen Augen mit dem Hundeblick und diesem Gesichtsausdruck, der stets ein wenig erstaunt wirkte. Doch dass es dazu kommen würde, hatte sie weder gedacht noch beabsichtigt – immerhin war er ja in festen Händen, auch wenn deren Griff auf die Entfernung nicht allzu fest sein konnte. *Schade eigentlich, dass er eine Freundin hat*, dachte sie. *Ständig schreibt er Faxe oder Briefe und bekommt Post von ihr, obwohl es in letzter Zeit etwas weniger geworden ist*. Sie versuchte sich vorzustellen, wie es wohl sein mochte, mit Mark zusammen zu sein, kam jedoch zu keinem befriedigenden Ergebnis. *Aber trotzdem gut, dass es passiert ist*, überlegte sie. Das ist dann jetzt sozusagen wirklich der definitive Schlussstrich mit Jan. Ich werde ihm schreiben, dass ich mich hier in jemanden verliebt hätte und dass mir dadurch bewusst geworden ist, dass ich unter diesen Umständen die Beziehung zu ihm nicht mehr weiterführen kann und will und so weiter und so fort ... Und damit wäre diese Angelegenheit endlich aus der Welt!

Sie blickte auf die große Uhr an der Wand über dem Eingang. Es war bereits später Nachmittag, die Zeit war wieder einmal im Handumdrehen verflogen. Sie stand auf und ging zu Solveig und fragte, ob sie nicht langsam zum Ende kommen und nach Hause fahren sollten. Solveig war ebenfalls überrascht, wie schnell die Zeit vergangen war. Sie hatte eine Menge interessanter Bücher gefunden und Benjamin hatte ihr erzählt, dass es zum Thema Agrar- und Forstwirtschaft noch eine kleine ausgelagerte Bibliothek auf dem Weg zu den P.I.A.F.-Feldern gab. Diese wollte sie auf jeden Fall irgendwann auch noch besuchen. Ganz abgesehen davon wollte sie Peer unbedingt einmal in Ruhe genauer nach seinem Projekt und seinen Erfahrungen ausfragen, denn als er erzählt hatte, dass er sich um die Förderung der landwirtschaftlichen Beratungsdienste kümmerte, hatte sie zwar aufgehört, jedoch nicht direkt mit der Tür ins Haus fallen wollen.

Sie machten Mark Handzeichen, der daraufhin aus seiner Lektüre aufschreckte, als würde er gewaltsam einer anderen Welt entrissen. Er nickte und sie begannen, ihre Bücher zusammenzupacken und zurück in die Regale zu sortieren. Wenn er erst einmal angefangen hatte, sich in Fachliteratur einzulesen, kam er leicht vom Hölzchen aufs Stöckchen, las irgendwo am Rande ein interessantes Schlagwort und glitt ab in Gebiete, die mit dem ursprünglichen Thema bald überhaupt nichts mehr zu tun hatten. Es war nicht einfach.

Gemeinsam verließen sie die Bibliothek, wobei Mark auf einen Aushang am Schwarzen Brett aufmerksam machte, der die Fernsehübertragung eines Europapokalspiels mit deutscher Beteiligung im Auditorium ankündigte. „Könnte interessant werden, ist aber erst in ein paar Tagen“, meinte er.

Sie verließen das Gebäude und machten sich auf den Nachhauseweg, wobei der übliche Zwischenstopp an der Post eingelegt wurde. Julie und Solveig gaben Briefe in die Heimat auf und erhielten im Gegenzug jeweils zwei aus dem Postfach. Außerdem war ein Brief von Klaus Kaiser für sie alle eingetroffen. Mark schickte dieses Mal weder einen Brief ab noch empfing er einen, was in der ganzen Zeit, die sie jetzt schon in Kuranda waren, noch nie vorgekommen war.

„Was ist los? Schreibfaul geworden?“ neckte Solveig ihn und setzte sich hinters Steuer.

„Nee“, antwortete er gedehnt. „Ich telefoniere jetzt lieber öfters mal“, was nicht zu widerlegen war, da er als einziger etwa dreimal wöchentlich das kostspielige öffentliche Telefon im Marabut nutzte.

Julie öffnete noch während der Fahrt den Brief von Klaus Kaiser, den er diesmal ordentlich getippt hatte, und las laut vor:

Hallo Julie, Solveig und Mark,

ich schicke euch ausnahmsweise einen Brief, da ich ein paar größere Anlagen beizufügen habe und der Postweg sich ja mittlerweile doch verbessert zu haben scheint. Zu euren Fragen:

Der Zustand des Labors hört sich in der Tat nicht gut an und wir müssen uns auch sehr darüber wundern, dass der Doyen diesbezüglich noch nichts in die Wege geleitet hat. Dass ihr dort putzt, kommt überhaupt nicht in Frage, wir schicken schließlich keine wissenschaftlichen Putzkräfte nach Afrika! Geht zum Doyen und sprecht das Thema an – ich bin mir sicher, ihr habt dabei das richtige Fingerspitzengefühl! – Und gebt ihm zu verstehen, dass er seine Putzfrauen (und -männer) von der Fakultät das Labor reinigen lassen soll. Schließlich handelt es sich um ein Gebäude der faculté d'agronomie, er kann sich also nicht damit herausreden, dass er nicht zuständig sei!

Für die dringend notwendige Reparatur der Erosionsmessanlage habe ich euch eine Kopie des Bauplans beigelegt. Sucht einen fähigen Handwerker, der ihn zu lesen versteht und die Anlage wieder in ihren ursprünglichen Zustand versetzen kann.

Da ihr die Feldarbeit erfolgreich beendet habt (dickes Lob!!!) nehmt euch jetzt ruhig Zeit für eure wissenschaftlichen Vorhaben. Ab Januar soll das Projekt wieder richtig „brummen“.

*Unser für Mitte November anvisierter Besuchstermin wird sich voraussichtlich um etwa zwei Wochen verzögern, da Professor Wienands in dieser Zeit an einem Kongress in San Diego teilnehmen wird, auf den ich ihn begleiten werde. Bringt es dem Doyen bitte möglichst schonend bei - aufgeschoben ist schließlich nicht aufgehoben ;-)
Seid froh, dass ihr jetzt in Afrika seid, hier ist es nämlich furchtbar kalt, verregnet und dunkel!*

Mit besten Grüßen aus dem Schwabenland,

Klaus

Julie blickte Solveig an, die sich jedoch auf die Straße konzentrieren musste.

„Was soll man dazu sagen“, sagte sie so gefasst wie nur möglich und drehte sich zu Mark um. „Der stellt sich das alles vielleicht einfach vor. Wenn ich das schon lese (sie zitierte mit verstellter Stimme aus dem Brief): «... ich bin sicher, ihr habt dabei das richtige Fingerspitzengefühl ...» – Da krieg ich doch die Krise!“ Dann ereiferte sie sich regelrecht: „Und ganz am Schluss dann der Hammer: Ich schreibe ihm noch, wie wichtig hier dieser Besuchstermin genommen wird, und die beiden fahren stattdessen lieber erst mal nach Kalifornien! – Klar, das nimmt man natürlich auch noch mit, vor allem bei dem Mistwetter in Deutschland. Und dazu noch dieser saublöde Spruch (sie zitierte wieder mit nachgeäffter Stimme): «... aufgeschoben ist nicht aufgehoben ...». – Ha, ha, ha, sehr witzig, mir kommen die Tränen ... Ach ja, und dann noch dieser Kommentar zum Wetter: Was bitte soll das? Will der uns etwa unterstellen, dass wir hier Urlaub machen oder was? Der weiß doch auch, dass jetzt Regenzeit ist und dass es da auch nicht nur tolles Wetter hat!“

„Das mit der Verschiebung des Besuchstermins wird beim Doyen mit Sicherheit nicht gut ankommen“, stimmte Mark zu. „Versteh ich auch nicht, dass irgendein Kongress auf einmal wichtiger sein soll als P.I.A.F. ...“

„Bei mir kommt das auch nicht gut an“, sagte Solveig enttäuscht, die gehofft hatte, die Sache mit der Projektleiterstelle rasch regeln zu können.

„Na, dann können wir uns jetzt schon mal überlegen, wie wir’s dem Doyen am schonendsten beibringen“, meinte Julie, hob ihre Hände hoch und betrachtete sie demonstrativ von allen Seiten. „Mal sehen, ob wir tatsächlich das richtige Fingerspitzengefühl haben, wie Klaus zu wissen glaubt.“

Als sie in ihre Straße einbogen, sahen sie Peer ihnen entgegenkommen. Beide Autos hielten auf gleicher Höhe an und er rief zu ihnen herüber, ob sie nicht Lust hätten, am Abend auf einen Besuch nach Easy Living zu kommen. „Ich sage Saida Bescheid, dann gibt es *Ugali* für alle.“ Julie und Solveig hatten nichts einzuwenden, allein Mark graute bei dem Gedanken an einen trockenen Maisbreiklumpen zum Abendessen. Trotzdem stimmten sie der Einladung erfreut zu. „Das gibt dann ja ein Festessen für die Hunde“, meinte Solveig, der Marks Gesichtsausdruck bezüglich des Ugalis nicht entgangen war.

Am frühen Abend begann es zu regnen und da es nicht danach aussah, als sollte sich dieser Zustand in absehbarer Zeit ändern, blieb ihnen nichts anderes übrig, als im strömenden Regen loszuwaten. Die Straße hatte sich in glitschigen, rötlichen Schlamm verwandelt und machte den kurzen Weg wahrlich nicht zu einem Vergnügen. „Scheiße“, schimpfte Mark. „Was für ein Mistwetter! Und dazu auch noch richtig kalt – ich dachte, wir sind hier in Afrika!“

Julie und Solveig sahen sich an. Er schien schlecht gelaunt zu sein. Wahrscheinlich, weil er wieder einmal keinen Brief von Sabine bekommen hatte, wie sie vermuteten.

„So ist das eben hier im Hochland während der Regenzeit“, belehrte Solveig ihn, worauf er nichts entgegnete und lediglich noch einige Male „Scheiße“ vor sich hin schimpfte, weil er ein paar mal um ein Haar ausgerutscht und gefallen wäre.

Endlich in Easy Living angekommen zogen sie ihre nassen und verschmutzten Sachen auf der Veranda aus, bevor sie das Haus betraten, obwohl Peer abgewinkt und ihnen versichert hatte, dass sie das nicht zu machen brauchten. Als sie auf Socken das Haus betraten wurde ihnen klar, weshalb: Primus, Tusker und Easy waren ebenfalls im Wohnzimmer und hatten nicht nur überall auf dem Steinfußboden ihre schmutzigen Pfotenabdrücke hinterlassen, sondern dazu noch eine Zeitung derart zerfetzt, dass der gesamte Raum mit Papierschnipseln übersät war.

„Das ist also Easy Living respektive *Peeropolis*“, stellte Solveig in Anlehnung an das Drama von Ibsen, das sie nach wie vor am Lesen war, amüsiert fest und ließ den Blick durch den Raum schweifen.

„Wir haben gerade ein bisschen gespielt“, erklärte Peer grinsend das Chaos und führte sie auf einen Rundgang durch das Haus, das in etwa einen T-förmigen Grundriss hatte und auf eine unorthodoxe Art und Weise gemütlich wirkte.

Das riesige Wohnzimmer, in welches man von der kleinen Veranda aus gelangte, bot genügend Raum für eine gemütliche Sofaecke mit Fernseher, DVD-Recorder und einer Musikanlage, eine Sitzgruppe um einen runden Tisch sowie zahlreiche Bücherregale, die außer mit Büchern mit verschiedenen Holzstatuen, Holzschalen und anderen afrikanischen Schnitzarbeiten gefüllt waren. An den Wänden hingen afrikanische Batiken sowie eine riesige, aus drei Einzelkarten zusammengefügte Afrikakarte. „Die sind ja klasse“, rief Julie begeistert und deutete auf ein handgeschnitztes Arrangement aus insgesamt sechs kleinen Tierfiguren – Giraffe, Zebra, Elefant, Nashorn, Leopard und Löwe – welche in einem der Regale auf winzigen Hockern um einen Miniaturtisch saßen, dessen Platte die Form Afrikas hatte, und sich mit winzigen Holzkrügen zuprosteten. „Das ist mein liebstes Erinnerungsstück aus Nairobi, die so genannte Bierparty“, erklärte Peer und führte sie weiter.

Am mittleren oberen Ende des etwas kurz geratenen T-Mittelstücks befand sich die Essecke, rechts daneben die Küche. Im linken Gebäudeflügel waren ein Gäste-WC, eine Dusche, ein Gästezimmer sowie Peers Arbeitszimmer untergebracht, im rechten Flügel hatte er sein Schlafzimmer und ein Badezimmer.

Sie nahmen sich jeder eine Flasche Primus aus dem Kühlschrank und machten es sich in der Sofaecke bequem. Sofort kamen die Hunde schwanzwedelnd herüber in der Hoffnung auf mehr Streicheleinheiten, die sie auch bekamen. „Woher hattest du denn die Zeitung?“ fragte Mark interessiert und wies mit dem Kopf in Richtung der zerrissenen Überreste.

„Nicht von hier, hier gibt es ja leider nichts dergleichen“, antwortete Peer. „Das ist eine Wochenzeitung aus Dänemark, die ich abonniert habe und mir zuschicken lasse. Ist zwar nicht gerade billig, aber besser als gar nichts. Die lokalen Nachrichten, die man über das Fernsehen empfangen kann, sind qualitativ nicht gerade die besten. Bleibt dann nur noch der Weltempfänger, aber der ist mir irgendwie kaputt gegangen.“

„Wie kommt es eigentlich, dass du so gut Deutsch sprichst?“ fragte Julie, während sie Primus streichelte und Easy auf ihren Schoß klettern ließ.

„Deutsche Mutter, dänischer Vater und quasi Weltbürger vom Gemüt. Meine Eltern waren beruflich viel unterwegs und haben mich und meine Schwester immer mitgenommen. In Deutschland haben wir unter anderem auch eine Zeit lang gelebt, meist aber im asiatischen Raum.“

„Wo denn genau?“ wollte Julie wissen und er begann, eine Reihe asiatischer Länder aufzuzählen. *Nomen est omen*, dachte Solveig. *Ein richtiger Weltenbummler also.*

Es klopfte an die Türe und die rundliche Frau, der sie schon einmal auf Peers Grundstück begegnet waren, betrat lächelnd den Raum, gefolgt von drei barfüßigen Kindern, die ihr wie Orgelpfeifen der Größe nach folgten. Saida trug ein Tablett mit dampfenden Schüsseln darauf. Ihre Kinder hatten Teller und Besteckteile alibimäßig unter sich aufgeteilt, was ihr Mitkommen rechtfertigte. Wahrscheinlich waren sie vor allem neugierig darauf gewesen, die fremden *Wazungu* zu Gesicht zu bekommen, zu denen sie nun im Vorbeigehen mit unverhohlenem Interesse hinüberschauten. Dabei wäre der Kleinste beinahe über den runden Kokosfaserteppich gestolpert, den die Hunde beim Spielen umgeklappt hatten. Seine Geschwister kicherten leise vor sich hin und Saida schüttelte lächelnd den Kopf. Dann stellten sie Essen und Geschirr auf dem Esstisch ab, wünschten einen guten Appetit und verschwanden wieder.

„Na denn, auf geht’s zum leckeren Ugali-Essen“, rief Peer in gespielter Vorfreude. Es gab einen riesigen Berg Maisbrei, dazu rote Bohnen und Julies und Solveigs Lieblingsspinat. Der Brei war staubtrocken und auch die Beilagen enthielten nur wenig Flüssigkeit, so dass das Essen nur mit viel Mühe und Geduld zu schlucken war. Peer holte sein Bier und spülte jeden Bissen mit einem gehörigen Schluck hinunter. Mark tat es ihm gleich. Julie und Solveig schienen weniger Probleme mit der Beschaffenheit des Maisbreis zu haben und aßen ihre Portion anstandslos. Da die kompakte Masse gut stopfte, waren sie rasch satt und Julie begann, heimlich unter dem Tisch die Hunde zu füttern, welche die ganze Zeit über bettelnd dagesessen hatten.

Nachdem das Mahl beendet war, setzten sie sich wieder in die Sofaecke, hörten Musik und unterhielten sich. Peer fragte nach P.I.A.F. und sie erzählten ihm von ihrer Aufgabe und ihren Plänen in Bezug auf eigene wissenschaftliche Arbeiten. Julie und Mark staunten nicht schlecht, als Solveig ein ziemlich ausgereift wirkendes Konzept für eine Doktorarbeit beziehungsweise für künftige Arbeiten innerhalb des Projekts darlegte. Offensichtlich war sie in der letzten Zeit recht fleißig gewesen. Peer hielt ihren Ansatz für sehr gut und thematisch gesehen für längst überfällig. Er erzählte ihnen von seinen Erfahrungen bei Besuchen bei Kleinbauern und in der Zusammenarbeit mit dem Landwirtschaftsministerium, das zwar einen eigenen Beratungsservice für Kleinbauern hatte, dem jedoch so gut wie keine Mittel zur Verfügung standen, um richtig arbeiten zu können.

„Es fehlt einfach an allem: Es fängt schon damit an, dass die Berater keine Dienstwagen haben. Das heißt, sie können nur einen Bruchteil der Bauern erreichen. Und so geht es dann weiter. Der gute Wille ist zwar vorhanden, aber es fehlen ganz einfach die Mittel.“

„Kennst du eigentlich einen Uwe Wöhner?“ fragte Solveig. „Zu dem wollen wir die Tage ganz gerne mal hinfahren. Er hat bei P.I.A.F. promoviert und kann uns sicherlich auch ein paar nützliche Tipps geben.“

Peer zog eine Grimasse. „Ja, ich hab ihn ein paarmal getroffen, das lässt sich hier auf Dauer auch kaum vermeiden. Ich hab sogar mal was von ihm gelesen. Er ist nicht gerade mein Typ, aber besucht ihn ruhig mal, er wird euch sicher noch einiges über P.I.A.F. erzählen können.“

Plötzlich erlosch das Licht und die Musik erstarb. Erst jetzt in der Stille fiel ihnen das laute Prasseln des immer noch andauernden Regens auf dem Wellblechdach auf, das zuvor von der lauten Musik übertönt worden war. Peer nahm eine Taschenlampe zur Hand, die er griffbereit auf der Ablage unter dem Couchtisch liegen hatte, und ging Kerzen holen.

„So eine Taschenlampe wäre für uns auch mal eine praktische Anschaffung“, meinte Mark.

„Eeh“, stimmte Julie zu. „Mal sehen, wie lange der Strom diesmal wegbleibt ...“

Peer brachte Kerzen sowie zwei Petroleumlampen, so dass sie wieder Licht hatten, leider aber keine Musik mehr. Als Julie auf die Toilette ging bemerkte sie, dass auch kein Wasser aus den Leitungen floss. Das konnte ja heiter werden.

Die Elektrizität kehrte an diesem Abend nicht wieder. Die drei hatten noch lange darauf gehofft, nicht zuletzt um später nicht im Stockdunklen nach Hause gehen zu müssen. Irgendwann sehr spät jedoch begruben sie diese Hoffnung und verabschiedeten sich. Julie und Mark waren bereits nach draußen gegangen, während Solveig noch im Wohnzimmer stand und sich mit Peer über eine Studie zur Lage der Kleinbauern des Landes unterhielt, die sie in einem der Regale entdeckt hatte.

„Wenn du Lust hast, kannst du mich gerne mal bei meiner Arbeit begleiten“, bot er ihr an. „Ich habe mit vielen Kleinbauern zu tun und natürlich auch mit den Leuten vom Landwirtschaftsministerium. Das könnte eventuell interessant für dich sein.“

„Das wäre prima“, entgegnete Solveig begeistert. „Wann?“

Sie vereinbarten einen Tag, an dem Peer, wie er sagte, einige sehr interessante Termine hatte. Dann musste Solveig sich schleunigst verabschieden, da Julie und Mark draußen schon ungeduldig nach ihr riefen.

Der Heimweg war in der nahezu völligen Dunkelheit ziemlich beschwerlich, zumal die Straße nunmehr eine einzige Schlammrippe war, auf der sie den Hang mehr hinab rutschten als gingen. Zum Glück hatte

wenigstens der Regen inzwischen aufgehört und sie wurden nicht wieder bis auf die Haut durchnässt. Die einzigen Orientierungshilfen, die sie beim Gehen hatten, waren das schwache Licht der Petroleumlampe, die Peer ihnen mit auf den Weg gegeben hatte, der ab und zu zwischen den Wolken hervorblitzende Mond sowie einige schwach beleuchtete Häuser.

Solveig war mehr als zufrieden mit dem Verlauf dieses Abends. Wer weiß, vielleicht würde sie von Peer fachlich sogar noch mehr profitieren können als von Uwe Wöhner, den sie demnächst endlich ausfindig machen und besuchen wollte. Von Peers Zuspruch gegenüber ihrem Vorhaben bestärkt beschloss sie, nun doch schon am nächsten Tag einen Brief mit dem aktuellen Stand ihrer bisherigen Ideen und Vorschläge an Klaus Kaiser und Professor Wienands zu schicken. Sie wollte die Sache mit der Projektleiterstelle jetzt so bald wie möglich unter Dach und Fach wissen und hoffte, dass Klaus ihr vielleicht noch vor seiner Abreise nach San Diego eine Zusage zukommen lassen würde.

Auch am nächsten Tag hatten sie weder Strom noch Wasser. Julie hatte sich nach dem Aufstehen auf eine warme Dusche gefreut und stand nackt und fröstelnd in der Duschkabine, doch auf einen müden, eisig kalten, rötlich gefärbten Wasserstrahl folgten lediglich noch ein paar klägliche Tropfen, bevor das Wasser endgültig versiegte. Fluchend schlang sie sich das Handtuch um und trat aus der Dusche, um die Wasserhähne an Badewanne und Waschbecken zu testen, leider mit demselben enttäuschenden Resultat. Auch die WC-Spülung funktionierte nur noch ein einziges Mal, danach folgte nichts mehr. Sie kleidete sich an, verließ missmutig das Badezimmer und gab die schlechte Nachricht an Solveig weiter, die gerade verschlafen aus ihrem Zimmer kam. „Auch das noch“, murmelte sie gähmend und streckte sich. „Übrigens – da fällt mir ein: Was ist eigentlich mit dem Klempner? Das Gästeklo funktioniert auch immer noch nicht und er hat sich schon verdammt lange nicht mehr hier blicken lassen.“

„Im Moment könnte er wahrscheinlich auch nichts machen, hier geht ja momentan überhaupt nichts. Kaffee und Tee zum Frühstück können wir auch abhaken.“

Solveig kehrte in ihr Zimmer zurück, um sich anzuziehen, während Julie auf die Veranda ging. Als sie die Haustüre öffnete und heraustrat, sah sie Marie-Claire dort sitzen.

Ich fass es nicht, dachte sie. *Sie schon wieder ...*

„Guten Morgen“, sagte Marie-Claire artig. Widerwillig grüßte Julie zurück und verfiel in abwartendes Schweigen. *Wenn sie was will, soll sie doch*

anfangen, dachte sie schlecht gelaunt. Es blieb jedoch still und da Marie-Claire einfach so unbeweglich und schweigend sitzen blieb, ging Julie an ihr vorbei in den Garten.

Der Boden hatte sich wie ein Schwamm mit Regenwasser voll gesogen, so dass jeder ihrer Schritte ein schmatzendes Geräusch verursachte. Demnach musste es während der Nacht erneut geregnet haben. Jetzt war der Himmel zwar bedeckt, doch man konnte den Kampf der Sonne beobachten, die sich mühsam durch die Wolken hindurchzuarbeiten bemühte.

Das Geräusch einer zuschlagenden Tür lenkte ihren Blick auf das untere Haus und sie sah einen Mann im Anzug und einer Aktentasche in der Hand heraustreten. Er verschwand hinter der Hausecke, kurz darauf hörte Julie eine Autotüre und das Starten eines Automotors. *Was sind das bloß für Leute? Vielleicht sollten wir einfach mal guten Tag sagen und uns vorstellen, schließlich haben wir mit dem Rechtsstreit um das Haus nichts zu tun und sie haben keinen Grund, uns feindlich gesinnt zu sein*, überlegte sie. Da hörte sie auf einmal Solveigs Stimme, die sie rief, und drehte sich um. Solveig kam auf sie zugeschlendert und fragte: „Hast du schon mit Marie-Claire gesprochen?“ Julie verneinte. „Sie fragt, ob wir eine ihrer so genannten Schwestern aus dem Krankenhaus abholen könnten. Sie hat gestern ein Kind zur Welt gebracht und ist wohl noch zu schwach, um nach Hause zu gehen oder mit einem dieser chaotischen Sammeltaxis zu fahren. Was meinst du dazu?“

Stirnrunzelnd sah Julie sie an: „Was glaubst du wohl?“

Solveig grinste.

„Da geht man nichts böses ahnend morgens vor die Haustür, um in Ruhe in seinem Garten ein bisschen frische Luft zu schnappen – wenn man schon weder duschen noch Tee trinken kann! – und da sitzt sie schon wieder da wie bestellt und nicht abgeholt und sagt noch nicht einmal von sich aus, dass sie etwas von uns will, obwohl die Sache natürlich glasklar ist. Das nervt wirklich“, schimpfte Julie.

„Ich find’s auch nicht in Ordnung“, meinte Solveig. „Weißt du, wie sie anfang, ihr Anliegen vorzubringen? – *«Je dois aller à l’hôpital²⁷»*. – Klingt nicht gerade wie eine Bitte, wenn du mich fragst. Aber lass mal unseren barmherzigen Samariter aus den Federn kommen, der sagt bestimmt wieder zu allem ja und Amen und fragt unterwegs noch ein weiteres Dutzend Leute, ob er sie nicht irgendwo hinfahren kann.“

„Wenn man vom Teufel spricht“, erwiderte Julie und nickte in Richtung Veranda, wo Mark gerade aus dem Haus trat und eine Unterhaltung mit

²⁷ franz.: Ich muss zum Krankenhaus

Marie-Claire begann. Die beiden wechselten ein paar Worte und sie beobachteten, wie Mark sich nachdenklich durch das vom schlafen noch wirre Haar fuhr, eine Zigarette anzündete und gemächlich auf sie zu geschlendert kam.

„Und – schon entschieden, ob wir’s tun werden?“ fragte er grinsend.

„Also eigentlich wollte ich vorschlagen, zuallererst am Marabut vorbei zu fahren und einen Tee zu trinken. Vielleicht kann man da ja auch die Toilette benutzen, hier ist ja alles im Eimer. So aber ...“ Julie schaute in Marie-Claires Richtung, die unbeweglich wie eine Statue auf der Mauer saß und wartete.

„Wir *müssen* es nicht machen“, sagte Mark überraschenderweise, fügte dann jedoch hinzu: „Aber wir *könnten*. Schließlich haben wir doch nichts Dringendes vor heute morgen, oder?“

„Also ich muss heute auf jeden Fall einen Brief nach Stuttgart schreiben und zur Post bringen“, sagte Solveig. „Und beim Doyen sollten wir vielleicht auch mal vorbei und uns die Adresse von Uwe Wöhner geben lassen. Außerdem müssen wir nach dem verschollenen Klempner fragen, die Sache mit dem Labor ansprechen, den verschobenen Besuchstermin ...“

„Hör auf, das wird ja immer besser!“ unterbrach Julie sie mit gespielter Entsetzen und hob abwehrend die Hand. „Ich war so froh, den mal ein paar Tage nicht gesehen zu haben.“

„Also, was nun?“ drängte Mark.

„Du kannst es ja gar nicht erwarten, Kinderwagen zu spielen, was?“ spottete Solveig.

Schließlich gaben Julie und Solveig aber nach, auch wenn der Verzicht auf eine heiße Tasse Tee nach dem Aufstehen in Julies Augen ein hoher Preis war.

Das Krankenhaus von Kuranda befand sich am Rande der Stadt auf einem weitläufigen, umzäunten Gelände, auf dessen parkartigen Rasenflächen schirmförmige Akazien, Mangobäume und Euphorbien wuchsen. Im Vorüberfahren stieg ihnen ein intensiver, äußerst unangenehmer Geruch in die Nasen.

„Das kommt von dort drüben“, erklärte Marie-Claire und wies in Richtung eines kleinen Backsteingebäudes mitten auf dem Krankenhausesgelände. „Das ist das Totenhaus.“

Angewidert verzogen Julie, Solveig und Mark die Gesichter.

„Ist ja toll für die Patienten, diesen Geruch ständig in der Nase zu haben“, bemerkte Julie und hielt sich die Nase zu.

„Das ist nicht immer so“, beschwichtigte Marie-Claire. „Der Wind steht heute nur ungünstig.“

„Na dann ...“, meinte Mark wenig überzeugt.

Sie fuhren durch die Toreinfahrt auf das Krankenhausgelände und Marie-Claire wies ihnen die Richtung. Sie zeigte ihnen, wo sie parken und auf sie warten konnten, dann verschwand sie in einem der Gebäude, um die „Schwester“ mit dem Baby zu holen.

Julie, Solveig und Mark stiegen aus dem Auto und sahen sich währenddessen ein wenig auf dem Gelände um. Sie bewunderten eine besonders schön und hoch gewachsene Euphorbie, unter der auf einer schiefen Holzbank zwei Jungen und ein Mädchen saßen und zu ihnen herüberstarrten. Zu ihrem Schrecken mussten sie bei näherer Betrachtung erkennen, dass jedem der Kinder ein Gliedmaß fehlte: Der eine Junge hatte nur noch ein Bein, ein Paar Holzkrücken – ähnlich jenen, die sie haufenweise in der Schreinerei gesehen hatten – lehnte neben ihm an der Bank. Dem Mädchen fehlte ein Arm und über das kleine Gesicht verlief eine tiefe Narbe quer über die entstellte Nase. Dem anderen Jungen fehlten beide Hände.

„Mein Gott, wer kann so etwas bloß tun?“ fand Mark als erster die Worte wieder. Er hätte den bedauernswerten Kindern zu gerne irgendetwas gegeben, doch sie hatten nichts dabei, was sich geeignet hätte. Julie fand schließlich in der Hosentasche ihrer schmutzigen Jeans noch ein Päckchen Kaugummi, das sie dem einbeinigen Jungen reichte. „Partager“, sagte sie zu ihm und die Kinder lächelten dankbar.

Marie-Claire ließ lange auf sich warten. Mark hatte bereits die zweite Zigarette zu Ende geraucht und liebäugelte mit dem Gedanken an eine dritte, als sie endlich zusammen mit einer schwächtigen Frau, die ein Bündel aus mehreren Tüchern in ihren Armen trug, aus dem Gebäude trat.

„Das ist Josephine“, stellte Marie-Claire die Frau vor, die schüchtern lächelte. „Sie spricht kein Französisch. Und das ...“, sie schlug die Tücher des Bündels, das Josephine in ihren Armen trug, zurück „... das ist ihr kleiner Sohn Maxime.“

Sie sahen das zerknautschte Gesicht eines winzigen, schlafenden Babys, dessen Hautfarbe im Vergleich zur Mutter erstaunlich hell war. „Dunkelt wohl erst mit der Zeit nach“, meinte Solveig auf Deutsch und Julie und Mark konnten sich ein Grinsen nicht verkneifen.

Sie stiegen zusammen ins Auto und fuhren den ihnen bereits bekannten Weg in Richtung Marie-Claires Haus. Mark fuhr äußerst vorsichtig, um das Neugeborene nicht zu sehr durchzurütteln, denn auch auf dieser

Straße hatte der Regen seine Spuren hinterlassen und den Boden wüst zerfurcht.

„Wie viele Kinder hast du?“ fragte Marie-Claire an Julie gewandt, die neben ihr auf der Rückbank saß und auf diese Frage völlig unvorbereitet war. Solveig musste sich zusammen nehmen, um nicht laut loszulachen, und warf einen frechen Seitenblick auf Mark, der mit unbeweglicher Miene geradeaus sah.

„Keine ... Keiner von uns hat Kinder“, hörten sie Julie unwirsch antworten, worauf sie einen mitleidigen Blick von Marie-Claire erntete.

„Eehh“, sagte Marie-Claire und hakte dann nach: „Warum nicht?“

Julie, die auf dieses Thema überhaupt keine Lust hatte, versuchte ihr ausweichend mit wenigen Worten zu erklären, warum man Deutschland im Gegensatz zu afrikanischen Ländern oft erst vergleichsweise spät im Leben – wenn überhaupt – eine Familie gründete, und dann nicht selten auch nur ein einziges Kind hatte. Mit entsetztem Gesichtsausdruck starrte Marie-Claire sie an und übersetzte Josephine das Gesagte, die daraufhin nicht minder erschrocken dreinblickte und ihr Baby umso fester an sich zu drücken schien. Julie bemerkte Solveigs Grinsen im Rückspiegel und fuhr sie verärgert an: „Was soll ich ihr denn sagen? Dass wir etwa keinen Bock auf dicken Bauch und Geschrei haben und unser Geld lieber für andere Dinge ausgeben? - *Das* würde sie bestimmt verstehen ... Oder soll ich vielleicht sagen, wir wollen lieber niemals Kinder, bevor es ihnen so ergeht wie den dreien am Krankenhaus eben?“

„Ist ja gut“, beschwichtigte Solveig und zwang sich zu einer ernsthaften Miene, die ihr mehr schlecht als recht gelang.

„Aber wenn das Kind stirbt“, bohrte Marie-Claire weiter, „falls das einzige Kind stirbt, dann bleibt den Eltern doch keines mehr ...“

Julie wurde das Thema nun wirklich leid und antwortete gereizt: „In Deutschland sterben Kinder normalerweise nicht! Das liegt an der guten medizinischen Versorgung: Es gibt überall genug gute Ärzte, Krankenhäuser und Medikamente.“

Erneut tuschelte Marie-Claire aufgeregt mit Josephine und Julie war erleichtert, dass diese Antwort sie zufrieden gestellt zu haben schien.

Die Schwester – oder in welchem Verhältnis auch immer Josephine zu Marie-Claire stehen mochte – wohnte noch etwa zwei Kilometer von Marie-Claires Haus entfernt.

„Wohin können wir dich jetzt bringen?“ fragte Mark Marie-Claire, nachdem sie Josephine und ihr Baby vor einem kleinen Lehmhaus abgesetzt hatten.

„Zu den Versuchsfeldern“, entgegnete sie und berichtete auf Anfrage von Solveig, dass jetzt, wo die Regenzeit begonnen hatte, vor allem Unkrautjäten auf dem Arbeitsplan der Feldarbeiter stand. „In den Tropen wächst das Unkraut leider schneller, als man schauen kann“, fügte sie erklärend hinzu. „Das beschert den Bauern sehr viel Arbeit, denn sie haben kein Geld für Unkrautbekämpfungsmittel.“

Nachdem sie Marie-Claire am Eingang zum Campus abgesetzt hatten, fuhren sie zur faculté d'agronomie. Dort hatten sie Glück, denn der Doyen war in seinem Büro und hatte auch ein paar Minuten Zeit. Zunächst berichteten sie ihm vom aktuellen Stand der Feldarbeiten und der nahezu abgeschlossenen Möblierung des Hauses, in dem einzig noch Sofa, Sessel und Couchtisch fehlten, die jedoch demnächst auch fertig gestellt sein würden, wie ihnen der Schreiner versichert hatte. Die Nachricht, dass das Gäste-WC noch immer nicht funktionierte und der Klempner sich erneut seit längerem nicht mehr hatte blicken lassen, verärgerte ihn und er versprach, sich um die Angelegenheit zu kümmern.

„Die Adresse von Uwe Wöhner bräuchten wir noch, da wir ihm gerne einen Besuch abstatten würden, um über seine Arbeit bei P.I.A.F. zu sprechen. Klaus Kaiser sagte uns, dass Sie wüssten, wo er wohnt.“

Monsieur Wekesa lächelte. „Einen Termin mit Monsieur Wöhner möchten Sie? Kein Problem, ich kann Ihnen seine Telefonnummer geben.“ Er zückte sein Notizbuch, blätterte umständlich darin und notierte ihnen die Nummer. „Eine Adresse gibt es dort natürlich nicht, er wohnt außerhalb der Stadt. Lassen Sie sich am besten von ihm am Telefon erklären, wie Sie zu ihm finden“. Er reichte Julie den Zettel. „Haben Sie sonst noch ein Anliegen?“

Die drei wechselten Blicke, schließlich begann Julie zögerlich: „Jaaa, da wäre noch die Sache mit dem Bodenkundelabor ...“ Sie räusperte sich. „Wir haben es letztens besichtigt, darin sieht es ja leider alles andere als erfreulich aus ...“

Sie machte eine Pause, um dem Doyen Gelegenheit zu geben, Stellung zu beziehen, doch dieser saß bequem zurückgelehnt und die Hände andächtig unter dem Kinn gefaltet in seinem drehbaren, ledernen Schreibtischsessel wie auf einem Thron und schien auf weitere Ausführungen zu warten. Also fuhr sie fort: „Professor Wienands und Doktor Kaiser würden es sehr gerne sehen, wenn das Labor ab Januar wieder für bodenkundliche Untersuchungen zur Verfügung stehen könnte. Dazu müsste es allerdings erst einmal gründlich gereinigt werden. Da das Labor ja der Fakultät gehört, wäre es am naheliegendsten, wenn

Sie das zuständige Reinigungspersonal mit dieser Aufgabe betrauen könnten. Natürlich sind auch einige Reparaturarbeiten fällig, mit denen entsprechende Handwerker beauftragt werden müssen, wie zum Beispiel ein Elektriker, ein Klempner und ein Tischler. Könnten Sie das wohl in die Wege leiten?“

Monsieur Wekesa antwortete nicht sofort, sondern verharrte einige Augenblicke schweigend in seiner Position. Dann ließ er die Hände sinken, rollte mit seinem Sessel näher an den Schreibtisch heran und richtete sich kerzengerade auf, die Hände nun vor sich auf der Tischplatte gefaltet.

„Was Sie sagen, stimmt“, begann er. „Das Labor muss dringend wieder instand gesetzt werden, da bin ich ganz Ihrer Meinung. Wenn ich Sie jedoch recht verstanden habe, soll dies aus Institutsmitteln finanziert werden. Dazu muss ich Ihnen aber ganz klar sagen, dass derzeit kein Geld für eine solche umfassende Renovierung vorhanden ist, sonst hätte ich eine solche längst veranlasst. Warum trägt die Universität Stuttgart die Kosten für die Reinigung und Renovierung nicht selbst? Schließlich ist es doch ihr Labor!“

„Na, ganz so ist es nun nicht“, widersprach Julie. „Das Labor wurde zwar von der deutschen P.I.A.F.-Seite gebaut und eingerichtet, es wurde jedoch damals abgemacht – und im Übrigen auch schriftlich festgehalten – dass das Labor ein Geschenk an die faculté d’agronomie sei und dass die deutsche P.I.A.F.-Seite lediglich ein unbefristetes Nutzungsrecht für sämtliche laufenden Forschungen darin erhält. Das bedeutet, das Labor gehört faktisch der faculté d’agronomie und damit fällt dieser auch die Aufgabe zu, es instand zu halten.“

„Wo wurde das bitte schriftlich festgehalten? Mir ist nichts über solch eine Abmachung bekannt“, erwiderte der Doyen ungehalten. „Und selbst wenn eine solche existierte: Wenn der Universität keine Mittel für eine Wiederinstandsetzung zur Verfügung stehen, dann kann sie eine solche auch nicht durchführen.“

„Aber es wäre doch sicher möglich, die Putzfrauen einmal einen Tag lang in das Labor zu schicken, um dort ein bisschen sauber zu machen“, schaltete sich Solveig ein. „Das verursacht der Universität keine direkten Kosten.“

„Indirekte Kosten aber wohl“, widersprach der Doyen und unterstrich seine Worte mit erhobenem Zeigefinger. „An einem Tag ist eine solche Aufgabe im Übrigen auch nicht getan. Sagen wir, sie bräuchten eine Woche, um wirklich alles gründlich zu säubern – wer aber reinigt während dieses Zeitraumes die Räume und das Anwesen der Fakultät? Ohne die

Einstellung einer zusätzlichen Reinigungskraft, die wir aber leider momentan nicht bezahlen können, ist ein solches Vorhaben undurchführbar. Das gleiche gilt für die Handwerksarbeiten.“ Er verschränkte die Arme vor der Brust und lehnte sich wieder zurück.

„Und was machen Sie so lange mit Ihren Studenten?“ fragte Mark. „Die müssen doch während ihres Studiums sicherlich auch praktische Laborarbeiten kennen lernen und durchführen. Ohne Labor ist das schwierig ...“

„Das ist zwar sehr bedauerlich, aber dann können sie eben so lange nicht im Labor arbeiten und lernen die Labormethoden lediglich in der Theorie kennen.“

„Tja, dann sieht die Sache aber schlecht aus“, sagte Julie trotzig. „Ich werde Professor Wienands und Dr. Kaiser Ihren Standpunkt mitteilen und dann werden wir sehen, wie wir weiter verfahren werden. Unsere Diplomanden und Doktoranden werden wir dann eben anweisen, ihre Bodenproben mit nach Deutschland zu nehmen und sie im Labor in Stuttgart zu analysieren.“

„Es steht Ihnen selbstverständlich frei, Ihre Bodenproben zu analysieren, wo immer sie möchten“ sagte Monsieur Wekesa gönnerhaft. „So lange Sie keine Probleme mit dem Zoll bekommen, selbstverständlich“, fügte er mit einem listigen Glitzern in den Augen hinzu.

„Ach wissen Sie, einen Sack Bodenproben habe ich auch schon aus Burkina herausgebracht, dasselbe wird hier sicherlich auch möglich sein“, entgegnete Julie streitlustig. „Wir werden die Sache schon irgendwie klären, seien Sie sich da sicher.“

Sie stand auf und wandte sich dann im Gehen plötzlich noch einmal mit triumphierendem Gesichtsausdruck an den Doyen:

„Ach ja, übrigens – was mir gerade noch einfällt: Der Besuchstermin von Professor Wienands und Klaus Kaiser wird sich voraussichtlich um zwei Wochen verschieben, da die beiden an einem sehr wichtigen Kongress in Kalifornien teilnehmen werden. Den genauen Termin werden sie Ihnen mitteilen, sobald sie einen Flug gebucht haben.“

Monsieur Wekesa sah sie mit großen Augen an.

Ätch, damit hat er nicht gerechnet, dachte sie schadenfroh.

„Das ist sehr schade“, entgegnete er gefasst. „Ich hoffe, dass der neue Termin mit meiner eigenen Terminplanung sowie der des Recteur und des Vice-Recteur korrespondieren wird.“

„Das war’s dann wohl mit uns und dem Doyen“, seufzte Julie, als sie wieder im Auto saßen.

„Vielleicht hättest du das mit den Bodenproben außer Landes bringen und der Terminverschiebung etwas diplomatischer rüberbringen können“, meinte Mark.

„Nein, hätte ich nicht!“ widersprach Julie heftig. „Von seiner Seite ist ja auch keine Diplomatie zu spüren. So ein sturer Bock! Außerdem krieg ich einfach die Krise bei dieser Mentalität: Die lassen sich hier ein teures Labor hinstellen, dann lassen sie in ihrem Krieg alles vor die Hunde gehen und halten danach einfach wieder die Hand auf. Dieser Doyen ist einfach unerträglich!“

„Für den Krieg kann er ja nun nichts“, relativierte Solveig. „Aber etwas mehr Entgegenkommen könnte er schon zeigen, das sehe ich auch so. Trotzdem kann es doch wohl nicht an einer Putzfrau scheitern, oder? Die kostet doch fast nichts! Das könnte P.I.A.F. sich doch wohl gerade noch leisten, oder?“

„Hier geht es doch weniger darum, wer jetzt eine zusätzliche Putzfrau bezahlt, als vielmehr ums Prinzip. Winnie und Klaus haben uns jedenfalls vor unserer Abreise deutlich gesagt, dass das Labor Sache der Fakultät ist, du erinnerst dich!“ sagte Julie. „Ich werde jetzt gleich ein Fax nach Stuttgart schreiben, dann können die ja sagen, ob wir eine Putze anheuern sollen oder was zu tun ist.“

Zurück in der WG überließ Julie Solveig das Notebook, da diese bezüglich der Projektleiterstelle einen ausführlichen Brief nach Stuttgart schreiben wollte, und verfasste ihr Fax an Klaus Kaiser handschriftlich. Sie bat die Stuttgarter diesmal ausdrücklich, nicht an das Gerät im Büro des Doyens zu antworten und gab die Faxnummer von „Top Business“ an, von wo aus sie ihre privaten Faxe stets abschickten. Als sie geendet hatte, fiel ihr ein, dass ja noch immer kein Strom da war und sie das Fax vorerst nicht würde abschicken können. Eine schnelle Rückantwort war dann natürlich auch nicht zu erwarten. *Mist*, dachte sie. Wie lange der Stromausfall wohl noch andauern würde? Da sie die Nachricht aber so rasch wie möglich auf den Weg bringen wollte, entschloss sie sich, ihr Schreiben Solveigs Brief beizufügen.

Wie sich herausstellen sollte, war dies genau die richtige Entscheidung gewesen, denn die Rückkehr von Strom und Wasser ließ noch sage und schreibe fünf Tage und Nächte auf sich warten. Von Peer erfuhren sie, dass an verschiedenen Stellen Blitze in die Stromversorgung eingeschlagen und damit das Stromnetz im gesamten Großraum von Kuranda lahm gelegt hatten. Warum die Wasserversorgung ebenfalls

zusammengebrochen war, blieb im wahrsten Sinne des Wortes im Dunkeln.

Das Ganze war natürlich ziemlich unerfreulich: Sie hatten kein Wasser mehr zum Kochen, Waschen oder für die Toilettenspülung. Musik konnten sie nur noch über ihre MP3-Player hören und der Akku des Notebooks war im Nu leer, so dass sie auf diesem auch nicht mehr arbeiten oder spielen konnten. Als es abends erneut zu regnen begann, kam Solveig auf die glorreiche Idee, sämtliche Eimer, Schüsseln und Töpfe, die sie besaßen, nach draußen zu stellen, um Wasser aufzufangen. So hatten sie später immerhin Wasser zum Zähneputzen und Kaffeekochen.

Am nächsten Tag besorgten sie kurzerhand einen riesigen Wassertank, wie ihn die anderen Häuser in der Nachbarschaft auch alle besaßen, um darin Regenwasser zu sammeln. Mit Hilfe einiger Plastikrohre, die sie in demselben Geschäft bekommen hatten, bastelte Mark eine Verbindung von der Dachrinne in den Tank, so dass sie das Wasser vom Dach ebenfalls auffangen konnten. Zusätzlich hatten sie für ihren Haushalt einen fünf Liter fassenden Wasserspender mit eingebautem, engmaschigem Filter gekauft, wie sie ihn bei Peer gesehen hatten. Damit würden sie das gesammelte Regenwasser von den größten Verunreinigungen und darin enthaltenen Tierchen säubern und anschließend als Trink- und Kochwasser verwenden können.

Seit dem gemeinsamen Hochgefühl während der Nacht, in welcher sie mit Peer im „Schwimmbad-Club“ gewesen waren, war die allgemeine Stimmung konstant abgesunken. Der anhaltende Regen machte jegliche Vorhaben im Freien zunichte. Ohne Auto konnte und wollte sich keiner mehr bewegen, was weiteren Unmut zur Folge hatte, da ihnen ja lediglich dieses eine Fahrzeug zur Verfügung stand. Da inzwischen jeder zunehmend eigenen Interessen nachgehen wollte, nebenbei aber auch noch tägliche Einkäufe und Postfahrten zu absolvieren waren, bestimmten ständige Diskussionen die Tagesordnung, welche sich darum drehten, wann man wo hinfahren würde, wie lange man dort bleiben wollte, wen man wo absetzen und um welche Uhrzeit wieder abholen sollte. Solveig war froh, dem ganzen Ärger zumindest für einen Tag entfliehen zu können, um das Angebot von Peer wahrzunehmen und ihn wie verabredet einmal auf seiner Arbeit zu begleiten.

Er stellte ihr seine afrikanische Mitarbeiterin Céline vor, die zwei Häuser von ihm entfernt wohnte und jeden Morgen zu ihm kam, um gemeinsam den Arbeitstag zu beginnen. So fuhren sie zu dritt los zu ihrem ersten

Ziel, dem Beratungsdienst des Landwirtschaftsministeriums, dessen Hauptaufgabe unter anderem darin bestand, Kleinbauern in Fragen des Erosionsschutzes, alternativer Düngemethoden und Stallviehhaltung zu beraten. Da die Berater weder über ein eigenes noch über ein Dienstfahrzeug verfügten, war ihr Wirkungskreis räumlich eng begrenzt. Wenn Peer jedoch auf seinen Fahrten Bekanntschaft mit Bauern machte, die an einer Beratung durch das Ministerium interessiert waren, nahm er die Berater schon mal mit und sie arbeiteten gemeinsam, so wie es für diesen Tag auch vorgesehen war.

„Natürlich könnte ich das, was das Ministerium den Bauern rät, ihnen selber auch empfehlen, zumal ich Céline dabei habe, die in jenen Fällen übersetzt, in denen die Bauern kein Französisch sprechen“, sagte er. „Doch was nützt es mittel- bis langfristig gesehen, wenn ich sie ständig berate und gute Kontakte zu den Bauern aufbaue, aber eines Tages nicht mehr hier sein werde? Das ist übrigens das typische Dilemma vieler fehlgeschlagener Projekte: So lange der ausländische Entwicklungshelfer vor Ort ist, läuft alles bestens. Nach zwei, drei Jahren ist das Projekt dann abgeschlossen, doch sobald der Entwicklungshelfer und das Geld seiner Organisation abgezogen sind, verkommt alles wieder und die Situation ist im Handumdrehen genau so wie zuvor und unterm Strich hat sich nichts geändert. Leider gibt es immer noch zu viele Projekte, bei denen schon von vorneherein abzusehen ist, dass es so enden wird. Die wursteln ein paar Jahre vor sich hin und am Ende war dann doch alles wieder für die Katz. Aber immerhin: Ein *Mzungu* hatte eine tolle Zeit in Afrika ... Ich bin wirklich froh, dass dieses Projekt hier darauf abzielt, die Weiterentwicklung lokal bereits vorhandener Strukturen zu fördern, anstatt zu versuchen, neue zu schaffen, die sich letztendlich sehr wahrscheinlich nicht lange halten würden. Das hat zumindest theoretisch eine reelle Chance, auch langfristig Bestand zu haben.“

„Existieren neben dem Ministerium denn noch andere Beratungsdienste für die Bauern?“ fragte Solveig.

„Es gibt eine recht neue einheimische NGO, die das Ziel hat, Kleinbauern in biologischen Anbaumethoden in Kombination mit Erosionsschutzmaßnahmen zu unterrichten. Sie propagieren Agroforstwirtschaft, Gründüngung und Kompostwirtschaft. Zwar verfügen sie momentan auch noch nicht über die erforderlichen Mittel für eine flächendeckende Umsetzung ihres Vorhabens, zeigen aber auf jeden Fall auf lokaler Ebene sehr gute Ansätze. Ich unterstütze sie beratend und nehme dabei eine Art Vermittlerrolle zwischen ihnen und den Beratern des Ministeriums ein, das natürlich anfangs ziemlich misstrauisch

gegenüber der neuen Organisation war und teilweise immer noch ist – sehr wahrscheinlich weil man Konkurrenz und einen möglichen Verlust des eigenen Absolutheitsanspruches fürchtet. Doch mittlerweile habe ich die Berater hier davon überzeugen können, dass eine Zusammenarbeit nur von beiderseitigem Vorteil ist, zumal man dann die wenigen vorhandenen Ressourcen gemeinsam nutzen könnte.“

Sie hielten am Büro des Landwirtschaftsministeriums und Solveig wurden vier Herren als landwirtschaftliche Berater vorgestellt, die sie zu den Bauern begleiten sollten. Dann wurde es recht eng im Auto, da sie sich zu fünft auf die Rückbank zwängen mussten, was nur klappte, weil die Männer genauso schmal wie Solveig waren. Die Stimmung war jedoch ausgesprochen heiter. Man rückte sich hemmungslos auf den Pelz, weil es anders nun mal nicht ging, und ertrug die Sache mit Humor. „Unser Land hat so viele Probleme ...“, sagte einer der Berater breit grinsend zu ihr und die anderen, inklusive Céline, stimmten in laute „Eehs“ und schallendes Gelächter ein, als wäre ihnen schon lange kein so guter Witz mehr zu Ohren gekommen.

Das sollte mal in Deutschland so sein! Solveig dachte an die mürrisch bis feindselig dreinblickenden Gestalten morgens in den Zügen und U-Bahnen, die alle unterwegs zu ungewollten Zielen waren, am liebsten eine ganze Sitzbank ganz für sich beanspruchten und nur widerwillig für andere Platz machten. Hier dagegen waren die Menschen trotz allem Übel überwiegend freundlich und fröhlich.

„Kennen Sie das Lied «*Don't worry, be happy*»?“ fragte einer der Berater. Solveig erinnerte sich dunkel und nickte. „Nur so geht es bei uns in Afrika“, fuhr er fort. „Mit einer anderen Einstellung ist man verloren ...“ Und erneut erscholl lautes Gelächter.

Im Laufe des Tages besuchten sie drei Bauern und die Berater maßen Hangneigungen, berechneten Maße für die Terrassierung von Hängen und sprachen Empfehlungen für die Anpflanzung von Bäumen auf den Terrassenkanten aus, um diese zu stabilisieren. Interessiert hörte Solveig zu und schrieb fleißig in ihrem Notizbuch mit. Sie sah, wie einfach die Bauernfamilien lebten und es war ihr etwas unangenehm, als ein Bauer sie alle in sein Lehmhaus zum Essen einlud, wo sie von seiner Ehefrau und seiner Mutter herzlich begrüßt wurden. Es gab *Ugali*, rote Bohnen sowie für jeden ein kleines Stück eines überaus zähen Hühnchens. Ein kleines Mädchen mit kurz geschorenem Haar, das neben Solveig saß, bekam lediglich die gelbliche Klaue des Huhns als Fleischbeilage auf seinen Teller und begann gierig daran zu knabbern. *Wenn ich jetzt nicht hier mit dabei wäre, hätte sie ein besseres Stück bekommen*, dachte sie und verspürte Mitleid mit

dem Kind, das sich jedoch weder beschwerte noch unzufrieden dreinblickte.

Gegessen wurde mit den Händen und sowohl vor als auch nach dem Mahl ging eine ältere Tochter mit einer Schüssel Wasser und einem Stück Seife reihum, so dass jeder sich die Hände reinigen konnte.

Das Innere des Lehmhauses war zwar sehr eng und einfach, auf seine Art aber sehr gemütlich. Die Einrichtung bestand größtenteils aus Stühlen, Sesseln und Holzhockern in allen Größen und Variationen, dazu aus zwei unterschiedlich hohen Tischen, die zu einer großen Tafel zusammen geschoben waren.

Die rötlich-braunen Innenwände waren mit einer merkwürdigen Zusammenstellung aus Zeitungsbildern und -ausschnitten tapeziert: Hier hing das kitschige Bild eines Angorakätzchens, dort eine Aufnahme eines bekannten Schauspielers, daneben das Foto einer Fußballmannschaft, die mit einem Pokal posierte. Über einer Kommode hingen einige gerahmte Fotografien: Ein Bild der Großeltern vor einem Lehmhaus, das Foto eines Brautpaares, ein Ehepaar mit Baby, ein Portrait des ältesten Sohnes in Armeeuniform, ein junges Mädchen mit einem Säugling im Arm - die Geschichte einer afrikanischen Familie. Solveig war seltsam gerührt darüber, wie die Menschen bemüht waren und wie es ihnen auch gelang, sich trotz ihrer einfachen Verhältnisse ein gemütliches Heim zu schaffen. Als sie gingen, verabschiedete sie sich herzlich von ihren Gastgebern und bedauerte, kein Gastgeschenk dabeigehabt zu haben.

Der restliche Tag verflog im Nu und als sie sich dankend verabschiedete bot Peer ihr an, dass sie ihn gerne öfters begleiten könne, worin sie freudig einwilligte. Als Solveig nach Hause kam bemerkte sie, dass das Auto fort war, konnte aber vom Tor aus schon Stimmen und Gelächter aus dem Innern des Hauses hören. Als sie eintrat, sah sie Julie, Emmanuel, Xavier, Bakari und ein weiteres Mitglied der Clique, dessen Namen sie vergessen hatte, am Tisch sitzen, Tee trinken und einen Joint rauchen. Sie begrüßten sie mit großem Hallo und Emmanuel verkündete, dass am Abend im Auditorium der Universität die Live-Übertragung des angekündigten Europapokalspiels gezeigt werden würde und ob sie nicht auch Lust hätte, mitzukommen.

„Gibt es denn inzwischen wieder Strom?“ fragte sie hoffnungsvoll.

„Das nicht, aber die Uni hat einen Generator. Das Spiel wird auf jeden Fall gezeigt“, sagte Xavier. Solveig sah Julie fragend an, die sich, wie sie wusste, aus Sport rein gar nichts machte, am allerwenigsten aus Fußball. Umso überraschter war sie, als Julie erklärte, dass sie sehr gerne hingehen

würde. „Na dann“, meinte Solveig. „Ich bin mit von der Partie. Wo steckt Mark?“

„Ach, der ist zu dieser landwirtschaftlichen Bib gefahren“, entgegnete Julie und rührte ihren Tee um. „Ich wollte vorhin eigentlich zu der öffentlichen Bibliothek am Postamt, in der es auch noch interessante Literatur geben könnte. Aber wir konnten uns mit dem Auto nicht einigen und dann ist mir die Lust vergangen, überhaupt noch irgendwo hinzufahren. Doch dann hab ich ja zum Glück Besuch bekommen“, fügte sie mit einem Lächeln in die Runde hinzu. „Übrigens, wenn du Kaffee möchtest, dann hol dir am besten gleich eine Tasse, solange noch was in der Kanne ist.“

Solveig ging in die Küche, nahm sich eine leidlich saubere Tasse aus dem Regal und spülte sie mit etwas Wasser aus dem Wasseraufbereiter aus. Auf der Spüle türmte sich ein unansehnlicher Berg aus ungespültem Geschirr, durch das die Ameisenstraße dennoch unbeirrt ihren Weg fand. Als sie sich zum Gehen abwandte, sah sie im Blickwinkel eine Kakerlake eilig über den Fußboden huschen und unter dem Kühlschrank verschwinden. Eine weitere war gerade im Begriff, ihr zu folgen, doch Solveig war flink genug, um sie mit einem beherzten Tritt zu erwischen. Als sie ihren Fuß wieder hob, musste sie jedoch verwundert feststellen, dass das Insekt noch am Leben war und schwach mit den Beinen zuckte, derweil aus dem verletzten Körper eine weißliche Substanz austrat. Angewidert verzog sie das Gesicht und trat ein zweites Mal zu, wobei ihr um ein Haar ihr Flip-Flop vom Fuß gerutscht wäre. Doch die Kakerlake bewegte sich noch immer, schwächer als zuvor zwar, aber nichtsdestotrotz noch immer lebendig. Verärgert ließ sie eine Serie von kräftigen Tritten auf das Tier hernieder gehen. Schließlich war von der Kakerlake nicht mehr übrig als mehrere platt getretene, abgetrennte Körperteile. Befriedigt kickte sie den Kadaver als Warnung an die entkommene Kakerlake unter den Kühlschrank. *Nichts wie raus hier*, dachte sie und ging raschen Schrittes zurück ins Wohnzimmer.

Julie schenkte ihr Kaffee ein und Solveig berichtete von ihren Besuchen bei den Kleinbauern. Emmanuel erzählte, dass seine sowie die Familien von Bakari und François (so hieß der vierte im Bunde also) ursprünglich auch aus der Landwirtschaft stammten, so dass sich eine rege Unterhaltung über verschiedene Anbaumethoden und unterschiedliche Meinungen zum Thema Bodenerosion entwickelte. Allein Xavier konnte nicht so recht mitreden, da er aus der Hauptstadt stammte und seine Familie nichts mit Landwirtschaft zu schaffen hatte. Auf Julies Nachfragen hin erfuhren sie, dass seine Eltern Ärzte waren und im

städtischen Krankenhaus arbeiteten. „Am liebsten hätten sie es gesehen, wenn ich ebenfalls Medizin studiert hätte“, meinte er mit seiner angenehm tiefen, aber dennoch weichen Stimme. „Aber zum Glück macht das jetzt mein jüngerer Bruder, so dass sie wieder halbwegs beruhigt sind. Außerdem haben sie eingesehen, dass es neben Ärzten auch an Juristen mangelt.“

Solveig entging nicht, wie Julie ihn immer wieder mit funkelnden Augen ansah, und stimmte in Gedanken ihrer Aussage vom ersten Abend in der *Boîte* zu, nach welcher er mit Abstand der Bestaussehendste war: Groß, schlank, hübsches Gesicht, dazu ein sympathisches Lächeln. *Interessantes Benteschema*, dachte sie und reichte den Joint an Julie weiter.

Mark kehrte erst am frühen Abend zurück in die WG und wirkte schlecht gelaunt. Er hatte die Post mitgebracht, verteilte mit unbewegter Miene einen Brief an Solveig und zwei an Julie und bevor ihn noch jemand fragen konnte, was denn los sei, verschwand er ohne ein weiteres Wort in seinem Zimmer.

„Vielleicht hat er mal wieder eine Idee für seine Diplomarbeit begraben müssen“, meinte Solveig und ging mit ihrem Brief in der Hand, der von ihrer Mitbewohnerin Samira aus Stuttgart war, in die Küche, wo ein riesiger Topf Spaghetti und ein Topf Tomatensoße vor sich hin köchelten. Sie begann zu lesen, warf dabei aber immer wieder ein Auge auf das Essen rührte gedankenversunken die Soße um. Begierig wie ein trockener Schwamm sog sie sich mit den neuesten Nachrichten aus der Heimat voll, die von nasskaltem Wetter, überfrierender Nässe, ersten Glühweinabenden, verschiedenen Parties und den neuesten Kinofilmen handelten. Samira überbrachte zudem die traurige Nachricht, dass Barba-Bo, der alte Kater, der ihnen im vergangenen Jahr zugelaufen war und seitdem in ihrer Wohnung gelebt hatte, aufgrund einer Krankheit hatte eingeschläfert werden müssen. Sie war erstaunt darüber, wie wenig sie das Gelesene tatsächlich berührte, selbst der Tod des geliebten Katers. Wie weit fort erschien ihr das alles aus der Ferne, ganz so wie Nachrichten aus einer anderen Welt. Sie fühlte sich, als hätte sie vor der Abreise ihr bisheriges Leben, ihr bisheriges Ich abgestreift und zurückgelassen wie eine alte Haut, die sie nun nicht mehr brauchte. Sie fragte sich, ob sie diese bei ihrer Rückkehr wieder anlegen oder nicht mehr benötigen würde, da ihr in der Zwischenzeit eventuell eine neue wachsen würde.

Das überkochende Wasser riss sie jäh aus ihren Gedanken. Mit einer fahrigen Handbewegung nahm sie den Topf vom Feuer und verbrannte sich dabei die Finger.

Zum Essen erschien Mark wieder, nachdem Solveig an seine Tür geklopft und ihm Bescheid gesagt hatte. Er wirkte zunächst zwar noch recht abwesend, doch hellte sich seine Miene etwas auf, als er erfuhr, dass das Fußballspiel trotz des fortwährenden Stromausfalls gezeigt werden würde.

Solveig fragte ihn nach der landwirtschaftlichen Bibliothek, an der sie gleichfalls interessiert war, und er berichtete knapp, dass es dort noch einiges an interessanter Literatur gab, über deren Lektüre er völlig die Zeit vergessen habe und gegen sechs Uhr freundlich hinauskomplimentiert worden war. „Allerdings bin ich auch erst recht spät dort angekommen“, fügte er hinzu. „In der Stadt hab ich nämlich zufällig diesen Deutschen kennen gelernt, bei dem letztens eingebrochen worden ist, den Leiter des Projekts zur Förderung des Kleingewerbes in Kuranda. Die haben übrigens hinter ihrem Büro ganz versteckt und von der Straße nicht einzusehen einen kleinen Laden, in dem es jede Menge schöne, handgefertigte Sachen zu kaufen gibt, das müsst ihr euch unbedingt mal anschauen. Wer weiß, vielleicht könnte ich ja auch zum Thema Kleingewerbe eine Diplomarbeit schreiben, mein Thema muss ja nicht unbedingt etwas mit P.I.A.F. zu tun haben ...“

Für das Fußballspiel wurde ein geringfügiges Eintrittsgeld verlangt, das sie am Eingang zum Auditorium entrichteten. Im Innern herrschte völlige Dunkelheit und erst nachdem sich die Augen daran gewöhnt hatten, konnten sie erkennen, dass der riesige Raum nahezu voll besetzt war. Sie schätzten ihn auf mindestens vierhundert Sitzplätze und ganz vorne befand sich eine große Leinwand, so dass die Räumlichkeit mehr einem Kino- denn einem Vorlesungssaal glich.

Sie fanden noch Sitzplätze, wenn auch nicht alle nebeneinander, da ihre Gruppe zu groß war. Julie nahm zwischen Emmanuel und Xavier Platz, Mark neben Solveig eine Reihe unter ihnen, Bakari und François fanden etwas weiter außen in derselben Reihe noch freie Sitzplätze. Die Übertragung begann wenig später und die Stimmung im Saal war ähnlich ausgelassen wie auch schon bei dem Spiel im Stadion. Das Publikum ging begeistert mit, insbesondere, wenn dunkelhäutige Spieler am Ball waren, aber auch, wenn sich der temperamentvolle Trainer der deutschen Mannschaft am Spielfeldrand ereiferte und schreiend und auf die Finger pfeifend mit seinen Spielern kommunizierte. Das wurde von den Zuschauern im Auditorium sofort begeistert nachgeahmt, so dass der Raum von jetzt auf gleich von ohrenbetäubendem, schrillum Gepfeife erfüllt war. „Hier könnte sogar ich noch zum Fußballfan mutieren“,

meinte Julie, als das Spiel zu Ende war und das deutsche Team verloren hatte. „Hier macht das ganze Drumherum so viel Spaß, dass das Spiel an sich zur Nebensache wird.“

Anschließend führten Emmanuel und Xavier sie in ein Lokal ganz in der Nähe des Campusgeländes, an welchem sie auf ihrem Weg zur Universität schon oft vorbeigefahren waren, ohne dass es ihnen ins Auge gefallen wäre. Es nannte sich „Babacar“ und bestand aus zwei schmalen, schlauchartigen Räumen, von denen der vordere, in dem sich auch die Bar befand, gemütlich mit Bambus- und Rattanmöbeln eingerichtet war. Im hinteren Raum gab es eine Tanzfläche, an deren hinteren Ende eine kleine Bühne aufgebaut war, welche an diesem Abend jedoch nicht genutzt wurde und von einem langen, schwarzen Vorhang verhüllt war. Aufgrund der geografischen Lage außerhalb des Stadtzentrums und der Nähe zur Universität setzte sich das Publikum ähnlich wie in der *Boîte* hauptsächlich aus Studenten zusammen, jedoch auch hier aus vorwiegend männlichen, von denen sich nicht wenige den ganzen Abend über an einem einzigen Getränk festhielten. Aus den Lautsprecherboxen dröhnten mitreißende, westafrikanische Rhythmen und die Clique wollte sofort wieder tanzen, wozu sich von den dreien lediglich Julie überreden ließ, die dann auch sofort wieder von Emmanuel Xavier und Co. eng umringt war.

„Wer wohl ihr nächstes Opfer wird – Xavier oder Emmanuel?“ scherzte Solveig mit einem Seitenblick auf Mark, verstummte jedoch beim Anblick seines gequält wirkenden Gesichtsausdrucks sofort wieder und enthielt sich für den Rest des Abends weiterer flapsiger Kommentare.

„Schlechte Nachrichten von daheim?“ fragte sie nach einer Weile kleinlaut.

„Ach, lass mal“, winkte er ab und trank einen großen Schluck aus seiner Flasche. Das Fußballspiel war ihm eine willkommene Zerstreuung gewesen, die ihn tatsächlich für eine Weile hatte ablenken können. Doch nun musste er wieder an den Brief von Sabine denken, den er vorhin im Postfach vorgefunden hatte, der keine guten Nachrichten enthielt. Auf seine Frage, was denn in letzter Zeit mit ihr los sei, da sie sowohl am Telefon als auch in ihren Briefen so verändert wirkte, hatte sie ihm geschrieben, dass sie während des Kurzurlaubs nach Frankreich einen Geologen kennen gelernt hatte.

„... Wir haben uns seit Frankreich öfters getroffen und ich habe Volker natürlich von uns erzählt. Er selbst hat eine Freundin in Bielefeld, von der er sich aber trennen will. Ich fürchte, ich habe mich in ihm verliebt und jetzt weiß ich nicht, was ich tun soll, denn schließlich hab ich dich ja auch noch total gerne. Ich denke aber, ich sollte eine

Entscheidung nicht mehr allzu lange hinausschieben, da ich niemandem wehtun möchte und schon gar nicht dir. Glaub mir, es fällt mir nicht leicht, dir das alles zu schreiben und ich hab lange gezögert, diesen Brief überhaupt abzuschicken. Aber ich denke, du solltest es besser jetzt schon wissen, bevor du es in Stuttgart von anderen Leuten erfährst ...“

Mark war aschfahl im Gesicht geworden, als er diese Zeilen noch auf dem Parkplatz vor dem Postamt gelesen hatte. Demnach hatte er also intuitiv richtig gelegen mit seiner vagen Vermutung, dass irgendetwas nicht stimmte. Diese bittere Wahrheit aber schwarz auf weiß lesen zu müssen war noch einmal etwas anderes. Schmerz, Trauer und Wut erfüllten ihn zugleich und er fühlte sich ohnmächtig gegen das, was sich Tausende von Kilometern entfernt anbahnte, zumal er ausgerechnet jetzt weder telefonieren noch faxen und damit nichts unternehmen konnte. Vor diesem Hintergrund verblasste sein Ausrutscher mit Julie regelrecht, der seiner Meinung nach vergleichsweise harmlos war gegen das, was Sabine nun machte. Sie gab offen zu, sich in seiner Abwesenheit verliebt zu haben und machte ihm durch die Blume klar, dass sie sich nun bald entscheiden würde: Er oder der andere. Und wer wusste schon, was zwischen den beiden bereits gelaufen war ...

Doch hier in Kuranda waren ihm die Hände gebunden. Er war zu weit fort vom Ort des Geschehens und konnte lediglich dasitzen und darauf warten, was sich in der Heimat während seiner Abwesenheit entwickeln würde.

Mark war nicht der einzige, der sich fühlte, als seien ihm in Kuranda die Hände gebunden. Ganz ähnlich erging es Solveig, wenn auch nicht im privaten Bereich, sondern was ihr Vorhaben bei P.I.A.F betraf. Bezüglich der Projektleiterstelle fühlte sie sich alles andere als auf dem laufenden und sie fragte sich inzwischen des Öfteren, ob sich in Stuttgart wohl mittlerweile noch andere Interessenten beworben haben mochten und wie ihre Chancen standen – immerhin war die Stelle ja nicht nur auf dem schwarzen Brett des Geografischen Instituts, sondern auch in einer überregionalen Wochenzeitung ausgeschrieben gewesen. Und dann auch noch diese ärgerliche Verzögerung des Besuchs von Klaus und Winnie. Sie kam sich vor wie ein Sprinter, der ungeduldig in der Startmaschine kauerte und schon viel zu lange auf den längst überfälligen Startschuss wartete.

Eines Morgens saß Marie-Claire wieder einmal wartend auf der Veranda. Diesmal hatte sie keinen Taxiauftrag zu vergeben, wie Solveig, die ihr diesmal in die Arme lief, erleichtert feststellte, sondern überbrachte einen Umschlag mit zwei Faxen darin, die im Büro des Doyens eingegangen waren. Das erste war von Herrn Löffler, der ihnen mitteilte, dass das bestellte Auto-Ersatzteil eingetroffen sei und sie bei Harry vorbeifahren könnten, um es einbauen zu lassen. Das andere war aus Stuttgart und war allein an sie gerichtet. Hastig überflog sie die wenigen Zeilen:

Hallo Solveig,

wir haben gerade ziemlich Stress wegen Vorbereitungen für den bevorstehenden Kongress in San Diego, darum auch nur eine ganz kurze Antwort auf dein Anliegen: Professor Wienands und ich halten deine Vorschläge zu künftigen Arbeiten bei P.I.A.F. für sehr interessant, insbesondere im Hinblick auf eine Dissertation deinerseits – weiter so! Sicher wäre es sinnvoll, auf der Metaebene die Bedingungen einer erfolgreichen Übernahme ökologischer Inhalte in ein Anbauprogramm für die Bauern genauer zu analysieren. Dazu kann Uwe Wöhner dir sicher noch einiges sagen. Besucht ihn mal und bestellt schöne Grüße aus Stuttgart! Alles Weitere sollten wir besprechen, wenn Professor Wienands und ich nach Kuranda kommen. Bis dahin und viele Grüße, natürlich auch an Julie und Mark,

Klaus

Und wieder mal schön um den heißen Brei geredet, dachte sie enttäuscht. Was ist das überhaupt für ein Gefasel von einer „Metaebene“? So ein abgehobener Quatsch! Und das, was mich eigentlich interessiert, wird überhaupt nicht erwähnt!

Verärgert ließ sie sich in einen der Korbstühle fallen und faltete aus dem Fax einen Papierflieger, den sie mit Schwung in den Garten segeln ließ, wo er bereits nach wenigen Metern eine Bruchlandung auf dem Rasen vollführte. Marie-Claire sah sie konsterniert an. „Ein Fax aus Stuttgart“, erklärte Solveig mit wegwerfender Handbewegung und verschwand im Haus.

Beim Frühstück erzählte sie Julie und Mark von den beiden Faxnachrichten und machte sich über Klaus und seine „Metaebene“ lustig.

„Das ist mal wieder typisch“, fand Julie. „Dauernd sagt er «bei P.I.A.F. gibt es ja noch sooo viele Themen ...» Konkreter wird er dabei aber nie. Das ist doch echt ein Schwätzbrett!“

Da sie sonst nichts Dringliches vorhatten, fuhren sie noch am selben Tag in die Hauptstadt, nicht zuletzt auch um die Gasflasche, die an den Gasherd angeschlossen war, auffüllen zu lassen, was in Kuranda nirgendwo möglich zu sein schien.

Bei ihrer Ankunft fuhren sie als erstes zum Hotel „La vache qui rit“, gönnten sich aber diesmal drei Einzelzimmer. Anschließend fuhren sie zur Werkstatt von Harry Schmitz, der ihnen versprach, das Ersatzteil bis zum nächsten Morgen einzubauen. Zu Fuß gingen sie zurück in die Stadt und beschlossen, kurz bei den Löfflers vorbeizuschauen. Diese schienen gerade schon Besuch zu haben, denn in der Hofeinfahrt stand ein weißer Mercedes-Geländewagen mit dem unübersehbaren DGE-Emblem auf der Vordertüre. „Das wird doch wohl nicht etwa dieser Kleingewerbe-Typ aus Kuranda sein?“ überlegte Julie laut. Wie sich jedoch herausstellte, handelte es sich um einen anderen DGE-Mitarbeiter, der im Osten des Landes ein Projekt zur Konservierung eines Nationalparks leitete. Frau Löffler stellte ihn als Thomas Schmitt vor und bat sie herzlich, sich doch dazu zu setzen und ließ ihnen Kaffee sowie von ihrem leckeren Erdbeerkuchen bringen.

„Was Thomas macht, könnte euch als Geografen auch interessieren“, meinte sie, während sie ihnen Kaffee einschenkte. „Erzähl ihnen doch kurz etwas zu deinem Projekt“, forderte sie ihn auf. So erfuhren sie von einem riesigen Nationalpark im Osten des Landes namens Kunjari, der als indirekte Folge des Krieges lediglich noch auf dem Papier zu existieren schien: Ein Großteil des Wildes – insbesondere des großen Elefantenbestandes, der einst die Hauptattraktion des Parks dargestellt

hatte – war im Krieg von Armeeinghörigen und Milizen für den Schmuggel von Elfenbein, Fellen und Häuten gewildert worden, um den Erlös in Waffen und Munition anzulegen. Als nach Kriegsende zahlreiche zurückgekehrte Flüchtlinge aus Landmangel damit begonnen hatten, sich auf dem Gebiet des Nationalparks anzusiedeln, wanderte der bereits stark dezimierte Wildtierbestand nach und nach in das angrenzende Nachbarland ab. Die Siedler übten einen immensen Druck auf das bereits stark geschädigte Ökosystem aus, insbesondere auf die begrenzt vorhandenen natürlichen Ressourcen wie Holz und Wasser, was weitere fatale Konsequenzen für Flora und Fauna nach sich zog.

„Aber was ich nicht ganz verstehe: Vor dem Krieg hatte doch jeder sein Stück Land beziehungsweise seinen Platz zum Leben gehabt, warum herrscht jetzt auf einmal Landmangel, zumal doch andererseits so viele Menschen umgekommen sind?“ fragte Mark.

„Gute Frage“, entgegnete Thomas. „Die derzeitige Rückkehrerproblematik ist in der Tat sehr komplex, denn es handelt sich dabei nicht allein um Flüchtlinge aus diesem Krieg. Während der vergangenen gut vierzig Jahre respektive seit Ende der Kolonialzeit wurden immer wieder bestimmte ethnische Gruppen dieses Landes von der herrschenden Regierung systematisch vertrieben. Diese Menschen lebten in der Folge im benachbarten Ausland, wo es ihnen nicht besonders gut erging und wo sie oftmals gerade einmal so geduldet wurden. Nun jedoch haben sich die politischen Verhältnisse gedreht und die ehemalige Opposition ist an der Macht. Das war für viele Exilanten der Startschuss, um endlich in ihre alte Heimat zurück zu kehren. Aus diesem Grunde steht das Land nun vor dem Problem, dass auf einen Schlag ein Vielfaches derer, die während des Krieges geflohen sind, heimkehrt. Die ehemaligen Exilanten sind faktisch landlos, erheben jedoch Ansprüche auf Land, das ihnen früher einmal gehört haben soll. Diese Ansprüche gilt es nun juristisch zu prüfen. So lange dies jedoch nicht geschehen ist, besteht weitgehend Rechtsunsicherheit bezüglich der rechtmäßigen Landtitel, was die Bauern natürlich nicht gerade dazu ermuntert, mittel- bis langfristige Investitionen in das Ackerland zu tätigen, wie es beispielsweise Erosionsschutzmaßnahmen oder andere Methoden der Bodenkonservierung darstellen. Um all die ehemaligen Exilanten und Flüchtlinge zunächst einmal notdürftig unterzubringen, hat das UNHCR vor allem im Osten des Landes, wo es noch weite, unbesiedelte Flächen gibt, Auffanglager geschaffen. Die meisten davon liegen leider auf dem Gebiet des Nationalparks – und da haben wir nun

das Dilemma zwischen Naturschutz und den Bedürfnissen der Menschen.“

„Und wie lange gedenkt das UNHCR, diese Auffanglager zu unterhalten? Gibt es denn Pläne, wo die Rückkehrer alternativ angesiedelt werden könnten?“ fragte Solveig.

„Eine Zeitspanne ist äußerst schwer abzuschätzen, da alles davon abhängt, wie schnell die Besitzverhältnisse geklärt werden können“, erwiderte Thomas. „Aber die Gerichte sind schon hoffnungslos damit überlastet, endlich die Prozesse gegen die vielen vermeintlichen Kriegsverbrecher zu eröffnen. Das allein wird schon Jahre dauern. Doch die Auffanglager sind jetzt schon zu klein, um dem Massenansturm gerecht zu werden. Viele Menschen können schon froh sein, wenn sie wenigstens eine dieser blauen UN-Plastikplanen als Dach überm Kopf für sich und ihre Familie ergattern können. Neben den Auffanglagern gibt es auch schon einige offizielle vom UNHCR geförderte Siedlungsprojekte. Diese sollen zwar auch nicht für die Ewigkeit ausgelegt sein, wie es heißt, allerdings bezweifle ich das. Es mangelt ganz einfach an Alternativen und ich sehe nicht, woher die Regierung genügend Land für Hunderttausende von Menschen zaubern will. Und diejenigen Exilanten, denen letztendlich kein Landtitel zugesprochen werden wird, werden dann wohl kaum geneigt sein, die Häuser freiwillig wieder zu verlassen. Um so weniger, wenn sie eines der Häuser bekommen konnten, zu denen auch ein kleiner Garten gehört, in welchem Nahrung für den Eigenbedarf angebaut werden kann, so dass sich die Familien zum Teil selbst versorgen können. Das ist immerhin besser als diese tristen, endlos langen Reihenhaussiedlungen in Gegenden, wo nicht so viel Platz zur Verfügung steht. Ohne zugehörige Anbauflächen kann man auf lange Sicht einfach keine Kleinbauernfamilie ansiedeln – wovon sollen sie dort leben? Sollen sie etwa ihr Leben lang von internationaler Hilfe abhängig sein und damit zu Bettlern degradiert werden? Da gibt es also noch zahlreiche Probleme und ihr könnt euch vorstellen, dass bei alledem ein Nationalpark und Naturschutz kaum noch über eine Lobby verfügen, was sehr bedauerlich ist, denn der Kunjari Nationalpark stellt den letzten Überrest der natürlichen Flora und Fauna des Landes dar, in dem einst viele seltene Arten beheimatet waren ...“

Thomas blickte kurz zur Wanduhr und entschuldigte sich, da er noch einen anderen Termin hatte, fragte die drei jedoch, ob sie Lust hätten, sich mit ihm zum Abendessen in der Stadt zu treffen. Natürlich hatten sie – und er beschrieb ihnen den Weg zu einem Restaurant namens Baobab, das sehr gemütlich und nicht teuer sein sollte. Vor allem Mark hatte

seinen Ausführungen sehr interessiert gelauscht, da er ein Thema für seine Diplomarbeit witterte.

Der Abend mit Thomas wurde dann sehr nett. Das Baobab war zugleich auch Bar und Diskothek und für Hauptstadtverhältnisse in der Tat verhältnismäßig günstig. Thomas hatte noch viel Interessantes von seiner Arbeit zu erzählen und Mark fragte ihn, ob er eine Möglichkeit für ein Diplomarbeitsthema für ihn sehen würde. Beide diskutierten mehrere denkbare Ansätze durch, je nach dem, von welcher Seite das Problem betrachtet werden sollte. Thomas gab Mark seine Visitenkarte und lud sie alle drei ein, ihn doch besuchen zu kommen. Zudem versprach er, dass er ihm im DGE-Büro noch einiges an Literatur zum Thema zur Verfügung stellen könnte.

Nachdem sie am nächsten Morgen ihr Auto aus der Werkstatt geholt, die Gasflasche aufgefüllt, auf der Bank und auf dem Markt gewesen waren, fuhren sie dort hin und Thomas hielt wie versprochen verschiedene kopierte Artikel für Mark bereit.

„Ich glaube, das wird's werden“, verkündete Mark auf dem Rückweg nach Kuranda von der Rückbank aus, nachdem er einige Seiten durchgelesen hatte. „Ich finde die Problematik mit dem Park ziemlich interessant. Außerdem ist das Thema noch nicht so ausgetreten wie alles bei P.I.A.F.“

Stirnrunzelnd drehte Solveig sich zu ihm um. „Also *ausgetreten* ist es noch lange nicht, finde ich. Da gibt es schon noch allerhand zu machen, man muss eben nur etwas mehr nachdenken, bevor man drauf kommt.“

„Ja, ja ...“, gähnte Julie demonstrativ, „vor allem auf der *Metaebene*, was? Pass auf, dass du nicht bald so daherredst wie Klaus.“

Solveig schwieg beleidigt. Doch Mark schien tatsächlich gefunden zu haben, wonach er so lange gesucht hatte. In den nächsten Tagen saß er fast nur noch in seinem Zimmer und las und arbeitete an der genauen Fragestellung für sein Diplomarbeitsthema. Wenn Professor Wienands und Klaus Kaiser nach Kuranda kommen würden, wollte er ihnen auch etwas Handfestes vorlegen können. Vielleicht würden sie nicht ganz so begeistert sein, da es sich nicht um ein P.I.A.F.-Thema handelte, doch letztendlich war er nicht auf das Projekt angewiesen und konnte seine Arbeit schreiben, worüber er wollte. *Ich werde es wie Solveig machen und meinen Vorschlag für die Diplomarbeit diese Woche noch nach Stuttgart faxen, überlegte er, dann erfahren Winnie und Klaus schon gleich nach ihrer Rückkehr aus Kalifornien, was ich vorhabe, und ich bin mir sicher, dass Winnie die Betreuung der Arbeit übernehmen wird.*

Das einzige, das Mark in seinem Arbeitseifer etwas ausbremste und ihm so manche schlaflose Nacht bereitete, war der Gedanke an Sabine. Als sie aus der Hauptstadt zurückgekehrt waren und zu ihrer großen Freude sowohl Strom als auch Wasser wieder funktionierten, war er sofort ins Marabut geeilt, um sie anzurufen. Sie hatte sich ziemlich unglücklich angehört und schien ihm nicht so recht zu glauben, dass er fast eine Woche lang keine Möglichkeit gehabt hatte, anzurufen oder ihr ein Fax zu schicken. An der verfahrenen Situation hatte sich ihren Worten nach nichts geändert und sie hatte gesagt, dass sie ihre Zeit momentan am liebsten allein verbrachte, um sich darüber klar zu werden, was denn nun das Richtige war. Am Schluss hatten sie sich gestritten und Sabine hatte das Gespräch abrupt beendet und einfach aufgelegt.

Mark hatte anschließend direkt ein Fax an sie geschrieben und beteuert, dass er nach wie vor mit ihr zusammen sein wollte und ihr nichts nachtragen würde, fühlte sich danach jedoch kaum besser. Umso tiefer kniete er sich daraufhin in seine Arbeit, die ihn zumindest stundenweise aus seinen trüben Gedanken zu reißen vermochte. Dabei störten ihn allerdings zunehmend die sich häufenden Besuche der Clique. Da das Wohnzimmer inzwischen auch über ein Sofa, zwei Sessel und den Couchtisch verfügte, war die WG nun wirklich recht wohnlich geworden, was nicht nur deren Bewohner zu schätzen wussten. Nicht selten erschienen Emmanuel, Xavier & Co. schon mitten am Tag und verbrachten die Regennachmittage und -abende mit Julie im Wohnzimmer und plauderten, tranken Kaffee und Tee, rauchten und hörten laut Musik auf Marks CD-Player.

Solveig bekam von all dem kaum etwas mit, da sie nahezu täglich Peer bei seiner Arbeit begleitete und erst spät am Nachmittag, manchmal auch erst abends zurückkehrte. Sie verstand sich sowohl mit ihm als auch mit Céline ausgesprochen gut und die Arbeitstage mit den Kleinbauern und den landwirtschaftlichen Beratern brachten ihr nicht nur auf fachlicher Seite, sondern auch aus persönlicher Sicht sehr viel. Seit dem Essen bei der Bauernfamilie führte sie auch stets eine große Packung Tee mit sich, für den Fall, dass sie wieder einmal unverhofft eingeladen werden sollten. Tatsächlich kamen sie ein erneutes Mal bei jener Familie vorbei, die sie damals so gastfreundlich zum Essen eingeladen hatte, und als Solveig der Großmutter das Päckchen Tee als Geschenk in die Hand drückte, begann die nahezu zahnlose alte Frau vor Überraschung und Freude gleichzeitig zu lachen und zu weinen, was Solveig fast als noch unangenehmer empfand, als nichts gegeben zu haben.

„Eeeh - das war eine gute Idee“, lobte Céline sie anschließend im Auto.
„Ich weiß nicht“, meinte Solveig nachdenklich. „Ich kam mir so komisch vor: Ich hab ihr doch nun wirklich nur ein klitzekleines Geschenk gemacht, das mich kaum etwas gekostet hat, und die Frau freut sich so sehr darüber, dabei haben sie mir mit dem Essen damals viel mehr gegeben.“

„Es geht nicht um den Geldwert des Geschenks“, erklärte Céline. „Die Frau hat einfach nicht erwartet, dass du ihr etwas schenken würdest – sie konnte ja nicht einmal ahnen, dass sie dich jemals wieder sehen würde. Doch du bist wiedergekommen und hast dich ihrer Gastfreundschaft erinnert, das hat sie gerührt.“ Sie lachte. „Wahrscheinlich hat sie auch noch nie etwas von einem *Mzungu* geschenkt bekommen“, fügte sie mit einem Seitenblick auf Peer hinzu und Solveig schloss daraus, dass dieser sich über derartige Dinge anscheinend nicht den Kopf zerbrach, zumal er noch nicht einmal die Anspielung mitbekommen zu haben schien.

Irgendwann gelang es Solveig dann auch endlich einmal, Uwe Wöhner telefonisch zu erreichen und zu fragen, ob sie ihn besuchen kommen könnten, um mit ihm über P.I.A.F. zu sprechen. Er sprach sehr schwerfällig mit starkem, schwäbischen Akzent und klang nicht unbedingt enthusiastisch, lud sie aber dennoch ein, zu ihm zu kommen. Sie vereinbarten einen Termin und er erklärte ihr den Weg zu seinem Haus am anderen Ende der Stadt. Auf ihrer Fahrt zurück zur WG kam ihr unterwegs Mark zu Fuß entgegen, der sie ganz in Gedanken versunken überhaupt nicht wahrnahm. Sie hupte und hielt neben ihm. Erschrocken machte er einen Satz zur Seite und schaute sie verwirrt an, bis er wieder in der realen Welt zu sein schien.

„Wohin des Weges, 00-Agent?“ rief sie gut gelaunt.

„Ach, ich hab’s nicht mehr ausgehalten da unten“, antwortete er mürrisch.

„Zu viel über den Büchern gegessen?“

„Das weniger, ich konnte mich ja kaum konzentrieren bei dem Lärm.“

„Wieso, was ist denn los? Ist der Klempner etwa wieder aufgetaucht?“

„Schlimmer! Das ist jetzt schon der dritte Nachmittag innerhalb der letzten vier Tage, dass Julie und die Jungs im Wohnzimmer abhängen und Musik hören und Krach machen. Ich meine: Es ist ja in Ordnung, wenn sie sonst nichts zu tun hat, darf sie ja ihren Spaß haben. Aber es nervt eben, wenn man was arbeiten will. Darum setz ich mich jetzt ins Marabut und lese dort noch ein bisschen.“

Solveig betrachtete ihn unschlüssig. Dabei fiel ihr auf, dass er ziemlich kläglich aussah: Sein Gesicht wirkte blass unter der leichten Bräune, unter seinen Augen zeichneten sich dunkle Ringe ab und die Lider waren geschwollen, als habe er in letzter Zeit nicht gerade viel geschlafen. *Sieht er erst seit heute so aus oder schon länger?* fragte sie sich, musste sich jedoch eingestehen, dass sie nicht darauf geachtet hatte, seit sie fast jeden Tag mit Peer und Céline unterwegs war.

„Möchtest du vielleicht das Auto haben? Dann könntest du sogar noch ein Weilchen in die Bibliothek fahren, dort ist es sicher ruhiger als im Marabut. Die paar Meter bis zum Haus werde ich wohl auch noch zu Fuß schaffen“, schlug sie vor.

Sein Gesicht erhellte sich schlagartig. „Das ist echt nett von dir, gerne“, antwortete er und Solveig kletterte aus dem Wagen.

Mark klopfte ihr auf die Schulter. „Danke, 00-Jansen.“

Nach dem, was sie soeben gehört hatte, war Solveig ziemlich gespannt darauf, was sie in der WG erwarten würde. *Durch meine häufige Abwesenheit habe ich dort wohl so einiges verpasst*, vermutete sie. Schon als sie das Grundstück überquerte hörte sie laute Stimmen und Gelächter aus dem Wohnzimmer ins Freie schallen. Als sie das Haus betrat sah sie Julie, Emmanuel, Xavier, Bakari, Asad, Luc und François in der Sofaecke lungern und einen Joint rauchen. Wie es im Raum roch, war es nicht der erste an diesem Tag. Sie begrüßten Solveig übertrieben überschwänglich und boten ihr einen Zug an, wozu sie nicht nein sagte. „Was geht?“ fragte sie in die Runde und reichte an Emmanuel weiter.

„Nicht mehr viel, wie du siehst ...“, seufzte Julie. „Mark ist ja völlig ausgerastet eben und hat uns die Musik weggenommen. Kurz darauf ist er abgehauen. Aber den CD-Player hätte er uns wenigstens wiedergeben können, wenn er schon selbst nicht im Haus ist!“

„Er wollte eben in Ruhe arbeiten und ist dann ein bisschen ausgetickt“, verteidigte Solveig ihn unwillkürlich. „Ist dir nicht aufgefallen, wie er aussieht? Sieht mir nach zu viel Arbeit und zu wenig Schlaf aus.“

„Der und arbeiten ...“, höhnte Julie. „Heute Bodenerosion, morgen Kleingewerbe, übermorgen Nationalpark und eine Woche später will er dann doch über die räumliche Verteilung von Hakenwürmern auf den Versuchsfeldern schreiben oder was auch immer ...“

„Ach, ich glaube, ihm ist es diesmal schon ernst mit dem Nationalparkthema“, meinte Solveig und warf einen missbilligenden Blick auf Xavier, der halb auf Julie lehnte und seine Füße, die in lehmverschmutzten Sportschuhen steckten, auf dem Couchtisch abgelegt

hatte. Er verstand sofort, nahm die Füße ohne ein Wort zu sagen herunter und fegte anschließend mit betont lässiger Handbewegung den Schmutz auf den Boden, wobei er ihren Blick mit einem spöttischen Funkeln in den großen Augen erwiderte.

„Die Putze fegt ja wieder, was?“ kommentierte Solveig trocken und dachte bei sich: *Dein Schmachtblick mag dir ja bei Julchen helfen, aber nicht bei mir!* Xavier schien ihre Gedanken zu erraten und setzte wieder eine gleichgültige Miene auf, als er sich an Julie lehnte, die ihm den Joint reichte. Solveig beschloss, eine ausführliche Dusche zu nehmen und verschwand im Badezimmer.

Während sie unter dem Duschstrahl stand, vernahm sie ein Klopfen an der Badezimmertüre und hörte Julie etwas rufen, konnte unter dem laufenden Wasser jedoch kein Wort verstehen. *Wird schon nicht so wichtig sein*, dachte sie gleichgültig. Als sie das Bad kurze Zeit später in ein Badetuch gewickelt verließ, war es still im Haus. Sie ging ins Wohnzimmer, wo nun niemand mehr war. Auf dem Couchtisch standen noch die halbleeren Kaffeetassen sowie der überquellende Aschenbecher. Die Tischplatte war mit Kaffeeflecken und Tabakkrümeln übersät, dazwischen lag zusammengeknülltes Zigarettenpapier sowie ein Stück Pappe, aus dem an mehreren Stellen Teile herausgerissen waren. In der Luft hing ein sich langsam durch die offen stehende Eingangstür verflüchtigender, süßlicher Geruch.

Weder für Solveig noch für Mark kam es sonderlich überraschend, eines morgens beim aufstehen Xavier zu begegnen, der mit einer Tasse Kaffee auf der Veranda saß und ihnen selbstbewusst einen guten Morgen wünschte, als sei seine Anwesenheit in der WG zu dieser frühen Stunde das Natürlichste auf der Welt. *Hab ich's nicht gesagt*, schien Solveigs triumphierender Blick zu Mark zu sagen, an dem das ganze jedoch ziemlich vorbei ging, da ihn ganz andere Sorgen plagten. Kurz darauf erschien Julie mit nassen Haaren aus dem Bad, gab Xavier demonstrativ einen Kuss auf den Mund, wie um ihren beiden Mitbewohnern die neue Situation zu verdeutlichen, und ging sich eine Tasse Tee zubereiten. Anschließend saßen sie zu viert auf der Veranda, und da es lediglich drei Korbstühle gab, musste Mark mit dem Mäuerchen Vorlieb nehmen. Keiner sprach ein Wort, umso lauter drangen die Geräusche aus dem unteren P.I.A.F.-Haus zu ihnen herauf. Durch die Hecke sahen sie die junge Frau, von der Solveig ihnen erzählt hatte, einen Mann im dunklen Anzug sowie zwei kleine Kinder in Schuluniformen um die Hausecke

verschwinden. Mark erhob sich. „Ich gehe mal hinunter, mich vorstellen. Kommt jemand mit?“

Solveig trank einen letzten Schluck aus ihrer Tasse und stand ebenfalls auf. „Ich bin dabei“, sagte sie.

Julie zögerte und wechselte einen kurzen Blick mit Xavier, stand dann aber ebenfalls auf. „Ich bin gleich wieder zurück“, sagte sie und berührte im Vorbeigehen seine Hand.

Sie verließen ihr Grundstück und begrüßten im Vorbeigehen Etienne, der vor seinem Wachhäuschen auf der Wiese saß und in sein Französischbuch vertieft war. Ihre Nachbarn schienen keinen Wächter zu haben, zumindest öffnete niemand auf ihr Klopfen das Tor, und als sie kurzerhand einfach eintraten, war das kleine steinerne Wachhäuschen am Eingang leer. Die Familie stand auf der Veranda und musste das Klopfen wohl überhört haben. Überrascht schauten sie zu ihnen herüber, die Frau mit nahezu ängstlichem Gesichtsausdruck, die Kinder neugierig. Obwohl sich Julie, Solveig und Mark nicht ernsthaft vorstellen konnten, gleich mit einem Steinhagel begrüßt zu werden, zögerten sie doch, näher heran zu gehen. Unschlüssig blieben sie einige Schritte hinter dem Tor stehen und grüßten die „Hausbesetzer“ freundlich aus sicherer Entfernung. Schließlich kam der Mann mit fragendem Gesichtsausdruck auf sie zugeschritten. Er war etwa Ende dreißig, groß und schlank und hatte dieselben nomadenhaften Gesichtszüge, die Solveig auch bei der jungen Frau aufgefallen waren.

„Guten Tag, wir sind Ihre Nachbarn und möchten uns kurz vorstellen“, erklärte Mark auf Französisch und streckte ihm lächelnd die Hand entgegen, die dieser mit festem Druck ergriff und seinen Gruß höflich auf Englisch erwiderte, ohne dabei eine Miene zu verziehen. Auch Julie und Solveig schüttelten dem Mann die Hand, und während Mark sich noch völlig überrumpelt auf seine Englischkenntnisse besann, wechselte Solveig mühelos in die andere Sprache hinüber und redete in fließendem Englisch drauf los: Sie erklärte kurz, wer sie waren, woher sie kamen und versicherte, dass sie persönlich nichts mit dem Gerichtsverfahren wegen des Hauseigentums zu tun hatten, sondern sich einfach nur als Nachbarn vorstellen wollten.

Die Miene ihres Gegenübers erhellte sich daraufhin und ein Lächeln machte sich auf seinem Gesicht breit. Er stellte sich ihnen als Hilaal vor und erklärte in knappen Worten, dass er und seine Familie aus Somalia stammten.

„Wir haben entfernte Verwandte hier in der Hauptstadt und hatten gehofft, dort sicherer leben zu können als in unserer Heimat. Doch das

erwies sich leider als ein Irrtum“, sagte er und sein Gesichtsausdruck wurde wieder undurchdringlich, doch seine Augen blickten weiterhin freundlich. Er drehte sich kurz nach seiner Frau und seinen Kindern um, die auf der Veranda stehen geblieben waren und zu ihnen herüber sahen. „Es tut mir Leid, dass ich unhöflich sein muss“, fügte er entschuldigend hinzu, „aber ich muss die Kinder zur Schule fahren ...“

So verabschiedeten sie sich wieder und winkten der Frau und den Kindern zum Abschied zu. „Na das war ja kurz und schmerzlos“, meinte Solveig als sie wieder zu ihrem Haus zurückgingen. „Allerdings kann ich mir nicht vorstellen, dass diese Leute jemanden mit Steinen beworfen haben sollen, ihr etwa?“

„Das kann ich mir auch nicht vorstellen“, sagte Mark. „Klingt eher danach, als hätten sie schlimme Zeiten hinter sich und könnten das Haus momentan eher brauchen als die Universität.“

„Wie es wohl dazu kam, dass sie, wenn sie doch aus der Hauptstadt kamen, ausgerechnet in Kuranda und in diesem Haus gelandet sind?“ fragte Julie.

„Warum nicht? Schlecht ist das Haus ja nicht und vielleicht war es noch nicht einmal geplündert, so dass sie direkt auch eine Einrichtung hatten.“

„Und wer weiß, ob Teile der ehemaligen Einrichtung unseres Hauses nicht auch einfach ein Haus weiter gezogen sind ...“, meinte Solveig grinsend.

Nach einer gemeinsamen Einkaufsausfahrt auf den Markt und einem ausgiebigen Brunch zogen sich Solveig und Mark am frühen Nachmittag in ihre Zimmer zurück, um zu arbeiten, während Julie und Xavier im Wohnzimmer blieben. Irgendwann im Laufe des Nachmittags hörte Solveig von ihrem Zimmer aus die Clique anrücken, zumindest konnte sie die Stimmen von Emmanuel und Bakari eindeutig heraushören. Die übrigen meldeten sich so selten und leise zu Wort, so dass sie nicht sicher sein konnte, ob wirklich wieder alle vollzählig erschienen waren. Sie hörte, wie mit Tassen geklappert und sich mit gedämpften Stimmen unterhalten wurde. Ansonsten blieb es auffällig ruhig im Wohnzimmer – nicht zuletzt, weil Mark den CD-Player nicht wieder ins Wohnzimmer zurück gestellt hatte. *Anscheinend hat Marks Reaktion tatsächlich Wirkung gezeigt und sie verhalten sich in Zukunft etwas rücksichtsvoller*, dachte Solveig und konzentrierte sich wieder auf ihre Bücher. Unter anderem war sie mit der Ausarbeitung eines Fragenkatalogs für den Besuch bei Uwe Wöhner beschäftigt, den sie gemeinsam am Abend besuchen wollten.

Als sie am späten Nachmittag ihr Zimmer verließ, traf sie im Wohnzimmer lediglich noch Julie an, die am Notebook saß und Mahjongg spielte. „Alle fort?“ fragte Solveig.

„Eehh“, sagte Julie und beendete das Spiel mit einem Fluch. „Waren wir etwa wieder zu laut?“

Sie schüttete den Kopf. „Ich hab kaum was mitbekommen, ich war völlig in die Bücher vertieft. Was ist eigentlich mit deinen Promotionsplänen - gestorben?“

Julie zuckte die Schultern. „Das nicht unbedingt. Aber es hat mich bis jetzt auch nicht gerade ein Thema angesprungen. Ich denke, ich werde Klaus am besten direkt darauf ansprechen, wenn er demnächst hier sein wird. Dann soll er gefälligst mal konkret werden, was die „vielen Themen“ betrifft, die es bei P.I.A.F. angeblich noch geben soll. Oder vielleicht erzählt dieser Wöhner heute Abend ja noch etwas Interessantes.“

Solveig ging in die Küche und bereitete Julie, die ihr Mahjongg-Spiel wieder aufgenommen hatte, eine Tasse Tee und sich selbst einen Kaffee zu. Als der Termin bei Uwe Wöhner allmählich näher rückte, klopfte sie an Marks Türe, hinter der es mucksmäuschenstill war, erhielt aber keine Reaktion. Erst nach mehrmaligem Klopfen und Rufen hörte sie ihn durch die geschlossene Türe hindurch laut gähnen und mit verschlafener Stimme etwas Unverständliches vor sich hinmurmeln. Kopfschüttelnd ging sie in die Küche, um noch Kaffee aufzusetzen.

Am frühen Abend machten sie sich gemeinsam auf den Weg zu ihrem Besuchstermin bei dem ehemaligen P.I.A.F.-Doktoranden. Im Gegensatz zu Mark, der tatsächlich über seinen Büchern eingenickt war, war Solveig den ganzen Tag über fleißig gewesen und zeigte den anderen den Fragenkatalog, den sie ausgearbeitet hatte. „Oho, drei Fleißsternchen, Fräulein Jansen“, sagte Julie, nachdem sie die Fragen überflogen hatte. Solveig überhörte ihren Spott, denn sie war zu gespannt auf das bevorstehende Treffen, als dass sie sich über derartige Kommentare aufregen konnte.

Den Weg zum Haus fanden sie dank der präzisen Wegbeschreibung, die Wöhner Solveig am Telefon gegeben hatte, auf Anhieb. Ihre Ankunft wurde sogleich bemerkt und das Tor von innen von einem Wächter geöffnet. Uwe Wöhner stand auf der Treppe, die zum Hauseingang hinauf führte. Von seinem äußeren Erscheinungsbild her war er alles andere als ein Hingucker: Er war nicht besonders groß und hatte eine unförmige, untersetzte Figur, die durch eine bunte, weite Thaihose und

ein ebensolches Hemd unvorteilhaft betont wurde. Seine Füße steckten in weißen Tennissocken und dunkelbraunen Birkenstock-Sandalen. Sein blasses Gesicht wirkte aufgequollen, das dünne, blonde Haar fiel ihm strähnig in die Stirn. Er wartete, bis sie die Stufen erklommen hatten, und begrüßte sie mit einem trägen, schwäbischen „Grüß Gott“, wobei er das „ü“ wie ein „i“ aussprach, das ganze begleitet von einem kraftlosen, schwitzigen Händedruck. Dabei schaute er gezielt an ihnen vorbei, so dass Mark sich irritiert umdrehte, ob nach ihnen etwa noch jemand das Grundstück betreten hatte, was jedoch nicht der Fall war. *Was ist das denn für einer*, wunderte sich Julie und wischte sich unauffällig die Hand am Hosenbein ab.

Wöhners afrikanische Frau, die hinter ihm aus dem Haus trat, war genau das Gegenteil von ihm: Sie ging sogleich auf die drei zu, sah ihnen offen ins Gesicht, begrüßte sie freundlich und wirkte somit auf Anhieb um ein vielfaches sympathischer als ihr Ehemann. Dazu sah sie auch noch auffallend gut aus: Sie war groß, schlank und hatte ein hübsches, ebenmäßiges Gesicht mit einer kleinen Stupsnase, das von einer schulterlangen Zöpfchenfrisur eingerahmt wurde. Sie stellte sich ihnen als Malaika vor und Julie wisperte Solveig beim Betreten des Hauses zu: „Wie die Kekse – du erinnerst dich?“

Sie folgten ihr ins Innere des Hauses, das um einiges kleiner war als das ihre, aber sehr gemütlich eingerichtet war. Als Malaika kurz in der Küche verschwand, um Getränke zu holen, bot ihr Mann ihnen nicht etwa einen Sitzplatz an, sondern machte es sich stattdessen selbst in einem Sessel bequem und starrte schweigend vor sich hin. Julie, Solveig und Mark sahen sich irritiert an, blieben jedoch höflich mitten im Raum stehen.

Zum Glück erschien ihre Gastgeberin im nächsten Augenblick wieder und forderte sie auf, doch auf dem Sofa Platz zu nehmen. In ihren Händen balancierte sie angestrengt ein Tablett mit einer gläsernen, mit Saft gefüllten Karaffe und fünf Gläsern. „Mandisa, unsere Haushaltshilfe, ist leider krank“, erklärte sie, während sie mit ungeübten Bewegungen das Tablett auf ihre rechte Hand verlagerte, um mit der anderen die Gläser und die Karaffe auf den Tisch zu stellen. Dabei bewegte sie das Tablett beim Vorbeugen versehentlich mit und bemerkte zu spät die gefährliche Schräglage, in die es geraten war. Die folgende Ausgleichsbewegung geriet ihr etwas zu heftig, was erneut eine bedenkliche Schiefelage zur Folge hatte. Die rutschende Karaffe konnte sie gerade noch aufhalten, dennoch schwappte Saft auf den Fußboden, auf dem dazu noch eins der Gläser klirrend zerschellte, das sie nicht mehr hatte auffangen können.

„Pass doch auf“, fuhr Uwe Wöhner sie barsch an. Anstatt ihr jedoch zu Hilfe zu kommen blieb er unbewegt in seinem Sessel sitzen. Mark sprang stattdessen ein und sammelte die Scherben auf, während Malaika sich entschuldigte und Kehrbesen, Schaufel und einen Lappen aus der Küche holte.

„Mögt ihr gerne Popcorn?“ fragte sie, nachdem sie mit Marks Hilfe ihr Malheur beseitigt und ihnen Saft eingeschenkt hatte.

Die drei bejahten und sie verschwand erneut in der Küche. Wieder drohte eine unangenehme Stille einzusetzen, doch Solveig kam dem zuvor, indem sie von P.I.A.F. zu berichten begann, was Uwe Wöhner hier und da mit bedächtigem Kopfnicken oder einem nichtssagenden „Hm“ kommentierte.

Da er darüber hinaus nichts deutlicher Artikuliertes von sich gab, versuchte Solveig, ihn nach seiner Arbeit bei P.I.A.F. und nach seinen Einschätzungen und Empfehlungen bezüglich künftiger Forschungsarbeiten auszufragen. Dabei zeigte sich, was sich bereits angedeutet hatte, nämlich dass er alles andere als ein angenehmer Gesprächspartner war. Grundsätzlich erzählte er nichts von sich aus, sondern sprach lediglich, wenn er gefragt wurde. Doch selbst dann geizte er – ganz der Schwabe – mit Worten und sagte nur das Allernötigste, sah dabei nie jemandem direkt in die Augen und ließ sich die restlichen Informationen mühsam aus der Nase ziehen.

Allein als er seinen neuesten Artikel mit dem Titel „Ästhetische Anforderungen an landwirtschaftliche Landnutzungssysteme“ erwähnte, der jüngst in einem Fachblatt veröffentlicht worden war, das keiner der drei kannte, beugte er sich auf einmal in seinem Sessel nach vorne und begann regelrecht zu referieren. Als er schließlich seinen für seine Verhältnisse recht langen Monolog beendet hatte, ließ er sich – scheinbar erschöpft wie nach einer sportlichen Anstrengung – wieder in den Sessel zurückfallen und verfiel in erneutes Schweigen. Spätestens da war allen klar: Der ehemalige P.I.A.F.-Doktorand, dessen Arbeit Solveig so imponiert und von dem sie sich so viel versprochen hatte, war völlig unkooperativ, desinteressiert und nichts weiter als eine Enttäuschung auf der ganzen Linie. Mit Rücksicht auf Solveig, die dem Treffen so große Bedeutung beigemessen hatte, nahmen sich Julie und Mark, die am liebsten auf der Stelle wieder gegangen wären, zusammen und spielten so gut es ging mit, was vor allem Julie nicht leicht fiel. So verstrich viel Zeit mit peinlich langen Gesprächspausen, die Uwe Wöhner gelangweilt vor sich hinstarrend aussaß, während seine Frau in der Küche hantierte. Auf einmal ertönte ein unterdrückter Schrei und es roch nach Verbranntem.

Mit einer spontanen, ruckartigen Bewegung, die ihm keiner seiner Gäste zugetraut hätte, fuhr Wöhner aus seinem Sessel hoch und eilte Unverständliches vor sich hinbrummend in Richtung Küche. Als er die Tür aufriss, wurde er prompt von einer dicken, stinkenden Rauchwolke eingenebelt. Übertrieben hustend begann er, mit seiner Frau zu schimpfen, knallte die Türe zu und kam mit missmutigem Gesichtsausdruck wieder zurück.

Die drei hatten sich währenddessen nur angeschaut und ein Lachen unterdrückt. Schließlich erschien Malaika wieder und servierte verlegen lächelnd eine riesige Schüssel voll Popcorn, die ihr Mann ihr geradezu aus den Händen riss, sei es aus Gier oder um ein weiteres Malheur zu vermeiden. Nachdem er sich daraus bedient hatte, stellte er die Schüssel genau vor sich auf den Tisch, so dass alle anderen jedes Mal aufstehen mussten, wenn sie sich eine Handvoll Popcorn nehmen wollten. Darüber verärgert schaufelte sich Julie mit beiden Händen eine reichliche Portion heraus und legte sie vor sich auf den Tisch, doch Uwe Wöhners dickes Fell wehrte auch diesen Wink mit dem Zaunpfahl erfolgreich ab. Sie hielten noch ein Weilchen höflich Smalltalk mit Malaika, die begeistert von ihrem ersten Besuch in Deutschland erzählte, blieben aber nicht mehr lange. Solveig war mit ihrem Fragenkatalog durch und mit ihrem Latein am Ende, während Julie und Mark nur noch darauf lauerten, dass sie das Signal zum Aufbruch geben würde. Als sie das Haus schließlich verließen, atmeten alle drei erleichtert auf und während der Autofahrt ließ keiner auch nur ein gutes Haar an Uwe Wöhner.

„Was für eine Qualle!“ rief Solveig aufgebracht. „Das hätte er ja gleich am Telefon sagen können, dass er keinen Bock auf uns hat, dann hätten wir uns das ersparen können. Mir tut nur die Frau leid. Wie er die bloß gekriegt hat ...“

„Die beiden sind echt Slapstick pur“, grinste Mark. „Immerhin sieht sie verdammt gut aus und der Name passt wirklich gut zu ihr, aber er ... Und so einer hat bei P.I.A.F. promoviert, oh Mann ...“

„Wie kann uns Klaus bloß zu so jemanden hinschicken?“ wettete Julie. „Das ist kein Wöhner, das ist ein echter *Abgewöhner*. Mit dem will ich jedenfalls nichts mehr zu tun haben!“

„Das härteste war sein «Ästhetik-Artikel», auf den er so stolz ist“, sagte Solveig und verzog verächtlich das Gesicht. „So ein ausgemachter Schwachsinn – „*Ästhetik in der Landwirtschaft*“! – Das brauchen die Bauern hier bestimmt zurzeit am Dringendsten!“

Auf Julies Vorschlag hin beschlossen sie, auf diesen Schreck zur Abendstunde noch ein Bierchen im Babacar zu trinken, wo sie – rein

zufällig natürlich – Emmanuel und Xavier antrafen. Solveig nahm den arrangierten Zufall zur Kenntnis, war jedoch zu sehr mit ihren Gedanken beschäftigt, als diesen zu kommentieren. *Was für ein Reinflall, was für eine Enttäuschung!* Kein Wunder, dass Peer so zurückhaltend auf die Erwähnung des „Abgewöhners“ – in Gedanken hatte sie bereits Julies Bezeichnung übernommen – reagiert hatte. Erst Klaus mit seiner „Metaebene“, jetzt der Abgewöhner mit der „Ästhetik“. *Irgendwie heben auf einmal alle ab*, dachte sie.

Als sie am nächsten Tag Peer von dem enttäuschenden Besuch berichtete, amüsierte dieser sich bei ihrer Erzählung bestens. „So etwas hatte ich mir schon gedacht“, lachte er. „Aber ich wollte euch nicht voreingenommen an ihn herangehen lassen, darum habe ich mit meiner Meinung hinterm Berg gehalten, auch wenn’s schwer fiel.“

„Du wolltest uns also absichtlich reinfallen lassen, gib’s zu“, sagte Solveig spaßend.

„Nein, ich war gespannt, ob ihr derselben Ansicht sein würdet wie ich. Immerhin ist er ein Landsmann von euch und es hätte ja zumindest theoretisch sein können, dass ihr vielleicht doch eine ähnliche Wellenlänge habt ...“ Er sah Solveigs bösen Blick und musste erneut lachen. „Nein ... ich hätte es mir eigentlich denken können, dass es nicht so sein würde. Dieser Wöhner – also ehrlich gesagt halte ich auch fachlich nicht viel von ihm. Seine Promotion liest sich zwar ganz nett, aber mehr als eine etwas zu lang geratene Diplomarbeit ist das nicht. Und dieser Ästhetik-Artikel ist nichts weiter als großes Blabla mit viel heißer Luft dazwischen. Ich musste ein paar Mal richtig lachen, als ich ihn gelesen habe. Wöhner ist einfach ein kleiner Wichtigtuer, der sich maßlos überschätzt.“

„Und dabei lässt er’s sich ziemlich gut gehen, hat ein hübsches Weibchen und Angestellte um sich herum, die ihn bedienen ...“

„Stimmt, seine Frau ist wirklich nicht schlecht ...“, sagte Peer anerkennend und fügte hinzu: „Er hingegen zählt für mich ganz klar zu jener Sorte, die unter dem Deckmäntelchen der Entwicklungshilfe einfach ein angenehmes Leben in Afrika oder sonst wo auf der Welt führen, wo es schön warm ist. Dazu eine hübsche exotische Frau, ein Haus mit Garten, Angestellte – nichts von alledem hätte er in Deutschland, am allerwenigsten so eine Frau. Dazu kommt, dass er hier natürlich auch noch ein gewisses Ansehen genießt mit seinem in der Heimat wertlosen Dokortitel. Aber von dieser Sorte habe ich leider schon so einige kennen gelernt.“

„Ja wirklich?“ fragte Solveig, in deren Kopf gerade eine Idealvorstellung bröckelte.

„Natürlich darf man nicht alle über einen Kamm scheren“, lenkte er ein. „Bernd Schäfer zum Beispiel, der mit dem Kleingewerbeprojekt, der hat auch eine sehr gut aussehende afrikanische Ehefrau, trotzdem steckt bei ihm weit mehr dahinter. Er leistet wirklich sehr gute Arbeit, möchte wirklich etwas bewegen, und zwar für die Menschen hier und nicht, um sich selbst zu beweihräuchern. Aber vielleicht liegt das daran, dass er noch nie eine Universität von innen gesehen hat, sondern gelernter Schreinermeister ist. Bodenständig geblieben, sage ich dazu nur.“

In den kommenden Tagen wurde Xavier zum ständigen Übernachtungsgast in der WG. Die Besuche der Clique beschränkten sich zunächst wieder etwas mehr auf die Abendstunden, dehnten sich dafür aber, falls abends nicht ausgegangen wurde, auch schon mal bis in die frühen Morgenstunden aus. Einmal trafen Solveig und Mark morgens nach dem Aufstehen Emmanuel und Bakari schnarchend im Wohnzimmer an, das einem Chaos glich: Um die Schlafenden herum verteilten sich leere Bierflaschen, benutzte Kaffeetassen, überquellende Aschenbecher, Kronkorken und CD-Hüllen, überall waren Brot- und Tabakkrümel verstreut und den Fußboden zierte getrockneter, rötlicher Schlamm. Ein andermal stieß Solveig im morgendlichen Tran beinahe mit Emmanuel im Korridor zusammen, der lediglich mit Boxershorts bekleidet aus Julies Zimmer herauskam, woraufhin er hastig erklärte, er habe nur eben sein Feuerzeug bei Xavier gesucht. Bemerkenswert fand sie jedoch, dass er, als er sich unbeobachtet glaubte, wieder in Julies Zimmer verschwand, um kurz darauf vollständig bekleidet wieder aufzutauchen.

Was bei all dem sowohl Solveig als auch Mark verärgerte, war die Selbstverständlichkeit, mit der die Clique in der WG ein- und ausging. Fast jeden Abend tauchten sie auf – natürlich stets kurz vor der Abendessenszeit, so dass sie schlecht umhin konnten, für die ganze Bande mitzukochen, ohne dass diese auch nur den kleinen Finger rührte. Unwillkürlich gewöhnten sie sich an, bereits beim Lebensmitteleinkauf stets mehr Personen einzuplanen, als sie eigentlich in ihrem Haushalt waren (vier mit Xavier, fünf einschließlich der Portion für den Mzee, auf der Mark nach wie vor bestand), was mit der Zeit jedoch für Unmut sowohl bei Solveig als auch bei Mark sorgte.

„Wie wär’s eigentlich, wenn zumindest unser viertes WG-Mitglied auch mal ein Essen spendieren oder sich beim Kochen oder Putzen beteiligen würde?“ fragte Solveig Julie gereizt, als sie beide gerade in der Küche

damit beschäftigt waren, einen riesigen Berg schmutzigen Geschirrs abzuwaschen.

„Er ist doch nur Gast hier“, versuchte Julie abzuwiegeln. „Soll ich ihn da etwa bitten, den Haushalt zu schmeißen? Außerdem hat er bestimmt nicht so viel Geld.“

„Er ist *dein* Gast, liebe Juliane, nicht *meiner* und auch nicht der von Mark“, korrigierte Solveig und verwendete absichtlich Julies richtigen Namen, von dem sie wusste, dass sie ihn nicht leiden konnte. „Wenn du das so siehst, dann musst du eben seinen Anteil am Essen bezahlen und seinen Teil der Arbeit mit übernehmen. Außerdem kann ich mir sehr wohl vorstellen, dass er ganz gut Asche von zuhause hat. Seine Arzt-Eltern dürften wohl kaum zu den Ärmsten im Land zählen. Und mit seinem DJ-Job verdient er sich noch extra Geld dazu, ganz zu schweigen von anderen Geschäften ...“

„Meine Güte, dann bezahle ich halt seinen Anteil am Essen – wäre das Thema damit durch?“ entgegnete Julie gereizt.

„Es geht mir ja nicht nur allein um ihn“, fuhr Solveig unbeirrt fort. „Was ist mit dem ganzen Rattenschwanz, den er ständig hinter sich herzieht? Die essen doch auch inzwischen regelmäßig hier zu Abend. Gastfreundschaft hin oder her, aber das geht zu weit. Wenn sie sich wenigstens einmal bei irgendetwas beteiligen würden, sei es am Kochen oder beim Spülen oder was auch immer. Oder wenn sie zumindest ihre benutzten Teller und Tassen wegräumen und ihre schmutzigen Schuhe nicht immer auf den Couchtisch legen würden. Bakari zum Beispiel lässt jedes Mal seine Zigarettenasche einfach auf den Fußboden fallen. Fehlt bloß noch, dass sie ihre Kippen auf dem Boden ausdrücken! An Saubermachen denkt natürlich keiner. *Deine* Gäste, *Juliane!*“

Die Küchentüre ging auf und Mark trat ein, der im Wohnzimmer gesessen und durch die offen stehende Durchreiche alles mit angehört hatte.

„Jetzt sei doch nicht so spießig!“ rief Julie und wandte sich hilfesuchend an ihn. „Was sagst du dazu, Mark?“

Er räusperte sich verlegen und ging dann, die Hände in den Hosentaschen, rastlos auf und ab, während er sprach. „Ich finde auch, dass Xavier sich irgendwie beteiligen sollte, da muss ich Solveig Recht geben. Es muss ja nicht unbedingt durch Geld sein, aber er könnte zumindest sein Geschirr wegräumen und ein bisschen mit saubermachen. Und was seine Jungs betrifft ... Ein bisschen besser aufführen könnten sie sich schon. Und etwas Rücksicht wäre auch angebracht. Also letztens der Lärm von euch hat mich echt gestört, denn ich wollte nachdenken

und arbeiten. Darum habe ich euch dann auch die Musik weggenommen.“

„Das mit den häufigen Nachmittagsbesuchen habe ich Xavier ja schon gesagt, dass er das an seine Jungs weitergeben soll“, verteidigte sich Julie.

„Dann sag ihm auch mal, dass er ein paar Verhaltensregeln an *seine Jungs* weitergeben soll. Und übernachten müssen hier eigentlich auch nicht alle. Schließlich hat jeder von ihnen ein Bett im Studentenwohnheim“, sagte Solveig. „Aber um noch mal auf das Putzproblem zurück zu kommen: Abgesehen von mir scheint hier sowieso niemand sauber zu machen. Schaut doch nur mal, wie der Boden aussieht“, sie wies auf den Fußboden, der vor allem im Bereich vor dem Tisch mit Zucker- und Brotkrümeln sowie mit Kaffee-, Tee- und Tomatensobeflecken übersät und entsprechend klebrig war. „Ich hab gestern wieder drei so große Kakerlaken erschlagen müssen“, sie machte mit beiden Händen eine übertriebene Größenangabe, „ – aber ist ja auch kein Wunder, dass die sich so stark vermehren, wenn man sich mal ansieht, was so alles auf dem Boden rumliegt. Wenn das nicht besser wird, besorg ich mir von Benjamin wieder dieses *Doom* und sprühe die ganze Küche damit ein!“

„Das kommt überhaupt nicht in Frage, dass in der Küche mit Gift gesprüht wird“, widersprach Mark energisch. „Hier stehen überall Nahrungsmittel, Teller und Tassen rum, von denen wir noch essen und trinken wollen. Ich will mich doch nicht vergiften!“

Solveig fasste sich mit pathetischer Geste an den Kopf und hob den Blick zur Decke empor. „Unser Sensibelchen mal wieder ... Aber daran, dass diese netten Tierchen auch Krankheiten übertragen können, denkst du nicht, was?“

Mark schwieg, wiederholte dann aber trotzig: „Ich will trotzdem kein Gift hier in der Küche!“

„Tja, dann habt ihr Grünen jetzt die Wahl: Sprühen oder putzen?“

„Wir können ja einen Putzplan aufstellen“, lenkte Julie ein. „Jeden Tag ein anderer, zumindest die Küche und das Wohnzimmer fegen. Machst du das, Solveig?“

„Ich kann gern einen Plan aufstellen, kein Problem. Ich werde ihn an die Küchentür hängen, wo ihn keiner übersehen kann. Und Xavier werde ich darin mit berücksichtigen, wenn’s genehm ist.“

Keiner widersprach und der Plan hing wie angekündigt noch am selben Tag an der Küchentüre. Seine Ausführung funktionierte in der folgenden Zeit jedoch in Solveigs Augen allenfalls leidlich, was sie vor allem den beiden Männern ankreidete: Mark musste stets mindestens zweimal an seinen Putzdienst erinnert werden, bevor er ihn endlich erledigte,

während sie Xavier verdächtigte, absichtlich nachlässig zu fegen und zu putzen, denn in der Regel sah es danach kaum besser aus als zuvor.

Allmählich legte sich eine allgemeine Gereiztheit über die WG, die durch die unveränderte Abendessens-Situation noch verschärft wurde.

„Schmeckt das Essen in eurer Mensa eigentlich nicht?“ fragte Solveig eines abends scheinheilig, als die gesamte Clique einmal wieder genau zum richtigen Zeitpunkt aufgetaucht war.

„Doch“, antwortete Emmanuel nach kurzem Zögern, „es ist nicht schlecht ...“ Er blickte fragend in die Runde, dann kam ihm eine Idee: „Habt ihr vielleicht Lust, es einmal zu probieren?“

„Au ja“, rief Julie begeistert, „das ist doch mal was anderes als immer zu Hause kochen oder im Schwimmbad-Club Ziegenbroschetten mit Grillbananen zu essen! Sollen wir gleich jetzt fahren? Ich hätte schon ein bisschen Hunger.“

Zwar war dies nicht der von Solveig beabsichtigte Gesprächsverlauf, doch da weder sie noch Mark Lust auf eine weitere groß angelegte Kochaktion hatten und die Mensa auch gerne einmal kennen lernen wollten, stimmten sie zu und so setzte sich der ganze Tross in Bewegung.

Auf dem Campusgelände erklärte Xavier, dass es neben der Mensa noch einen Kiosk und eine Bierhalle gab, wo er und die Clique auf sie warten würden, da sie keinen Hunger hätten und lieber ein Bier trinken gehen wollten. *Aha*, dachte Solveig, *wenn's nichts umsonst gibt, dann hat man eben keinen Hunger, so einfach ist das.*

Julie versuchte zwar, ihn zu überreden, sie doch in die Mensa zu begleiten, aber er beharrte darauf, lieber mit seinen Jungs ein Bier trinken zu wollen. So betraten Julie, Solveig und Mark alleine das Mensagebäude, aus dem ihnen schon von weitem lautes Besteckgeklapper, Gesprächsgemurmel und vereinzelt Lachen entgegenhallte. Kaum hatten sie den großen Speisesaal, der von einem undefinierbaren Essensgeruch erfüllt war, betreten, da hielten auf einmal alle Anwesenden in ihren Bewegungen inne, sämtliche Gespräche verstummten und gut vierhundert Augenpaare richteten ihren Blick ungläubig auf sie. Betreten schauten sich die drei an und fühlten sich ziemlich unbehaglich in der plötzlichen Stille, die sie so unerwartet umgab. „Haben wir etwa grüne Nasen oder was?“ flüsterte Mark. Unwillkürlich wichen sie zurück, was vom Saal mit lautem Johlen, Klatschen und Lachen quittiert wurde, so dass sie völlig verwirrt aus dem Gebäude türmten.

„Was war das denn?“ fragte Julie lachend, als sie im Freien waren, doch Solveig und Mark waren genau so ratlos. Schon auf das Schlimmste

gefasst betraten sie die Bierhalle, wo sie ebenfalls von allen Seiten angestarrt wurden. Aber immerhin lief dort recht laute Musik, so dass sich nicht wieder ein unangenehmes Schweigen über sie senken konnte wie zuvor in der Mensa. So selbstbewusst wie möglich erwiderten sie die neugierigen Blicke und erspähten schließlich Xavier und die Clique seitlich der Bar. „Warum seid ihr schon wieder zurück, sah das Essen nicht gut aus?“ fragte Xavier erstaunt.

„So weit sind wir gar nicht erst gekommen“, entgegnete Julie lachend. „Irgendwie waren wir wohl unerwünscht.“ Sie berichteten von ihrem Mensaerlebnis und Xavier und Emmanuel boten sich an, gemeinsam mit ihnen hinein zu gehen, doch die drei hatten keine Lust auf einen weiteren peinlichen Auftritt.

„Dann gibt es heute eben Flüssigmanna“, meinte Mark und bestellte Getränke. Schließlich landeten sie später am Abend dann doch bei Ziegenbroschetten und Grillbananen im Schwimmbad-Club.

Klaus Kaiser hatte sich bezüglich des weiteren Vorgehens im Falle des Bodenkundelabors noch nicht wieder gemeldet. So beschlossen sie, sich als nächstes um die Reparatur der Erosionsmessanlage zu kümmern und fuhren mit dem Bauplan der Anlage zu ihrem Schreiner, der diesen mit nachdenklicher Miene studierte. Wahrscheinlich hatte er noch nie in seinem Leben eine solche Apparatur gesehen und fragte sich, welchem Zweck sie wohl dienen mochte. Nach einer Weile ließ er dann aber ein lang gezogenes „Eeh“ verlauten und willigte ein, sich die Anlage vor Ort anzuschauen. So fuhren sie gemeinsam zu den Versuchsfeldern, wo sie ihm erklärten, wie der Bodenabtrag aufgefangen und anschließend gemessen werden konnte. Der Schreiner hörte interessiert zu, machte sich Notizen für den erforderlichen Materialbedarf und sie vereinbarten einen Termin, an dem sie wieder bei ihm vorbeikommen sollten. So langsam ging das Projektbudget allmählich zur Neige und Julie hoffte, dass keine weitere unvorhergesehene Autoreparatur mehr hinzukommen würde, denn sonst würde sehr bald Ebbe in der Kasse herrschen.

Nach wie vor schwer im Magen lag den dreien das Bodenkundelabor. Keiner wollte es gerne beim Status quo belassen und Julie schlug vor, in Eigenarbeit für ein wenig für Ordnung zu sorgen, damit Klaus Kaiser und Professor Wienands wenigstens der allerschlimmste Anblick erspart bleiben würde. Solveig und Mark waren wenig begeistert von dieser Idee, stimmten jedoch zu, sich das Labor nochmals zusammen anzusehen. „Ist doch gar nicht *sooo* schlimm“, meinte Julie überraschenderweise, als sie den großen Saal zum zweiten Mal betraten. Erstaunt über ihren

plötzlichen Sinneswandel sahen Solveig und Mark sie an, während Julie unbeirrt fort fuhr: „Mal über die Tische und Regale und über den Boden wischen, das kann doch so viel Arbeit nicht sein. Wir räumen vorher alle Chemikalien in den hinteren Lagerraum und benutzen diesen als Zwischenlager, solange im Saal geputzt wird. Dann inventarisieren wir den Bestand und lassen die Sachen am besten auch hinten im Lager stehen, doppelt abgeschlossen ist sicher besser, wer weiß, wer noch alles Schlüssel zum großen Saal hat.“

So besorgten sie Putzreiniger, Eimer, Schrubber und Lappen und machten sich daran, Julies Vorhaben in die Tat umzusetzen.

„Ich glaube, sie möchte einfach möglichst reinen Tisch machen“, meinte Mark zu Solveig, die immer noch den Kopf schüttelte über Julies plötzlichen Zweckoptimismus. „Wenn Klaus und Winnie demnächst hier aufschlagen, möchte sie ihnen gegenüber natürlich gerne zeigen, dass wir uns um alles gekümmert haben, was uns aufgetragen war, was ich auch in Ordnung finde.“ Solveig stimmte ihm zu, halbe Sachen waren auch ganz und gar nicht ihr Ding. So fügten sie sich ins Unvermeidliche und begannen, wenn auch widerwillig, mit der Reinigung des Labors. Dass diese dann aber doch nicht so schnell und einfach vonstatten gehen würde, wie Julie es sich ausgemalt hatte, merkten sie sehr bald. Der Schmutz war hartnäckiger, als sie gedacht hatten, insbesondere die Beseitigung des Fledermauskots und Mäusedrecks waren kein Vergnügen. Unter den Spülen hatte sich zudem Schimmel gebildet, dem sie mühsam mit Chlorreiniger beizukommen versuchten.

Nachdem sie über zwei Stunden lang fleißig geputzt hatten, sah der Saal nach wie vor nur wenig besser als zuvor aus. Nach drei Stunden anstrengender Plackerei hatte Mark es dann endgültig satt. „Was für eine bescheuerte Idee! Ich mach das nicht mehr länger mit!“ rief er auf einmal und schleuderte zur Bekräftigung seiner Worte seinen Schrubber zu Boden. Erschrocken zuckten Julie und Solveig zusammen und drehten sich zu ihm um.

„Tut mir leid“, sagte er etwas leiser, „Aber das kann’s doch nun wirklich nicht sein, das wir das machen. Mein Kreuz tut weh und ich hab einfach keinen Bock mehr auf den Mist: Saatgut und Möbel einkaufen – gut, das war eben wirklich notwendig und war ja noch in Ordnung. Aber putzen, Handwerker hüten und was wir hier sonst noch alles Verrücktes machen, das geht mir so langsam alles ziemlich auf den Keks.“

Fauler Sack, dachte Julie stirnrunzelnd. *Anstreichen war schon nicht sein Ding und Putzen ist es ganz offensichtlich auch nicht.*

„Also, ich finde auch, dass das hier das Allerletzte ist“, stimmte Solveig zu, worauf Julie sie erstaunt anblickte. Doch Solveig fuhr unbeirrt fort: „Vorhin sah ich auch noch diese Putze von der Fakultät, wie sie wieder im Zeitlupentempo den Hof kehrte und sich dann, die Arbeit nicht einmal halb fertig, zu irgendwelchen anderen Frauen unter den Baum setzte und Maulaffen feilhielt. Und wir Deppen machen derweil ihre Arbeit. Das kann wirklich nicht angehen, dass die Uni Stuttgart wissenschaftliche Mitarbeiter aus Deutschland für Reinigungsjobs nach Afrika einfliegt – da kann doch irgendwo was nicht stimmen!“

„Irgendwo ist gut“ seufzte Julie und warf ihren Putzlappen in den Eimer, der mit einer unansehnlichen, schwarz-braunen Brühe gefüllt war, die bei dessen Aufprall über den Eimerrand auf den Boden schwappte und dort eine kleine Lache bildete. „Ich kann dir genau sagen, wo dieses *Irgendwo* liegt“ fügte sie hinzu und wies mit dem Kopf in Richtung des Fakultätsgebäudes. „Aber ich muss mich schon über dich wundern, Solveig: Nach diesem Sauberkeitsfimmel, den du in der WG predigst, hätte ich nicht erwartet, dass du im Labor so schnell die Flinte ins Korn wirfst.“

„Moment mal, *Juliane*“, verteidigte Solveig sich und verwendete dabei absichtlich wieder Julies richtigen Namen. „Ich wäre vielleicht auch ganz froh, wenn du denselben Putzeifer, den ausgerechnet du hier plötzlich an den Tag legst, auch mal in der WG zeigen würdest! Und außerdem: Wenn hier mal wieder einer als erstes kneift, dann ist das doch 00-Kienzle“ und sie wies auf Mark, der sich gerade zum Gehen anschickte.

„Also, ich muss raus hier!“ rief dieser im Weggehen, hielt aber vor dem Ausgang nochmals kurz inne, drehte sich zu ihnen um und fügte mit ruhigerer Stimme hinzu: „Ich will aber eigentlich auch nicht, dass ihr hier bleibt und weitermacht. Das solltet ihr wirklich nicht tun.“

„Oho, Anstiftung zur Meuterei“, sagte Solveig und fügte mit einem Seitenblick auf Julie hinzu: „Wenn das so ist, *ich* bin dabei. Nur zu zweit mache ich das hier auch nicht weiter.“

„Pfff ..., ich kann auch alleine weitermachen, das ist mir egal“ erwiderte Julie beleidigt. Dann zögerte sie jedoch, warf einen verzweifelten Blick auf den Schmutz um sich herum und fügte seufzend hinzu: „Aber ich fürchte, für heute habe ich jetzt auch genug.“

Während der folgenden Tage regnete es nahezu ununterbrochen, begleitet von immer wiederkehrenden, lästigen Wasser- und Stromausfällen, die bevorzugt in den frühen Abendstunden auftraten. Draußen zu viel, drinnen kein Wasser – das wurde zur typischen Situation

in der WG. Nur gut, dass sie inzwischen den Wassertank hatten, dem sie es verdankten, dass sie dennoch kochen, sich waschen sowie das WC mittels eines Eimers spülen konnten.

Aus Stuttgart kam weiterhin keine Nachricht. Wahrscheinlich hatte man dort, so vermuteten sie zumindest, nur noch den bevorstehenden Kongress und die Reise nach Kalifornien im Sinn und Kuranda darüber vergessen.

Xaviers Clique erschien während des häufigen Regens nicht bei ihnen, worüber zumindest Solveig und Mark einerseits ganz froh waren, andererseits sich jedoch eingestehen mussten, dass das Haus ohne Besuch irgendwie leer und freudlos wirkte.

Langeweile breitete sich aus, da das schlechte Wetter jegliche Aktivitäten im Freien auf ein Minimum beschränkte und die allgemeine Gereiztheit weiter verschärfte. Streitpunkt Nummer eins war erneut der Toyota, den jeder für sich beanspruchte, da jeder andere Vorhaben oder Verabredungen hatte, die aufgrund des Wetters oder der großen Entfernungen nur per Auto zu erledigen waren:

Julie und Xavier wollten beispielsweise abends gerne in die *Boîte* oder in eine der anderen *locations*, um sich mit der Clique zu treffen. Mark wollte tagsüber in die Bibliothek sowie nahezu allabendlich ins Marabut, um Sabine telefonisch zu erreichen, sofern die Leitungen funktionierten. Solveig wollte zwar auch meist entweder in eine der Universitätsbibliotheken oder in die öffentliche Bibliothek neben dem Postamt, jedoch zu anderen Zeiten als Mark, und abends auch gerne einmal eine neue *location* ausprobieren. Dies führte erneut zu endlosen Diskussionen und immer gab es zumindest einen, der danach beleidigt war.

Ähnlich wie mit dem Auto verhielt es sich mit dem Notebook. Julie schrieb darauf täglich an ihrem „Rapport du travail“, den sie Klaus Kaiser und Professor Wienands bei ihrem Besuch in Kuranda vorlegen wollte. Doch auch Solveig und Mark erhoben Ansprüche auf dessen Nutzung für ihre Arbeiten, ganz abgesehen davon, dass während des Regens auch gerne jeder einmal in Ruhe eines der darauf installierten Spiele spielen wollte.

Am Wochenende verließ Xavier die WG, da er zu einer Familienfeier in die Hauptstadt musste und erst Montagabend wiederkommen wollte. So waren sie für kurze Zeit wieder zu dritt im Haus, doch weit davon entfernt, dies genießen zu können. Es fing schon Freitagnachmittag an, als Julie meinte, sie würde doch noch ein bisschen im Labor putzen

wollen. Mark aber wollte zuerst in die öffentliche und danach in die Universitätsbibliothek, während Solveig in die landwirtschaftliche Bibliothek wollte. Sie beratschlagten, wie diesem Problem am Besten beizukommen war. Schließlich musste Mark auf die öffentliche Bibliothek verzichten und wurde in der Universitätsbibliothek abgesetzt, Solveig an der landwirtschaftlichen. Dabei wurden feste Zeiten vereinbart, zu denen Julie beide wieder abholen würde.

Am Abend gab es dann Uneinigkeit wegen des Essens. Julie und Solveig wollten ihren geliebten Spinat kochen, den Mark aber inzwischen regelrecht verabscheute. „Ich kann diesen Fraß nicht mehr sehen“, rief er und verließ verärgert das Haus.

Natürlich nahm er sich das Auto und fuhr ins Marabut, um dort zu Abend zu essen und zu telefonieren. Als er am späten Abend zurückkehrte, hämmerte ihm beim Aussteigen aus dem Wagen dröhnender Techno-Beat aus dem Haus entgegen. *Auch das noch*, dachte er und betrat das Wohnzimmer, in dem es ähnlich laut war wie samstags in der *Boîte*.

Julie saß am Notebook und schrieb an ihrem Bericht. Solveig lag auf dem Sofa und las in Ibsens „Peer Gynt“. Mark wunderte sich, wie die beiden bei diesem Lärm derart entspannt wirken und sich obendrein noch auf andere Dinge konzentrieren konnten. Ihm war die Musik jedenfalls um etliche Dezibel zu laut und er rief: „Sind wir hier in der Disse oder was? Macht das mal ein bisschen leiser, man versteht ja sein eigenes Wort nicht!“

Träge blickte Solveig von ihrer Lektüre auf. „Wir haben den CD-Player wieder aus deinem Zimmer geholt, du hast doch hoffentlich nichts dagegen ...“ rief sie entschuldigend und wandte sich wieder ihrem Buch zu.

Mark ließ sich in den Sessel fallen und zündete sich eine Zigarette an. „Ich finde das echt nicht gut, dass ihr einfach so in meinem Zimmer rumwühlt und euch Sachen rausnehmt, wenn ich nicht da bin.“

„Waaas?“ rief Solveig gedehnt ohne von ihrem Buch aufzusehen.

„Ich finde das nicht gut, dass ihr einfach in meinem Zimmer rumwühlt und euch Sachen rausnehmt, wenn ich nicht da bin“, schrie er gegen die Musik an, worauf Julie sich zu ihm umwandte und Solveig schuldbewusst die Musik um maximal zwei Nuancen leiser drehte.

„Mal ganz davon abgesehen, dass ich diese Musik echt zum kotzen finde“, fügte er misstrauisch hinzu.

„Moment mal, ganz langsam“, rief Julie. „*Rumgewühlt*, wie du es nennst, hat keiner in deinem Zimmer. Wir haben uns einfach nur den CD-Player

geholt, während du nicht hier warst. Das ist doch wohl kein Verbrechen, oder?“

„Aber ich geh doch auch nicht einfach in dein Zimmer und bediene mich, wenn du nicht da bist“, beharrte Mark. „Und mach verdammt noch mal endlich diese Scheiß Musik leiser“, fuhr er Solveig an, die sowohl von seinen Worten als auch von seinem Tonfall so überrascht war, dass sie sofort gehorchte, ihn im nächsten Augenblick jedoch gleichfalls anfuhr: „Was regst du dich so künstlich auf? Dafür haust du einfach stundenlang mit dem Auto ab – vielleicht hätten Julie und ich das auch ganz gerne gehabt!“

„Es ist ja jetzt wieder da!“

„Hast wohl schlechte Laune wegen deiner Freundin oder was?“ fragte Julie in spöttischem Tonfall.

Unmerklich zuckte er zusammen und konterte: „Sieht mir eher so aus, als hättest *du* miese Laune, weil Xavier dich nicht mitgenommen hat übers Wochenende“, was Julie lediglich mit einem verächtlichen „Pfff ...“ kommentierte.

„Apropos Xavier“, griff Solveig das Stichwort auf. „Der hat gestern wieder überhaupt nicht geputzt, obwohl er laut Plan dran war. Sein schmutziges Geschirr räumt er auch nie fort, geschweige denn, dass er mal auf die Idee kommt, es zu spülen. Das nervt echt!“

„Sieh an, sieh an: Da habt ihr beide euch wieder prima gegen mich verbündet“, rief Julie. „Kann es sein, dass ihr vielleicht insgeheim neidisch seid, weil ich hier einen Freund hab und ihr habt niemanden?“

Mark murmelte etwas Unverständliches vor sich hin. Solveig lachte verächtlich und konterte: „Ha! Das soll ja wohl ein Witz sein, *Juliane!* *Erstens* bin ich ganz bestimmt nicht mit der Heulsuse da verbündet ... Der putzt übrigens genau so wenig wie du und dein Lover, so gesehen habt eher *ibr* drei euch gegen *mich* verbündet! Und zweitens ist es mir auch völlig egal, mit wem du ins Bett steigst ... Ich muss mich allerdings allmählich fragen, ob unsere WG nicht langsam zum Bordell verkommt. Man weiß ja gar nicht mehr, wem man alles so am nächsten Morgen beim Aufstehen im Haus begegnen wird, vor allem nicht, wer aus welchem Zimmer rauskommt: Heute Mark, morgen Xavier, von Emmanuel ganz zu schweigen ...“

Marks Gesicht nahm eine rötliche Färbung an, teils aus Verlegenheit, mehr aber vor Ärger über ihre Worte, von denen er sich persönlich getroffen fühlte. „Jetzt gehst du wirklich zu weit“, rief er, wurde jedoch von Julie übertönt, die sie regelrecht anschrie: „Du blöde Kuh, du! Natürlich bist du neidisch, das hört man doch direkt raus! Aber *mich*

kannst du auf diese Tour nicht beleidigen. Und überhaupt geht es dich einen Dreck an, wer aus meinem Zimmer rauskommt, kapiert? Bloß weil du selber keinen abkriegst, musst du andere nicht dumm anmachen!“ Dann stürmte sie wutentbrannt in ihr Zimmer und schlug die Türe mit lautem Krachen hinter sich zu.

„Was für ein Kindergarten!“ rief Solveig in gespielter Verzweiflung und verschwand ebenfalls in ihrem Zimmer, erschien jedoch kurz darauf mit einem Kapuzenpullover in der Hand wieder und verließ ohne ein weiteres Wort das Haus.

„Was sollte das eben von wegen *Heulsuse?*“ rief Mark hinter ihr her, erhielt jedoch keine Antwort. *Zickenterror*, dachte er und drückte seine Zigarette aus. Wenige Sekunden später prasselte ein wolkenbruchartiger Regen dröhnend auf das Wellblechdach herab, der die Musik übertönte. Kurz darauf fiel der Strom aus, so dass sämtliche Lichter Kurandas erloschen und der Techno-Beat im Haus endgültig erstarb.

Krachend ließ Julie die Türe ins Schloss fallen, warf sich wütend auf ihr Bett und ließ sich von ihrer CD von Jacques Brel allmählich wieder beruhigen. Vor allem über Solveig regte sie sich auf, die ihrer Ansicht nach mit ihren Bemerkungen nun endgültig über das Ziel hinausgeschossen war. Aber auch Mark nervte sie zusehends, genauer gesagt seit jenem Nachmittag, an dem er den CD-Player aus dem Wohnzimmer entfernt und ihnen damit den ganzen Spaß genommen hatte. So machte das WG-Leben keinen Spaß.

Zum Glück gab es wenigstens Xavier – ihr einziger Lichtblick! Sie versuchte, sich jenen Abend in Erinnerung zu rufen, als sie zum ersten Mal in der *Boîte* gewesen waren und er ihr sofort aufgefallen war, da er mit Abstand der bestaussehendste Mann in der ganzen Disco war – wenn nicht von ganz Kuranda oder gar überhaupt ... Er war auffallend groß, schlank und durchtrainiert, hatte ein hübsches Gesicht mit schön geschwungenem Mund, schmaler, gerader Nase und ausdrucksvollen, tiefschwarzen Augen, von denen sie sich geradezu magisch angezogen fühlte. Als sie ihn dann durch die Clique näher kennen lernte, hatte es nicht lange gedauert und sie war seinem Charme erlegen. Seine angenehme, tiefe Stimme, sein strahlendes Lächeln, dieser Blick ...

Julie seufzte und ihr wurde bewusst, dass damit im Nachhinein ihr Brief an Jan der Wahrheit entsprach, in welchem sie, um ihn los zu werden, behauptet hatte, dass sie sich in Kuranda in einen anderen verliebt hätte. Jan hatte ihr daraufhin zwar noch ein weiteres Mal geschrieben, doch sie hatte eine Antwort immer wieder lustlos vor sich her geschoben und es dann sein lassen, schließlich war von ihrer Seite alles gesagt. Jetzt wünschte sie sich vor allem, die ihr noch verbleibende Zeit in Kuranda so weit es ging mit Xavier zu genießen – doch ausgerechnet dabei wurden ihr Solveig und Mark nun lästig und kamen mit spießigen Einfällen wie Putzplänen und Beschwerden über angeblich zu laute Musik daher.

Sie schloss die Augen und versuchte sich vorzustellen, wie es wäre, wenn sie alleine mit Xavier das Haus bewohnen würde – zum Beispiel falls sie bei P.I.A.F. promovieren würde. Oder sollte sie vielleicht demnächst, wenn Klaus und Winnie kommen würden, gleichfalls Interesse auf die Projektleiterstelle anmelden? - Der Gedanke an diese neue Möglichkeit, die ihre gemeinsame Zeit mit Xavier verlängern würde, ließ ihr Herz schneller schlagen. Natürlich dürfte Solveig auf keinen Fall von ihren Ambitionen erfahren, zumindest nicht, bevor die Bombe platzen würde. Dass sie selbst aus ihrer Position als wissenschaftliche Mitarbeiterin

heraus die besseren Karten bei der Vergabe der Projektleiterstelle haben würde, stand für Julie außer Frage. Klaus und Winnie würden höchstens verwundert fragen, warum sie diesen Wunsch nicht schon früher geäußert hatte, doch daraufhin könnte sie ja erzählen, wie sehr P.I.A.F. sie beeindruckt habe, so dass ihr plötzlicher Sinneswandel durchaus glaubhaft erscheinen würde. Sie malte sich Solveigs Gesicht aus, wenn sie es erfahren würde, und drehte vor sich hin lächelnd ihr neues Lieblingslied „Quand on n’a que l’amour“ lauter.

Mark war unglaublich wütend auf Solveig, nachdem sie ihre Unverschämtheiten abgelassen und dann einfach so verschwunden war. Am liebsten wäre er ihr hinterher gerannt und hätte sie gepackt ... – und was dann? Sehr wahrscheinlich nichts, obwohl sie sich eigentlich eine Ohrfeige verdient hätte. Allein Julie verbal anzugreifen schien ihr offenbar nicht genügt zu haben, nein, sie hatte sich auch noch mit ihm anlegen müssen, das Miststück, und dabei schonungslos auf seinen immer noch wunden Punkt gezielt und voll getroffen. Sollte sie in dem Unwetter da draußen doch der Blitz treffen!

Doch Julie war keinen Deut besser gewesen, als sie einfach so ins Blaue hinein gespottet hatte, er habe wohl wieder Probleme mit seiner Freundin. Wie kam dieses Biest eigentlich darauf? Hatten die beiden, oder zumindest Julie, etwa doch heimlich in seinem Zimmer gestöbert und seine Post gelesen, wie er es insgeheim vermutete, seit er vor einigen Tagen abends bei seiner Rückkehr aus der Bibliothek den Eindruck gehabt hatte, dass sein Stapel von Briefen und Faxen anders sortiert war, als er es in Erinnerung gehabt hatte?

Mit Hilfe seines Feuerzeuges tastete er sich durch das stockdunkle Wohnzimmer in die Küche, um eine Kerze aus dem Schrank zu holen, mit deren Hilfe er die Petroleumlampen suchen konnte, die keinen festen Platz hatten und demnach überall stehen konnten. Er entdeckte sie alle drei auf dem Fußboden unter dem Küchentisch, nahm eine davon, zündete sie an und ging zurück ins Wohnzimmer. Seufzend zog er aus der Brusttasche seines Hemdes die neueste, zusammengefaltete Faxnachricht Sabines hervor, die er seit ihrem Erhalt am Morgen schon mehrmals in einem ständigen Wechselbad der Gefühle gelesen hatte:

Lieber Mark,

ich habe mich entschlossen, kommende Woche in die verfrühten Weihnachtsferien zu meiner Familie nach Gundersheim zu fahren und erst nach Dreikönige wieder nach

Stuttgart zurück zu kommen. An der Uni bin ich ohnehin fertig für dieses Jahr und auf die Prüfungen Ende Januar kann ich mich zuhause am besten vorbereiten, da es dort nicht so viel Ablenkung gibt. Volker hat mich auf eine Silvesterparty in Mannheim eingeladen, aber ich weiß nicht, schließlich wirst du am 29. zurückkommen. Ein räumlicher Abstand von ihm wird mir jetzt erst mal ganz gut tun und ich freue mich auf meine Eltern, meine Schwester und die alten Freunde von früher. Was dich und mich betrifft weiß ich einfach nicht, was richtig und was falsch ist. Es tut mir sehr leid, was geschehen ist, obwohl so gesehen ja noch gar nichts passiert ist, da ich wirklich nichts mit ihm hatte! Doch ich frage mich, wie stark unsere Beziehung überhaupt noch ist, wenn es so weit kommen kann. Lieben wir uns wirklich noch? - Ich weiß es nicht. Ich weiß nur, dass alles einfacher wäre, wenn du jetzt hier wärst.

Auf bald und viel Spaß noch in deiner afrikanischen WG,

Sabine

Er zündete sich eine weitere Zigarette an. Was Sabine geschrieben hatte, bedrückte ihn sehr. War sie vielleicht auf der richtigen Fährte? War ihre Beziehung, die nun schon vier Jahre andauerte, tatsächlich noch genau so stark wie am Anfang? Falls ja – wie hatte er sie dann (versehentlich!) betrügen können? Wie hatte sie sich mit einem anderen einlassen können, sobald er ihr den Rücken zugekehrt hatte?

Fragen, die nicht einfach zu beantworten waren. Das viele Grübeln half ihm letztendlich auch nicht weiter und schlaflose Nächte hatte er mittlerweile mehr als genug hinter sich. *Wäre ich jetzt nur zuhause in Deutschland, dann würde ich diesem Volker schon Bescheid stoßen*, dachte er grimmig. Stattdessen war er mitten in Afrika und musste sich so gut es ging zusammenreißen, sich damit abfinden, dass er von hier aus nicht viel für seine Beziehung zu Sabine tun konnte, sich auf das Fachliche konzentrieren und die verbleibende Zeit so gut wie möglich für sein Diplomarbeitvorhaben nutzen.

In den vergangenen zwei Wochen hatte er sich intensiv mit der Nationalparkthematik auseinandergesetzt. *Sobald der Besuchstermin von Klaus und Winnie definitiv bekannt gegeben wird, werde ich Thomas Schmitt anrufen und mit ihm einen Termin ausmachen, wann ich ihn für eine Woche oder so besuchen kommen kann*, überlegte er. *Dann komme ich einerseits für ein Weilchen aus diesem Hexenhaus hier raus und kann andererseits das Nationalparkprojekt näher kennen lernen und schon ein paar Vorarbeiten für die Diplomarbeit leisten.*

halbwegs zufrieden mit diesem Plan lehnte er sich zurück, starrte auf die Schatten an der Zimmerdecke und lauschte dem Geräusch des Regens. Es goss wahrlich wie aus Kübeln, weit würde Solveig da draußen nicht kommen und er wunderte sich, dass sie nicht längst wieder kehrtgemacht und zurückgekommen war. Was für eine verrückte Idee, in solch einem Unwetter planlos davon zu laufen! *Aber geschieht ihr ganz recht*, dachte er.

Überrascht blickte Peer von seinem Schreibtisch auf, als er durch das geräuschvolle Trommeln des Regens auf dem Wellblechdach hindurch die Hunde auf der Veranda anschlagen und das Eingangstor donnernd zuschlagen hörte. Mit der Petroleumlampe in der Hand ging er durch das dunkle Haus ins Wohnzimmer und fragte sich, wer ihn bei diesem Wetter und dazu auch noch in der aufgrund des Stromausfalls vorherrschenden Dunkelheit wohl besuchen kam.

Er öffnete die Haustüre und erblickte Solveig, die völlig durchnässt und triefend auf der Veranda stand und die Hunde streichelte. „Ah, Besuch von Tick, Trick und Track?“ rief er überrascht und hielt die Lampe auf der Suche nach Julie und Mark höher, entdeckte jedoch niemanden sonst.

„Nur Trick“, schniefte Solveig und wischte sich über das nasse Gesicht. „Ich wollte hier auch eigentlich gar nicht so hereinplatzen, sondern war auf dem Weg ins Marabut. Aber das war bei dem Wetter und ohne Licht wohl keine gute Idee ... Bekomme ich Asyl bei dir, bis der Regen vorüber ist?“

Peer grinste und ließ sie mitsamt den Hunden im Gefolge eintreten. Solveig zog ihre schmutzigen Schuhe und den triefenden Kapuzenpulli aus, ihr T-Shirt und ihre Jeans klebten vor Nässe unangenehm an ihrem Körper. Kopfschüttelnd sah Peer sie an und verschwand mit Tusker, die ihm folgte, in die hinteren Räume des Hauses. Kurz darauf erschien er mit einem großen Handtuch, einer Woldecke, einem T-Shirt und einer Flasche Bier in den Händen wieder. „Am besten, du hängst deine nassen Sachen in der Dusche zum Trocknen auf und wickelst dich so lange in die Decke, sonst erkältest du dich noch. Ich kann dir auch was von mir zum Anziehen geben“, meinte er.

Sie dankte ihm und trocknete sich mit dem Handtuch das klitschnasse Haar, das die Baumwollkapuze ihres Pullovers auch nicht mehr vor dem sintflutartigen Regen hatte schützen können. Dann ging sie in die Gästedusche, um sich ihrer durchnästen Kleidung zu entledigen und sich trocken zu reiben. Hose und T-Shirt ließ sie, wie Peer vorgeschlagen hatte, zum Trocknen hängen, und kehrte in seinem T-Shirt, dessen Aufdruck an das Roskilde-Musikfestival vom vergangenen Jahr erinnerte,

und der Woldecke um den Leib gewickelt ins Wohnzimmer zurück und setzte sich im Schneidersitz auf das Sofa.

Peer hatte inzwischen sein Bier sowie eine weitere Petroleumlampe aus seinem Arbeitszimmer geholt und setzte sich gleichfalls mit gekreuzten Beinen ihr gegenüber in den Sessel. „Mistwetter, was? Wo hast du denn den Rest des Triumvirats gelassen? Oder soll ich besser sagen: Den Rest der *Fantastischen Vier*?“ spielte er auf Xavier an, den er bisher lediglich aus Solveigs Erzählungen kannte.

„Na ja, ganz so fantastisch geht es gerade nicht zu bei uns ... Xavier ist übers Wochenende weg und wir übrigen gehen uns gegenseitig auf die Nerven“. Sie berichtete von der schlechten Stimmung der vergangenen Tage, die in dem vorigen Streit ihren vorläufigen Höhepunkt gefunden hatte.

„So ist das WG-Leben eben“, schmunzelte Peer, als sie geendet hatte. „Man streitet sich, verträgt sich, streitet sich, verträgt sich, ...“

„Vor allem in solch einer Zwangs-WG, in der wir hier leben“, fügte sie hinzu und nahm einen großen Schluck aus der Flasche.

„Übrigens, schon das Neueste gehört?“, wechselte er abrupt das Thema. „In der Nähe von Siangwe, also knapp vierzig Kilometer nördlich von hier auf dem Weg in die Hauptstadt, soll es vorgestern Nacht auf der Hauptstraße mehrere Überfälle auf Fahrzeuge gegeben haben. Es handelte sich um zwei voll besetzte Kleinbusse, einen Privatwagen und einen UNHCR-Transporter, die allesamt im Laufe der Nacht von einer Bande von sechs bis acht Männern gewaltsam angehalten wurden. Die Räuber sollen teils mit Schnellfeuergewehren, teils mit Pangas oder Knüppeln bewaffnet gewesen sein. Jedenfalls hatten sie einfach aus dem Dunkeln das Feuer auf die Autos eröffnet und diese damit zum Stillstand gebracht. Dabei wurden einer der Fahrer sowie mehrere Insassen tödlich getroffen, ein weiterer Passagier eines der Kleinbusse wurde mit einer Panga lebensgefährlich verletzt, weil er angeblich zu fliehen versucht hatte, zwei Frauen wurden vergewaltigt. Anschließend haben die Banditen die Leute restlos ausgeraubt, einige bis auf die Unterwäsche. Und der UNHCR-Transporter, der mit Hilfsgütern beladen war, wurde ebenfalls leer geräumt.“

„Ach du meine Güte“, entfuhr es Solveig. „Woher weißt du das denn?“

„Céline und Saida halten mich immer ganz gut auf dem Laufenden, was die Gerüchteküche betrifft. Eigentlich brauche ich wirklich keine Zeitung, man ist immer wieder erstaunt, wie rasch sich hier Neuigkeiten von Haus zu Haus, von Hütte zu Hütte weiter verbreiten.“

„Zum Glück hatte uns Frau Löffler vom Bureau du Jumelage schon vorher davor gewarnt, bei Dunkelheit durch die Gegend zu fahren. Das scheint ja wirklich gefährlich zu sein. Aber warum fährt denn bloß das UNHCR bei Nacht und Nebel umher und dazu auch noch ungesichert?“

„Keine Ahnung“, meinte er achselzuckend. „Die waren wohl aufgrund von Verzögerungen am Zoll und einer Panne spät dran, wollten ihr Ziel aber unbedingt noch erreichen.“

„Hat man die Täter gefasst?“

„Machst du Witze? Die trugen natürlich Tücher vor den Gesichtern und waren so plötzlich wieder verschwunden, wie sie aufgetaucht waren. Wahrscheinlich stammten sie nicht einmal aus der Gegend, zumindest soll eine Frau zu Protokoll gegeben haben, dass zwei der Männer auf Englisch miteinander gesprochen haben. Vielleicht stammen sie ja sogar aus dem Nachbarland – was der Regierung als Erklärung natürlich am besten gefallen würde. Es ist immer angenehmer, wenn man die Schuld den anderen zuschieben kann.“

„Aber das Militär und die Polizei werden doch jetzt wohl die Straße verstärkt überwachen, oder?“

„Soweit das möglich ist, sicher. Die Täter gehen ohnehin ein enorm hohes Risiko ein. Wenn das Militär sie erwischt, gibt es kurzen Prozess: Entweder sie erschießen sie auf der Stelle oder sie entwaffnen sie und überlassen sie dem Mob. In Afrika herrscht eine stark ausgeprägte Lynchjustiz: Wenn die Leute einmal einen Dieb oder sonstigen Straftäter in flagranti zu fassen bekommen, dann Gnade ihm Gott, auch wenn er nur eine Kleinigkeit gestohlen hat oder noch ein Kind ist.“

„Das klingt alles nicht so toll“, seufzte Solveig. „Zumal ich ja auch vorhabe, hier für längere Zeit zu leben, wenn das mit der Stelle endlich mal klargeht. Vielleicht sollte ich mir dann besser auch Hunde und eine Panga anschaffen.“

Sie wendeten sich wieder angenehmeren Gesprächsthemen zu, derweil der Regen unvermindert auf das Wellblechdach prasselte und der Strom nach wie vor auf sich warten ließ.

Als das Bier irgendwann spät in der Nacht zur Neige ging und sie beide müde wurden schlug Peer vor, dass sie im Gästezimmer übernachten könne, was sie nach kurzem Überlegen dankend annahm. In die WG zog es sie in dieser Nacht jedenfalls nicht mehr zurück, erst recht nicht unter diesen widrigen Umständen.

Am nächsten Morgen erwachte sie durch das Motorengeräusch des startenden Autos, das sich anschließend vom Grundstück entfernte.

Zuerst wusste sie nicht, wo sie sich befand, dann dämmerte ihr langsam der gestrige Abend wieder. Wie sie allerdings ihren Weg ins Bett des Gästezimmers noch gefunden hatte, fiel ihr nicht mehr ein. Sie stand auf und ging ins Wohnzimmer, wo überall leere Bierflaschen herumstanden. Sie sammelte sie ein und sortierte sie in den leeren Kasten in der Küche. Peer hatte sich demnach soeben mit Céline an die Arbeit begeben. Nach kurzer Suche fand sie einen Notizzettel und einen Bleistift und hinterließ ihm eine kurze Nachricht sowie einen Geldschein für einen neuen Kasten Bier. Sie wollte ihm weder etwas schuldig bleiben noch dass es für ihn so aussah, als wollte sie sich als Zecke betätigen, so wie die Clique es in ihren Augen in der WG machte.

Inzwischen hatte es aufgehört zu regnen und der Himmel war klar wie lange nicht mehr. Erleichtert machte sich Solveig auf den Heimweg. Doch je näher sie dem Haus kam, umso langsamer wurden ihre Schritte. Die anderen würden nicht gerade begeistert sein nach dem, was sie gestern gesagt hatte. Aber vielleicht sollte sie es einfach so sehen wie Peer: „So ist das WG-Leben eben.“ *Pack schlägt sich, Pack verträgt sich*, dachte sie und betrat das Grundstück. Sie rief Etienne ein „Bonjour“ zu, der ihren Gruß mit einem lässigen Handzeichen erwiderte. Das Auto parkte in der Einfahrt und das Haus wirkte still und verschlossen, Julie und Mark schienen noch zu schlafen. Ihr fiel auf, dass die igelförmige Agave vor dem Haus seit Beginn der Regenzeit beträchtlich gewachsen und der zentrale „Spargel“ gut in die Höhe geschossen war. *Wie es aussieht, werden wir Blüte und Ende der Pflanze während unseres Aufenthalts hier noch erleben*, dachte sie. Sie ließ den Blick auf die Veranda gleiten und wurde plötzlich starr vor Schreck: Am anderen Hausende stand unbeweglich eine von einer dunklen, mönchsähnlichen Kutte verhüllte Gestalt, die ihr zuvor aufgrund ihrer völligen Bewegungslosigkeit überhaupt nicht aufgefallen war. Sie schluckte. Es war nicht zu erkennen, ob ein Mann oder eine Frau sich unter dem merkwürdigen Kleidungsstück verbarg. Die weit vorstehende Kapuze verdunkelte das Gesicht vollständig und reduzierte die Gestalt auf einen finsternen, unheimlichen Schatten. Solveig spürte ihr Herz schlagen und wünschte sich einen Hund, eine Panga oder zumindest einen Wächter, der besser aufpasste. Gerade wollte sie sich zu Etienne umdrehen und ihn herbeirufen, als sich die Gestalt ihr zuwandte und zielstrebig auf sie zugeschritten kam. Erst jetzt sah Solveig die Hacke, die der Eindringling in der Hand hielt, und Löfflers Worte schossen ihr wieder ins Gedächtnis: „... *unbescholtene Bauern griffen da zu ihren Hacken und Pangas – allerdings nicht, um ihre Felder zu bearbeiten ...*“

Eine plötzliche Angst schnürte ihr die Kehle zu und lähmte ihren Körper. Unfähig, sich zu bewegen oder nach Etienne zu rufen, blieb Solveig wie versteinert stehen und starrte auf die sich nähernde Gestalt. Als diese auf etwa zehn Schritte an sie heran gekommen war, verlangsamte sie auf einmal ihren Schritt, fasste dann mit der freien Hand nach der Kapuze und riss sie sich unvermittelt vom Kopf – und zu ihrer großen Erleichterung blickte Solveig im nächsten Augenblick in das Gesicht Marie-Claire's ... Ein großer Stein fiel ihr vom Herzen. *Peer mit seinen Horrorgeschichten und dazu eine blühende Fantasie*, dachte sie kopfschüttelnd und ging auf Marie-Claire in ihrem seltsamen Gewand zu.

Falls diese überrascht war, Solveig zu dieser frühen Morgenstunde das Grundstück von außerhalb betreten zu sehen, so ließ sie es sich nicht anmerken. Sie begrüßten sich und Solveig fragte, ob sie etwas für sie tun könne. Marie-Claire zögerte, dann erklärte sie mit kaum hörbarer Stimme, dass sie Sechzigtausend Francs benötige, geliehen, selbstverständlich. Ungläubig wiederholte Solveig den Betrag, der ihr derart hoch erschien, dass sie sich nicht einmal die Mühe machte, ihn im Kopf in Euro umzurechnen. „Wozu brauchst du so viel Geld?“ fragte sie. Umständlich begann Marie-Claire zu erklären, dass sie einen Sarg abholen müsse.

„Einen Sarg?“ Marie-Claire's Anliegen schienen immer abstruser zu werden, und das auch noch nach solch einem Schrecken und zu einer Tageszeit, zu der Solveig's Kopf noch nicht richtig wach war, zumindest an diesem Morgen noch nicht. Jedenfalls verstand sie so viel, dass irgendwer gestorben war, was Marie-Claire's sonderbare Trauergarderobe erklärte.

„Eine Schwester“, sagte Marie-Claire, womit allerdings, wie Solveig inzwischen wusste, von einer leiblichen Schwester bis hin zu einer guten Bekannten jede weibliche Person aus ihrem näheren Umfeld gemeint sein konnte. Sie verzichtete auf genaueres Nachfragen und Marie-Claire erklärte, dass sie das Geld für den Kauf eines Sarges und für die Bestattungskosten brauche und zudem einen Wagen zum Transport des Sarges benötige.

Seufzend ließ Solveig sich auf das Mäuerchen niedersinken, stützte den Kopf mit beiden Ellbogen auf den Knien auf und hielt die Hände vors Gesicht, als hoffte sie, sich dadurch unsichtbar machen zu können. War es nicht genug damit, dass sie hier und da das Buschtaxi waren? Kinderwagen hatten sie bereits gespielt – musste es jetzt auch noch Leichenwagen sein? Oder Geldverleiher? Sie schüttelte den Kopf und nahm die Hände vom Gesicht. „Es tut mir leid, wenn jemand gestorben

ist, Marie-Claire, aber ich habe keine Sechzigtausend Francs. Tut mir leid.“

Ausdruckslos blickte Marie-Claire zu Boden und murmelte etwas vor sich hin, das Solveig nicht verstand. Dann zog sie sich wieder ihre Kapuze über den Kopf, schulterte die Hacke und ging in Richtung Tor davon.

Solveig sah ihr nach, bis sie das Grundstück verlassen hatte. Dann erhob sie sich und ging zum Hauseingang, während sie überlegte, wie sie jetzt wohl hineingelangen sollte, ohne jemanden wecken zu müssen. Wenn Julie und Mark noch schliefen, würde die Türe von innen verschlossen sein, so wie sie es nachts immer handhabten. Dennoch drückte sie versuchsweise die Klinke herunter – und zu ihrer Überraschung öffnete sich die Türe! Sollte etwa doch schon jemand wach sein oder waren die beiden einfach nur nachlässig gewesen? Doch im Moment war ihr das egal, denn sie war froh, eine Dusche nehmen und sich einen Kaffee kochen zu können.

Als Mark Solveig später im Wohnzimmer am Notebook sitzen sah, erinnerte er sich wieder seiner gestrigen Wut auf sie und musste sich stark zusammenreißen, um den Streit nicht fortzusetzen. Dafür blaffte sie ihn zur Begrüßung wegen der unverschlossenen Haustüre an, ohne dabei von ihrem Spiel aufzublicken. „Vielleicht habe ich ja absichtlich nicht abgeschlossen, damit Madame nach ihrem nächtlichen Spaziergang wieder ins Haus reinkommt?“

„Ach so ...“, sie hielt verlegen inne. Dieser Gedanke war ihr überhaupt noch nicht gekommen. Ob er und Julie überhaupt bemerkt hatten, dass sie die Nacht außer haus verbracht hatte?

Kopfschüttelnd drehte Mark sich um und verschwand in der Küche. Er kam mit einer Tasse und einer Banane in der Hand wieder, setzte sich an den Esstisch und starrte kauend vor sich ins Leere. Bald darauf erschien auch Julie mit einer Kanne Tee, setzte sich wortlos auf das Sofa und blätterte in einem Buch. So saßen sie eine ganze Weile da, wie die Spitzen eines großflächigen, ungleichseitigen Dreiecks im Raum verteilt, und schwiegen sich gegenseitig an.

„Ich fahr gleich zum Labor und mach dort noch ein wenig Klar Schiff“, durchbrach Julie das Schweigen, nachdem sie die Kanne Tee geleert hatte. „Kann ich jemanden irgendwohin mitnehmen?“

Solveig und Mark verneinten. Nachdem Julie gefahren war, verließ auch Mark den Raum und trat ins Freie. Nach kurzem Überlegen ging er in den Schuppen neben dem Haus, um sich das Fahrrad genauer anzusehen, von dem Solveig vor einiger Zeit gesprochen hatte. Er erspähte es hinter

einem riesigen Stapel alten Gerümpels und musste zunächst einiges davon beiseite schieben, um es packen und herausheben zu können. *Ein Hollandrad ist nichts dagegen, das wiegt ja mindestens eine Tonne*, dachte er keuchend. Da es längere Zeit im Schuppen gestanden haben musste war es zwar ein wenig angestaubt, dafür aber überhaupt nicht rostig. Es war sogar sehr gut erhalten und sah richtig schön altmodisch aus, wie er fand.

Als er es mühsam ins Freie gebracht hatte und genauer untersuchte, stellte er erfreut fest, dass außer Luft in den Reifen nicht viel zu fehlen oder kaputt zu sein schien: Ein Bremszug war gerissen und der Dynamo musste festgeschraubt werden. Eine Gangschaltung gab es nicht. Die Fahrradkette brauchte etwas Öl, war aber ansonsten in Ordnung. Etienne, der einen Walkman aufhatte und wie zufällig vorbeigeschlendert kam, warf einen kurzen verächtlichen Blick auf das Fahrrad. „Das ist nicht gut“, rief er laut, da er sich mit der Musik am Ohr nicht hören konnte. „Das ist aus Indien.“

Mark sah ihn fragend an und rief: „Was für eines ist denn deiner Meinung nach gut?“ Etienne zog einen Ohrstöpsel heraus und Mark musste seine Frage wiederholen.

„Fahrräder sind gut für Afrikaner“, belehrte er Mark mit mitleidigem Gesichtsausdruck ob dessen törichter Frage. „*Wazungu* fahren Auto“ fügte er hinzu, stöpselte sein Ohr wieder zu und schlenderte ohne eine Antwort abzuwarten betont lässig weiter, die Hände in den Taschen seiner viel zu weiten Hose vergraben. *Seltsame Vorstellung*, dachte Mark und wendete sich wieder dem Fahrrad zu. Er erinnerte sich an die kleine Fahrradreparaturbude, die ihnen damals, als sie den Klempner nach Hause chauffiert hatten, am Wegrand aufgefallen war und beschloss, das Rad dort fahrtüchtig machen zu lassen und anschließend eine kleine Radtour in die Umgebung zu unternehmen. Die Regenwolken der vergangenen Tage hatten sich verzogen und das Wetter sah wieder recht vielversprechend aus. Mark spürte, wie sich seine Laune allmählich besserte.

Julie war währenddessen im Labor angekommen und setzte die Putzarbeiten fort. Wirklichen Spaß bereitete ihr diese Tätigkeit auch nicht gerade, doch sie hatte die spannungsgeladene Atmosphäre in der WG nicht länger ertragen können und das Haus einfach verlassen müssen. Im Labor fand sie nicht nur die ersehnte Ruhe vor den anderen, sondern zugleich auch eine Aufgabe, um die Zeit bis zum Abend sinnvoll auszufüllen – dann nämlich erwartete sie Xavier aus der Hauptstadt

zurück. Und wenn er erst wieder da sein würde, konnten ihr Solveig und Mark erst recht gestohlen bleiben!

Doch eigentlich war sie gar nicht mehr richtig böse wegen des Streits, allenfalls noch ein wenig auf Solveig - aber die würde sich sowieso noch wundern ... Jeder hatte eben mal Dampf abgelassen, das kannte sie schon aus früheren WG-Zeiten. Danach raufte man sich immer wieder irgendwie zusammen und das Leben ging weiter und so würde es hier sicher auch sein.

Der große Saal sieht inzwischen gar nicht mehr so schlimm aus, stellte sie mit einem prüfenden Blick durch den Raum fest. *Das ist das einzig Gute am Putzen: Man sieht direkt den Erfolg der ganzen Anstrengung*, dachte sie und wischte sich mit dem Unterarm über die verschwitzte Stirn. Boden und Arbeitstische erstrahlten bereits wieder in altem Glanz. Aus den Schränken und Regalen hatte sie sämtliche zerbrochenen Gegenstände aussortiert und in große blaue Müllsäcke verschwinden lassen, die sie aus der WG mitgebracht hatte. Julie war überaus zufrieden mit sich. Alleine arbeitete es sich doch bedeutend angenehmer und effektiver als zu dritt. *Wenn Klaus und Winnie demnächst kommen, werden sie Wohl unter Übel noch etwas Geld nachschießen müssen*, dachte sie. Das zerstörte Inventar musste erneuert, die sanitären Anlagen wieder hergerichtet, neue Spülen eingebaut und die erforderlichen Reparaturen an den elektrischen Leitungen und Geräten ausgeführt werden. All das war lediglich eine Frage des Geldes, das von Seiten des Doyens nicht zu erhoffen war. Sie sah auf ihre Uhr und beschloss, noch zwei Stunden zu bleiben. Dann aber würde sie nichts auf der Welt mehr halten können und sie würde nach Hause fahren und Xavier erwarten.

Solveig hatte noch ein Weilchen lustlos am Notebook gegessen und Mahjongg gespielt. Auf Arbeiten und Nachdenken stand ihr heute überhaupt nicht der Sinn und von dem Spiel wurden ihr die Augen schwer. Im Hinblick auf das gute Wetter beschloss sie kurzerhand, den Tag zum Sonntag zu erklären und den Pool im Schwimmbad-Club auszuprobieren. Sie packte ihre Schwimmsachen und etwas zu lesen in einen kleinen Rucksack und da Mark offensichtlich unbemerkt gegangen war, schloss sie das Haus sorgfältig ab. Den Schlüssel überreichte sie Etienne zur Verwahrung, aus dessen Walkman ein undefinierbarer, blecherner Lärm zu hören war. „Was hörst du da?“ rief sie. Er reichte ihr die Ohrstöpsel und sie hielt sie sich an die Ohren. Die Musik war für sie nicht näher identifizierbarer, französischer Rap, wobei die Qualität der Aufnahme sehr zu wünschen übrig ließ. Sie gab ihm die Ohrstöpsel

zurück und zollte seinem Musikgeschmack mit erhobenem Daumen Anerkennung. Etienne erwiderte die Geste mit Pokerface-Miene und verkabelte sich wieder mit der Musik. Wahrscheinlich hatte er das altertümlich anmutende Gerät vom ersten zusammengesparten Lohn in einem der kleinen Musikläden am Markt erstanden.

Sie verließ das Grundstück und wanderte in Richtung Schwimmbad-Club. Nachdem sie beim Wächter das Eintrittsgeld für die Benutzung des Pools entrichtet hatte, stellte sie erfreut fest, dass sie der einzige Badegast war. In einiger Entfernung vom Pool spielten zwei Jugendliche Tischtennis, eine Handvoll Leute saß an den Tischen, die vor dem Gebäude im Freien standen. Da sie aus Erfahrung wusste, dass eine schwimmende und sich nach afrikanischen Maßstäben halb nackt sonnende Mzungu-Frau in einem Tropennest wie Kuranda eine kleine, aber durchaus begaffenswerte Sensation darstellen konnte, zog sie sich in der Umkleidekabine knielange Surfershorts über die Bikinihose. Anschließend breitete sie ihr Handtuch neben dem Schwimmbecken aus, legte ihre Sachen darauf und sprang kopfüber ins Wasser. Die Temperatur war herrlich erfrischend. Sie kraulte ein paar Züge, drehte sich dann aber auf den Rücken und ließ sich mit einem Minimum an Bewegung an der Wasseroberfläche treiben. *So lässt es sich aushalten, das ist doch mal ein Tag wie im Urlaub*, dachte sie träumerisch, schloss die Augen vor der grellen Sonne und stellte sich vor, irgendwo am fernen Indischen Ozean an einem einsamen, palmengesäumten Sandstrand zu sein.

Sie verbrachte den Nachmittag abwechselnd schwimmend, lesend und in der Sonne dösend und fühlte sich immer entspannter. Als sie gerade über ihrer Lektüre eingeschlafen, schreckte sie auf einmal jäh auf: Deutlich konnte sie spüren, wie etwas langsam über ihren Rücken krabbelte. *Oh nein*, dachte sie angewidert, *bitte bloß nicht einer von diesen großen, schwarzen Tausendfüßlern mit den orangefarbenen Beinen ...* Sie schnitt eine Grimasse und schluckte den aufkommenden Ekel hinunter. Mit einer plötzlichen Körperdrehung setzte sie sich auf und versuchte gleichzeitig, den vermeintlichen Feind mit einer raschen Armbewegung von ihrem Rücken zu fegen. Noch in der Bewegung zuckte sie erschrocken zusammen, als sie einen Schatten neben sich bemerkte. Sie hob den Blick und sah in das Gesicht von Peer. Wie ein Lausbub grinsend stand er neben ihr und hielt den Zipfel eines Handtuchs in der ausgestreckten Hand. Das also war das vermeintliche Insekt gewesen!

„Irgendwie schaffst du es ja immer, mich zu erschrecken“, sagte Solveig verärgert darüber, auf seinen Streich hereingefallen zu sein.

„Das ist auch nicht besonders schwer“, lachte er. „Lust auf eine kleine Abkühlung?“

„Wer zuerst drin ist ...“, antwortete Solveig, die blitzschnell auf die Beine sprang, jedoch chancenlos war, da er ebenso schnell reagierte. Kurz hintereinander landeten sie im Wasser. Mittlerweile tollten drei kleine Jungen darin und ein Vater brachte seinem kleinen Sohn mit Hilfe zweier Schwimmflügel die ersten Schwimmzüge bei, während die Mutter besorgt vom Beckenrand aus zusah.

„Und was bekommt der Sieger?“ prustete Peer, als er wieder aus dem Wasser auftauchte.

„Natürlich nichts. Das waren keine fairen Bedingungen.“

Sie debattierten im Spaß eine Zeit lang hin und her, unter welchen Voraussetzungen der Wettstreit wiederholt werden könnte, ließen es aber schließlich bleiben.

„Bist du jetzt eigentlich versehentlich in deiner kurzen Hose ins Wasser gesprungen oder trägt man das so in Deutschland zum Schwimmen?“

„Was ist das denn für eine Frage?“ gab sie mit leicht gereiztem Unterton in der Stimme zurück.

„Hab ich an einer Frau noch nie gesehen, außer an ein paar dicken Afrikanerinnen oder Inderinnen vielleicht“, grinste Peer und hob dabei entschuldigend die Schultern. „Aber mach dir keine Sorgen, steht dir trotzdem. Übrigens – wofür hast du mir heute Morgen eigentlich Geld auf den Tisch gelegt?“

„Das hab ich doch geschrieben: Weil ich gestern ziemlich viel von deinem Bier getrunken hab ...“

„Na, ganz so viel war’s nun auch wieder nicht. Und selbst wenn – das Geld reicht mindestens für einen ganzen Kasten. Wenn du das immer so machst, kannst du gerne öfters Asyl bei mir bekommen.“

Solveig fühlte sich auf den Arm genommen. Statt einer Antwort stieß sie sich kräftig vom Beckenrand ab und kraulte eine Bahn bis zum anderen Ende des Beckens, wo sie eine perfekte Wende absolvierte und kurz darauf wieder neben Peer zum Stillstand kam – völlig außer Atem, wie sie zu ihrem Ärger feststellen musste. Ihre Kondition hatte in den vergangenen Wochen, in denen sie nun schon in Kuranda war und keinen Sport getrieben hatte, deutlich gelitten. Peer zeigte sich dennoch beeindruckt. Als von der Längsseite des Beckens auch noch jemand applaudierte, errötete sie leicht. Verlegen blickte sie in die Richtung, aus welcher der Applaus gekommen war, und sah Xavier am Beckenrand stehen und zu ihr herüberwinken. Er war lediglich mit einer knappen, roten Adidas-Schwimmhose bekleidet und Solveig musterte staunend

seinen athletischen Körper. Selbstsicher schritt er am Beckenrand entlang zu ihnen herüber.

„Ich habe doch schon den frühen Bus genommen“, begrüßte er sie fröhlich, setzte sich auf den Boden und ließ seine Beine neben ihr ins Wasser eintauchen. Sprachlos nickte Solveig, bemüht, ihn nicht all zu offensichtlich anzustarren.

Sich ihrer Blicke durchaus bewusst fuhr Xavier unbeirrt fort: „Ich war mir nicht sicher, ob ihr zuhause sein würdet und bin erst mal ins Wohnheim gefahren, um ein paar Sachen zu holen. Und da das Wetter so gut ist dachte ich, dass ich vorher noch ein bisschen trainieren könnte.“ Geschmeidig wie eine Wasserschlange glitt er neben ihr ins Wasser und hängte sich eine Schwimmbrille um den Hals. Inzwischen hatte Solveig die Sprache wieder gefunden und stellte die beiden Männer gegenseitig vor. „Julie ist wahrscheinlich noch im Labor, sie erwartet dich erst am Abend zurück.“

„Bis dahin bin ich hier fertig, ich gehe dann von hier aus direkt zum Haus“, entgegnete Xavier während er die Schwimmbrille aufsetzte und die Zeit auf seiner Armbanduhr auf Null setzte. „Auf geht’s“, verkündete er und kralte mit kräftigen Zügen los.

„Das ist er also, euer neuer Mitbewohner“, bemerkte Peer. „Und den hat sich Kollegin Tick geangelt?“

Fasziniert sah Solveig Xavier hinterher und antwortete, ohne den Blick von ihm abzulassen: „Nachdem sie mit Track fertig war, ja. Schade eigentlich ...“

Sie verließen das Becken, während Xavier weiter fleißig das Wasser durchpflügte, und kamen überein, noch auf ein Abendessen mit Ziegenbrochetten und Grillbananen zu bleiben. Xavier kam eine Stunde später an ihren Tisch, um sich zu verabschieden. Er trug nun wieder Jeans zu einem bunten Hemd und sah aus wie immer, doch Solveig meinte, etwas in seinem Blick zu erkennen, das sie vorher nicht wahrgenommen hatte. Zu ihrer Überraschung ergriff er zum Abschied ihre Hand, drückte sie kurz und hielt sie einige Augenblicke in der seinen. Dabei sah er sie eindringlich an.

Kurz nachdem er gegangen war begann es zu regnen und Solveig und Peer flüchteten sich mit den übrigen Gästen unter das Dach. „Sieht nicht so aus, als würde es bald aufhören“, meinte Peer nach einer Weile. „Was hältst du davon, noch auf ein Bier nach Easy Living zu fahren?“

Mangels anderer Alternativen willigte Solveig ein. Bei Xavier und Julie in der WG würde sie jetzt ohnehin nur drittes Rad am Wagen sein –

andererseits könnte es vielleicht aber auch interessant werden, überlegte sie, verwarf den Gedanken jedoch sofort wieder.

Als sie in Easy Living ankamen wunderte sie sich über den vollen Kasten Bier, der auf dem Rasen vor der Veranda stand. „Bekommst du dein Bier geliefert?“

„Sozusagen. Ich gebe Charles, dem Gärtner, Geld und er zieht dann mit einer Schubkarre los und bringt einen neuen Kasten. Er macht das ganz gerne, da er unterwegs immer jemanden trifft, mit dem er ein Schwätzchen halten kann, und das Wechselgeld kann er sich auch immer einstecken. Allerdings – wenn das so weiter geht mit dem Bierkonsum, hole ich es wohl doch besser selber. Das ist jetzt schon die zweite Kiste innerhalb einer Woche, mehr als sein ganzer Wochenlohn ...“

„Wie peinlich“, Solveig kratzte sich verlegen am Kopf und schnitt eine Grimasse. „Daran bin ich ja wohl nicht ganz unschuldig. Aber heute kann ich sowieso auf keinen Fall schon wieder so viel trinken.“

Überraschenderweise ging es dann aber doch und da das Stromnetz Erbarmen zeigte und trotz Regens nicht wieder zusammenbrach, konnten sie den ganzen Abend über Musik hören. Nachdem die erste CD durchgelaufen war, kramte Peer ein Uralt-Exemplar von Cat Stevens aus seiner umfangreichen Sammlung hervor. „Sentimentale Erinnerungen“, sagte er wie zur Entschuldigung als er sie einlegte. „Aber das war früher sozusagen immer mein Lied, wenn ich mal wieder zu lange an einem Ort gewesen bin und mich weit fort gewünscht habe, aus irgendwelchen Gründen aber nicht weg konnte, zum Beispiel weil ich gerade kein Geld hatte oder so.“

Gespannt achtete Solveig auf den Text. Der Refrain lautete: *“I’m just a coaster but my wheels won’t go, my legs are weak, my heels are low. I’m just a coaster but my wheels won’t roll, can’t make no headway on this road.”*

“Wünschst du dich denn fort von hier, Peer Weltenbummler?” fragte sie, als das Lied geendet hatte.

„Irgendwie schon“, meinte er nachdenklich. „Aber es ist in letzter Zeit auch wieder besser geworden.“ Sie lauschten eine Weile nur der Musik, ohne etwas zu sagen.

„Hast du einen CD-Brenner hier?“ fragte sie und fügte, als er nickte, hinzu: „Gefällt mir nämlich ganz gut, die Musik.“

Sie brannten die CD in Peers Büro, anschließend gingen sie zurück ins Wohnzimmer und sahen sich Musikclips an, die ein Freund aus Dänemark aufgenommen und per Post nach Kuranda geschickt hatte. „Wie nett, ein Stückchen Heimat“, meinte Solveig gähmend und kuschelte sich mit angezogenen Beinen unter die Decke, die noch vom Vorabend

auf dem Sofa lag. Peer sah zu ihr herüber. „Das sieht echt süß aus“, sagte er und sie erwiderte sein Grinsen.

Mark kehrte erst lange nach Einbruch der Dunkelheit von seiner Radtour zurück und geriet dadurch letztendlich doch noch in den Regen. Er war nach der Fahrradreparatur den ganzen Tag lang kreuz und quer durch das Tal gefahren, auf vielen kleinen Sträßchen und Wegen, welche zum Teil für Autos unpassierbar waren, die das indische Fahrrad jedoch mit Bravour meisterte.

Die meisten Menschen, denen er unterwegs begegnete, staunten nicht schlecht darüber, einem *Mzungu* auf dem Fahrrad zu begegnen, erwiderten seinen Gruß aber durchweg freundlich. Die übliche Begrüßung in der Landessprache hatte er von Marie-Claire bereits gelernt, ebenso die dazugehörige Antwort. Die kleinen Kinder, denen er auf seiner Tour begegnete, liefen ihm stets ein Stück des Weges unter *Mzungu*-Rufen hinterher, während die älteren Mädchen und jungen Frauen, die scheinbar mühelos große Lasten auf ihren Köpfen balancierten, hinter seinem Rücken zu kichern begannen. Anscheinend hatte Etienne recht mit seiner Bemerkung zu dem Fahrrad, vermutete er: Die Leute waren von Weißen lediglich gewöhnt, dass sie in dicken Autos achtlos an ihnen vorbeirasten. Ein *Mzungu* aber, der dagegen auf einem Fahrrad daherkam, schien so etwas wie ein kleines Wunder zu sein. Einmal mehr stellte er fest, wie sehr ihm das Land und seine Menschen bereits ans Herz gewachsen waren. Afrika war in Wirklichkeit ganz anders, als er es sich vorgestellt hatte. Traumstrände, weite Savannen, Elefanten und Löwen – all das mochte es sicher irgendwo auch geben. Doch mittlerweile hatte er gelernt, dass diese Touristenklischees nicht mehr als ein kleines Puzzlestück des riesigen Kontinents darstellten und die Realität weitaus vielfältiger und differenzierter war. Die vielen freundlichen und sympathischen Menschen, die ihnen bisher begegnet waren, die malerisch grünen, mit Bananen bewachsenen Hügel, die leckeren Ziegenbroschetten – all das war ebenso Teil des bunten Mosaiks wie Krieg, Flucht, Vertreibung und Flüchtlingsproblematik. Wog man alles gegeneinander auf, so blieb für ihn unter dem Strich zweifelsohne ein deutlich positiver Wert und er war trotz aller privater Probleme mit Sabine heilfroh darüber, dass er die Chance genutzt und die Reise nach Kuranda angetreten hatte.

Eine laute Männerstimme hinter ihm riss ihn jäh aus seinen Gedanken. Abrupt drehte er sich um, wobei er um ein Haar im Straßengraben gelandet wäre. Zuerst war er sich nicht sicher, doch dann erkannte er zweifelsfrei den Klempner, der ihm zuwinkte und lächelnd auf ihn

zugeeilt kam. „Lange nicht gesehen“ sagte Mark und begrüßte ihn mit dem afrikanischen Ritual des dreifachen Händedrucks. Der Klempner freute sich sichtlich über diese Art der Begrüßung und seine Freude wuchs noch, als Mark ihm wieder eine Zigarette anbot, die er dankend annahm. Sogleich begann er, sich für sein langes Fernbleiben zu entschuldigen und erzählte von eiligen Aufträgen, die urplötzlich an ihn herangetragen worden seien. Doch kommende Woche wolle er auf jeden Fall wieder zu ihnen kommen und das Gäste-WC in Ordnung bringen, versicherte er geflissentlich. *Na, da freuen wir uns aber sehr, dass wir endlich wieder Handwerker hüten können*, dachte Mark bei sich.

Der Klempner bewunderte ausgiebig das Fahrrad und erzählte, dass er sich gerade auf dem Nachhauseweg von der Arbeit befand und Mark zur Feier ihres zufälligen Treffens auf ein Bananenbier in ein nahe gelegenes kleines Lokal einladen wollte. Gleichwohl ihm das Bananenbier letztes Mal nicht sonderlich geschmeckt hatte, willigte Mark unter der Bedingung, dass er die Getränke bezahlen würde, in den Vorschlag ein, zumal er allmählich sowohl Hunger als auch Durst verspürte – und was könnte in solch einem Fall geeigneter sein als Bananenbier? Der Mann strahlte über das ganze Gesicht, setzte sich auf den Gepäckträger und wies Mark die Richtung, in die er fahren sollte.

Im Gegensatz zu dem schweren Fahrrad schien der Klempner so gut wie nichts zu wiegen und Mark brachte es mühelos wieder in Schwung. Der Anblick jedoch, den sie nun den Menschen boten, schien angesichts ihrer Reaktionen etwas noch nie da Gewesenem zu entsprechen: Aus allen Ecken kamen Männer, Frauen und Kinder herbeigelaufen, um das seltsame Gespann zu sehen, das da vorbeifuhr. Einige riefen sogar noch Familienmitglieder und Freunde aus den Häusern heraus, damit bloß niemand dieses Ereignis verpasste. Einen *Mzungu*, der einen der ihren wie ein Fahrradtaxifahrer chauffierte, hatte es in der Tat noch nicht gegeben. Mark musste selbst schon vor sich hin grinsen, wenn er die ungläubigen Gesichter sah. Der Klempner trug die Aufmerksamkeit, die sie erregten, mit Würde und winkte lässig hier und da zur Seite, wie er es einmal im Fernsehen bei einem Papstbesuch gesehen hatte. So würde er nur zu gerne einmal Einzug in sein Dorf halten!

Das Lokal war erwartungsgemäß nicht mehr als eine der unzähligen kleinen Bananenbierverkaufsstellen mit dem Bananenblatt zum Zeichen davor und ein paar wenigen einfachen Sitzgelegenheiten unter einem Mangobaum. Sein Schatten war bei der Hitze und nach der Anstrengung äußerst erholsam und das Gebräu schmeckte Mark bedeutend besser als beim letzten Mal, was sehr wahrscheinlich seinem großen Hunger und

Durst zuzuschreiben war. *Alles Gewöhnungssache*, dachte er und nahm einen weiteren Schluck aus dem Literkrug.

Sie blieben weitaus länger als nur eine Bierlänge dort sitzen und im Lauf des Nachmittags gesellten sich noch einige Bekannte des Klempners zu ihnen, die mit ihnen tranken. Beim zweiten Bier erfuhr Mark, dass der Klempner Malik hieß, und wenn er nach dem dritten aufgehört hätte, hätte er sich bestimmt am nächsten Tag auch noch an die anderen Namen und an all die verworrenen Familienverhältnisse der übrigen Teilnehmer der Tischrunde erinnern können, welche ihm ausführlich geschildert wurden. Nach dem vierten Krug fühlte Mark, dass er sich nun dringend verabschieden musste, wenn er denn die Heimfahrt noch heil überstehen wollte, zumal die Sonne sich anschickte, bald unterzugehen. Sie verabschiedeten sich alle brüderlich voneinander und er bestieg wankend sein Fahrrad. Den ganzen Tag über keine feste Nahrung zu sich genommen und dazu die Sonne – es hatte ihn eiskalt erwischt und es kostete ihn eine ungeheure Anstrengung, das Fahrrad während der Fahrt auf der unebenen Straße gerade zu halten.

Die Sonne ging schneller unter, als ihm lieb war und bald fuhr er im Funzellicht seines Fahrrads durch die afrikanische Nacht. Es kam, wie es kommen musste: Natürlich verfuhr er sich und hatte irgendwann jeglichen Orientierungssinn verloren. *Das ist ja noch blöder als in der Nacht, als wir uns mit Benjamin im Wald verlaufen haben*, dachte er. Kurz darauf begann es auch noch zu regnen und Mark irrte noch immer ohne Plan durch das Wegelabyrinth des Tales. Inzwischen hatte er absteigen müssen, weil er den Weg, der jetzt auch allmählich schlammig wurde, so gut wie nicht mehr sehen konnte. Die vielen Menschen, die ihm vorhin noch an allen Ecken und Enden über den Weg gelaufen waren, waren um diese Uhrzeit und bei diesem Wetter natürlich verschwunden und er wagte es nicht, in seinem Zustand an einer Haustüre zu klopfen und nach dem Weg zu fragen. Wie hätte er auch beschreiben sollen, wo er wohnte, wenn es doch keinen Straßennamen gab?

Bald war er klitschnass, da er ja nicht einmal eine Jacke mitgenommen hatte. Zu allem Überfluss wurde ihm auch noch übel von dem vielen Bananenbier, das zementschwer in seinem Magen lag. Er erleichterte sich hinter einer Hecke und fühlte sich anschließend etwas besser. Gegen neun Uhr abends stieß er dann zufällig wieder auf eine bekannte Straße und fand von dieser aus den Weg nach Hause. Dort stellte er zuerst das Rad in den Schuppen und bemerkte dann erst, dass das Auto fort war und das Haus im Dunklen lag. Die Haustüre war ebenfalls verschlossen.

Fieberhaft überlegte er, was er nun tun sollte, als er plötzlich eine Hand auf seiner Schulter spürte. Zu Tode erschrocken fuhr er herum. Neben ihm stand wie aus dem Nichts aufgetaucht der *Mzee* mit einem Regenschirm in der Hand und reichte ihm die Haustürschlüssel. Erleichtert atmete Mark auf und dankte ihm. Er wankte ins Haus, in sein Zimmer und fiel wie ein Stein ins Bett und fast schon im Fallen in tiefen Schlaf.

Julie war am späten Nachmittag gut gelaunt aus dem Labor nach Hause zurück gekehrt und erfreut darüber, dort keinen ihrer beiden Mitbewohner anzutreffen. So konnte sie in Ruhe duschen und sich anschließend noch ein paar Gedanken darüber machen, wie sie das Schreiben an Winnie und Klaus, in dem sie ihre plötzlichen Ambitionen bezüglich der Projektleiterstelle erläutern wollte, am besten formulieren sollte. Sie kochte eine Kanne Tee, setzte sich ans Notebook und begann einen ersten Entwurf zu schreiben. *Wenn Solveig das zufällig lesen sollte, killt sie mich wahrscheinlich*, dachte sie und lächelte. Als sie von draußen das lang herbeigesehnte Geräusch des ins Schloss fallenden Eisentors hörte, speicherte sie die Datei rasch unter ihrem Namen ab und fuhr das Notebook herunter. Kurz darauf klopfte es an die Türe und Xavier betrat strahlend den Raum. Sie feierten ein stürmisches Wiedersehen in dem leeren Haus und Julie wünschte sich einmal mehr, nur sie beide könnten darin wohnen.

Später am Abend fuhren sie mit dem Wagen zum Essen ins Marabut. Sie setzten sich an einen der Tische im Freien und der Kellner, der sofort dienstbeflissen herbeigeeilt kam, nahm ihre Bestellung auf. Kaum war er wieder im Gebäude verschwunden, kamen die Straßenkinder auch schon wieder angeschlichen. Julie bemerkte sie erst, als ihr ein leises Stimmchen „Partager, partager“ zuwisperte. Sie wandte sich um und erkannte den Jungen wieder, dem sie schon einmal Geld unter der Prämisse, dass er es mit seinen Freunden teilen sollte, gegeben hatte. Xavier rief ihm etwas in seiner Sprache zu, das nicht gerade freundlich klang, und machte dazu eine wegscheuchende Handbewegung. Sofort kam der Kellner herbeigeeilt und verjagte die Jungen. „Lass sie doch“, meinte Julie zu Xavier. „Das sind doch nur ein paar arme Kinder, die Faxen machen und ein paar Münzen ergattern wollen. Wahrscheinlich haben sie nicht einmal mehr Eltern.“

„Von wegen keine Eltern mehr“, belehrte er sie. „Das sind nichts als kleine Ausreißer, die nicht zur Schule gehen wollen und sich stattdessen mit Betteln auf der Straße durchschlagen. Und weißt du, was sie sich von

dem Geld kaufen? – Nicht etwa was zu essen, nein, sondern Klebstoff. Zum Schnüffeln. Das darf man überhaupt nicht unterstützen!“

Betroffen sah ihn Julie an. „Wirklich? Ich meine, bist du sicher? Aber vielleicht sind ihre Eltern ja doch tot und sie haben sonst niemanden?“

„Irgendjemanden hat man hier immer“, behauptete Xavier, schwieg jedoch, als sich die Kinder nach einer Weile erneut anpirschten, da ein Blick seinerseits nun genügte, um sie auf Abstand zu halten. Sie aßen köstlichen Tilapia grillée mit Reis und Salat und erzählten sich gegenseitig, was sie in den vergangenen Tagen gemacht und erlebt hatten, wobei Xavier das zufällige Zusammentreffen mit Solveig im Schwimmbad-Club unerwähnt ließ.

Als sie das Marabut nach dem Essen verließen, steckte Julie einem der Jungen ein paar Münzen in die kleine Hand, nicht aber ohne dabei mahnend den Zeigefinger zu erheben und hinzuzufügen: „Partager! – Mais pas pour la colle²⁸!“

„Oui, oui, partager ... mais pas pour l'école²⁹“, versicherte der Knirps und stob davon. Xavier bedachte Julie mit einem „Ich-hab-es-dir-doch-gleich-gesagt-Blick“ und schüttelte den Kopf, während sie sich nicht sicher war, ob der Junge sie absichtlich falsch wiederholt oder sie einfach falsch verstanden hatte.

Inzwischen hatte es zu regnen begonnen und sie fuhren ins Babacar, wo sie den Rest der Clique antrafen. Es wurde afrikanischer Reggae gespielt und Julie hätte am liebsten die ganze Nacht hindurch mit Xavier getanzt, doch dieser wollte sich auch ab und zu mit seinen Freunden unterhalten. Emmanuel und Bakari sprangen dann gerne abwechselnd für ihn ein und so tanzte sie auch viel mit ihnen. *Hauptsache, Xavier ist wieder hier*, dachte sie glücklich, *schließlich haben wir noch alle Zeit der Welt. Jedenfalls fast.*

Wie Julie vorhergesehen hatte raufte sich die WG in den kommenden Tagen wieder zusammen, wenn auch anfangs mehr schlecht als recht. Der Streit wurde mit keinem Wort mehr erwähnt, als hätte er nie stattgefunden. Keiner nahm seine Äußerungen zurück oder entschuldigte sich und keiner hatte die Beleidigungen der anderen vergessen. Julie und Solveig schienen sich seitdem gegenseitig auf Fehler und Schwächen zu belauern. Mark legte seinerseits jede ihm verdächtig erscheinende Äußerung der beiden mehrmals auf die Waagschale, da er noch immer den Verdacht hegte, dass seine Post heimlich durchstöbert worden war. Xavier gegenüber hatte Julie den Streit zwar kurz erwähnt, damit er sich

²⁸ Teilen – aber nicht für Klebstoff

²⁹ Ja, teilen – aber nicht für die Schule

nicht wunderte, dass die Stimmung etwas abgekühlt war, hatte ihn jedoch heruntergespielt und schon gar nicht Solveigs Worte erwähnt, da sie ihn nicht in diese unangenehme Angelegenheit hineinziehen wollte. Immerhin fuhren sie die Tage wieder gemeinsam ins Labor, zum Schreiner sowie zu den P.I.A.F.-Feldern, nun begleitet von Xavier, der das Projekt gerne näher kennen lernen wollte.

Im Labor herrschte dank Julies Putzeifer, der zu Solveigs Verdruss lediglich auf das Labor beschränkt geblieben war und sich nicht auf die WG ausgeweitet hatte, leidlich Ordnung und sie begannen mit dem Sortieren und Inventarisieren der vorhandenen Chemikalien. Bei vielen waren die aufgedruckten Ablaufdaten überschritten und da sie nicht wussten, wie und wo sie diese sachgerecht entsorgen konnten, sammelten sie die Fläschchen zunächst gesondert in einem Wandschrank in dem kleinen Lagerraum.

Xavier, der keine Ahnung von Chemie hatte, half mit, so gut er konnte. Dabei zeigte er sich fachlich sehr interessiert und bewies eine bemerkenswerte Auffassungsgabe, die er durch zahlreiche, wohlüberlegte Fragen unterstrich. Nicht selten brachte er die drei damit in Verlegenheit, denn schließlich waren sie keine ausgebildeten Chemiker, sondern konnten sich lediglich auf ihre Nebenfachkenntnisse aus der Bodenkunde und der Biologie berufen. Doch nicht zuletzt seine Anwesenheit war dafür ausschlaggebend, dass sich die Stimmung wieder auflockerte und bald auch wieder zusammen gelacht wurde. Julie war zwar leicht irritiert, als er sich anschickte, gemeinsam mit Solveig zu inventarisieren, die am besten mit ihrem Fachwissen glänzte, andererseits war sie aber auch ganz froh darüber, dass er sich sowohl mit ihr als auch mit Mark gut zu verstehen schien, wovon sie sich eine tolerantere Sichtweise der beiden ihm und der Clique gegenüber erhoffte. Solveig grinste verhalten, als Xavier sich zu ihr gesellte und sie Julies missbilligenden Blick auffing. Ebenfalls gut voran ging die Reparatur der Erosionsmessanlage. Der Schreiner und ein von ihm beauftragter Handwerkskollege hatten die erforderlichen Ersatzteile angefertigt und waren nun mit deren Montage beschäftigt. Mark hatte sich eine Kopie des Bauplans der Anlage zur Hand genommen und achtete darauf, dass alle Angaben maßstabsgetreu umgesetzt wurden. Solche praktischen Arbeiten, bei denen man sowohl nachdenken als auch mit anpacken musste, machten ihm weitaus mehr Spaß als das stupide Putzen im Labor und Julie und Solveig bewunderten insgeheim sein handwerkliches Geschick.

Xavier verkündete beim Anblick der zu reparierenden Anlage lachend, er habe zwei linke Hände und ließ sich lieber von Julie die Versuchsfelder

zeigen. Ein scharfer Blick Julies hielt Solveig davon ab, sich ihnen anzuschließen. So schlenderte diese ihrerseits über das Gelände, da es bei der Reparatur der Erosionsmessanlage für sie nichts zu tun gab. Auf der unbepflanzten so genannten „Standard-Null-Parzelle“ der Erosionsmessfläche, die sich oberhalb der Messanlage befand, hatten die Regenfälle der letzten Wochen tiefe Spuren in Form von Abflussrinnen und Furchen im Boden hinterlassen, die ihr erschreckend tief vorkamen. Keine Frage, die potentielle Erosionsgefahr auf kaum oder gänzlich unbedeckten Hangflächen war während der Regenzeit alarmierend hoch.

Ein leichter Regenschauer unterbrach kurzzeitig die verschiedenen Arbeiten und Unternehmungen und sie fanden sich allesamt gemeinsam mit den Feldarbeitern und Marie-Claire in dem kleinen Geräteschuppen wieder, der ihnen Schutz vor dem Regen bot. Julie und Xavier kamen als letzte dort an und waren bereits durchnässt. Xavier lächelte beim Eintreten zu Solveig herüber, die hinter Mark und den beiden Handwerkern am Fenster stand und hinaus auf die Felder schaute, seinen Blick jedoch bemerkte und ihn mit einem kaum sichtbaren Auseinanderziehen der Mundwinkel quittierte.

Auf den Versuchsfeldern waren die ausgesäten Kulturpflanzen gekeimt und der zeitweilig eingestellte Nachtwächter hatte erfolgreich weiteren Mundraub durch die Affen aus dem Wald verhindern können. Leider wuchs das Unkraut auf den Feldern mindestens genau so rasch wie die Kulturpflanzen, so dass die Feldarbeiter ständig mit Unkrautjäten beschäftigt waren.

Nachdem der Regenschauer vorüber war, strömten alle wieder ins Freie und setzten ihre Tätigkeiten fort. Solveig ging zu Marie-Claire und fragte, ob die Sache mit dem Sarg denn noch geklappt hätte. Marie-Claire lächelte und sagte, dass ein Onkel der Toten, bei der es sich um eine noch recht junge Frau gehandelt habe, einen Sarg hatte organisieren können. Solveig war erleichtert, dass sie ihr nicht böse zu sein schien. „Woran ist sie denn gestorben?“ fragte sie teilnahmsvoll.

Marie-Claire zögerte. „Sie hatte Malaria ... aber ich glaube, das war es nicht allein. Sie war schon die Monate davor ständig krank und schwach gewesen und hat sehr viel Gewicht verloren. Man wird es nie genau erfahren, da die Familie kein Geld fürs Krankenhaus hatte und wohl auch nicht gedacht hätte, dass es so rasch gehen würde. Und jetzt ist sie begraben.“

Selten im Leben hatte Solveig das Gefühl gehabt, dass Werden und Vergehen so dicht beieinander lagen wie hier: Neugeborene und Leichen wurden in Pickups über staubige, rote Sandpisten gefahren, Samen

keimten auf den Feldern, Pflanzen reiften heran, wurden geerntet und das Saatbett wurde neu bereitet, damit der Kreislauf von neuem beginnen konnte.

Zufrieden über den Stand der Arbeiten kehrten sie am späten Nachmittag in die WG zurück. Als sie aus dem Wagen stiegen kam Etienne ein Stück Papier in der Hand schwenkend auf sie zugelaufen. Er schien wieder Musik zu hören, denn zu beiden Seiten der Kapuze seines Pullovers, die er aufgesetzt hatte, liefen zwei dünne schwarze Kabel heraus, die oberhalb seiner Brust zu einem einzelnen Strang zusammenliefen, der in der ausgebeulten Bauchtasche des Pullovers verschwand. „Na, was hat denn unser Gangsta-Rapper für uns?“ murmelte Solveig.

„Doch hoffentlich nicht seine neuesten Französischvokabeln als Rap-Version“, scherzte Mark. Etienne trennte sich erst in letzter Sekunde von seiner Musik und blickte dann ungewohnt verwirrt in die Runde. Offensichtlich überlegte er, wen er ansprechen sollte. Er entschied sich für Mark – nicht nur, weil dieser zufällig direkt vor ihm stand, sondern weil es ihm angemessen schien, dem männlichen Hausherrn die Nachricht zu überbringen.

„Der Doyen war vorhin hier“, erklärte er mit wichtiger Miene. „Er hat eine Faxnachricht überbringen wollen, aber es war keiner da, darum bringe ich sie nun.“ Dankend nahm Mark das Papier entgegen und Etienne schlenderte davon. „Sieh an, Neues aus dem Schwabenland“, sagte Mark.

„Das wird aber auch Zeit“, meinte Julie. „Lies vor.“

Sie betraten die Veranda und Mark deutete auf die drei Korbstühle und befahl scherzend in klassischer Lehrermanier: „Klasse – setzen!“

Julie und Solveig kicherten albern und Xavier machte darauf aufmerksam, dass er kein Wort verstand, da sie die ganze Zeit über schon auf Deutsch miteinander sprachen. Sie bedeuteten ihm, Platz zu nehmen und setzten sich wie folgsame Schüler mit im Schoß zusammengefalteten Händen aufrecht auf ihre Plätze. Mark stellte sich vor sie, blieb dabei aber hinter der kleinen Mauer stehen, auf welche er einen Fuß aufsetzte. Er beugte sich vor, stützte einen Ellbogen auf das hochgestellte Bein, und begann vorzulesen:

Hallo ihr drei,

entschuldigt, dass ihr so lange keine Nachricht mehr von hier erhalten habt. Doch wegen des Kongresses, der nun zum Glück vorüber ist, hatten wir alle Hände voll zu tun, da wie immer alles auf den letzten Drücker geschehen musste. Doch zu P.I.A.F., es gibt nämlich einiges an Neuigkeiten:

1.) Professor Wienands wird es dieses Jahr leider nicht mehr schaffen, nach Kuranda zu kommen. Er bedauert dies genau so sehr wie ich auch (obwohl ich einerseits auch ganz froh darüber bin, da ich so mehr Zeit für meine Habilitation habe), doch es geht nun einmal nicht anders, schließlich hat er auch noch Verpflichtungen an der Universität. Ich habe Monsieur Wekesa ebenfalls ein Fax geschickt, so dass er bereits informiert ist. Wir werden einen neuen Besuchstermin zu Beginn der Semesterferien Mitte Februar anvisieren.

2.) Wir haben ein wenig Werbung für P.I.A.F. gemacht und für Studierende der Geografie und artverwandter Fächer Praktika angeboten, damit das Projekt nach eurem Weggang nicht sofort wieder verwaist. Wir haben bereits Zusagen für jeweils zwei Monate von einer Studentin der Agrarwissenschaften und einem Geografen, beide aus Tübingen, die gemeinsam voraussichtlich Mitte Januar anreisen werden, sowie von einem Geografen aus Heidelberg, der bereits am 8. Dezember eintreffen wird (sein Name ist Frank). Die genauen Daten seiner Ankunft wird er euch noch mitteilen, damit ihr ihn am Flughafen abholen könnt.

Mark räusperte sich und hielt inne. Julie und Solveig sahen ihn mit großen Augen an, die Hände noch immer schulmädchenhaft im Schoß gefaltet. Er überflog kurz den weiteren Text und fühlte sich auf einmal wie ein Tagesschausprecher, der gezwungen ist, schlechte Nachrichten zu verkünden. *Warum lese ausgerechnet ich eigentlich diesen Mist vor*, schoss es ihm durch den Kopf, während er sich auf die Mauer setzte. „Lies weiter“, drängte Julie ungeduldig.

Ich hasse es, ich hasse es, ich hasse es, ... hallte es in Marks Kopf wider, doch er las weiter vor:

3.) Bezüglich der Projektleiterstelle sind wir noch zu keiner definitiven Entscheidung gekommen. Professor Wienands ist jedoch der Ansicht, dass diese Aufgabe aus Gründen der Sicherheit auf keinen Fall einer Frau zufallen sollte. Ich hoffe, du verstehst das, liebe Solveig, und siehst darin keine Diskriminierung deiner Person oder deiner fachlichen Kompetenz. Es geht einfach darum, dass wir es nicht verantworten können, in Zeiten, zu denen dann vielleicht doch mal kein Praktikant in Kuranda sein sollte, eine Frau alleine dort zu wissen. Das soll dich aber nicht davon abhalten, auch weiterhin deine Promotionspläne zu verfolgen, die nach wie vor unseren Zuspruch

finden. Ich bin mir sicher, dass du zur Finanzierung ein Stipendium vom DAAD erhalten kannst, wir werden dich dabei weitestgehend unterstützen. Darüber hinaus möchten wir euch nicht verhehlen, dass unter allen Bewerbern Frank unser Favorit auf die Stelle ist. Wir bitten euch darum, ihn gut in das Projekt einzuarbeiten und ihn mit allen wichtigen Personen bekannt zu machen.

Mark ließ das Fax sinken. Bei den letzten beiden Sätzen war ihm beinahe die Stimme weggebrochen. Er räusperte sich und sah zu Solveig, die kreidebleich geworden war und ihn ungläubig anstarrte. Julie saß schweigend mit versteinerner Miene da. Xavier hatte offensichtlich noch nicht bemerkt, welches Drama sich gerade abspielte, denn er hing lässig in seinem Korbstuhl und spielte mit einem Schlüsselbund.

„Ich bin noch nicht am Ende“, sagte Mark und bemerkte, wie Solveig krampfhaft die Armlehnen ihres Sessels umklammerte, als müsse sie gleich einen weiteren Schicksalsschlag hinnehmen. „Was kann denn jetzt noch kommen?“ hörte er Julie leise vor sich hinmurmeln und fuhr fort:

4.) Auch wenn es bei euch in Kuranda nicht danach aussehen mag: Aber bald ist Nikolaus und wir haben euch natürlich nicht vergessen und ein Care-Paket zusammengestellt, das bereits auf dem Weg nach Kuranda ist - man weiß ja nie, wie lange die Paketpost dauert. Und dich, liebe Julie, haben wir natürlich auch nicht vergessen und wünschen dir alles Gute zu deinem Geburtstag! Feiert schön und habt noch eine gute Zeit!

Herzlichst,

Klaus

Nachdem Mark geendet hatte, herrschte längeres Schweigen. Wortlos streckte Julie ihre Hand nach dem Fax aus, als müsse sie die Hiobsbotschaft erst mit eigenen Augen lesen, bevor sie ihr Glauben schenken konnte.

Mark räusperte sich erneut und sagte dann aufrichtig: „Tut mir Leid, Solveig.“ Vor wenigen Tagen hatte er ihr noch gewünscht, dass sie doch der Blitz treffen möge, doch das war vorbei und vergessen. Irgendwie war es ihm stets so vorgekommen, als sei es bereits beschlossene Sache, dass sie die Projektleiterstelle bekommen würde. Sie hatte gute Ideen, hatte fachlich einiges drauf und den Willen, etwas zu erreichen. Vor allem letztere Eigenschaft schätzte er an ihr und wünschte sich insgeheim, selbst auch etwas mehr davon zu besitzen. Nun saß sie vor ihm wie ein Häufchen Elend und er hoffte nur, dass sie nicht gleich noch in Tränen ausbrechen würde, obwohl er sich das bei ihr überhaupt nicht vorstellen konnte. Doch Solveig konnte sich zusammenreißen, auch wenn es ihr in dieser Situation besonders schwer fiel. „Die Schweine“, stieß sie hinter zusammen gepressten Lippen hervor. „Diese verdammten Schweine haben mich gelinkt.“

Julie legte das Fax beiseite und stützte den Kopf auf beide Hände. Sie dachte weniger an Solveig als an ihre eigenen Pläne, die sie bezüglich der Stelle gehegt hatte. Allein mit Xavier in dem Haus zu wohnen – dieser Traum schien nun also ausgeträumt. Selbst wenn sie im Rahmen einer Doktorarbeit für eine gewisse Zeit nach Kuranda zurückkehren würde, es wären auf jeden Fall wieder andere Mitbewohner im Haus, und wer wusste schon, was dieser Frank für ein Typ sein würde. „Merde“, fluchte sie leise und lenkte damit die Aufmerksamkeit Xaviers auf sich, der sich verwirrt zu ihr beugte und endlich um Übersetzung bat, die sie ihm in knappen Sätzen gab.

Plötzlich fuhr Solveig aus ihrem Stuhl hoch und verschwand wortlos im Haus. Kurz darauf war ein lautes Türeenschlagen zu hören.

Eine Weile sprach keiner ein Wort. Schließlich machte Julie ihrem Ärger Luft: „Ich krieg echt noch 'nen Fön hier! Erst ewig nichts von sich hören lassen und dann so was! Kein Besuch mehr in diesem Jahr und kein Wort darüber, wie mit dem Labor weiter verfahren werden soll, ob die Projektgelder aufgestockt werden ... Was glauben die eigentlich, was wir die letzten vier Wochen hier den ganzen Tag über machen sollen? Tatenlos rumsitzen und Hausmeister spielen oder was?“

„Dir ein Promotionsthema erarbeiten vielleicht?“ schlug Mark zaghaft vor.

„Ha! Super! Das muss ich mir aber noch mal gut überlegen, ob ich das unter diesen Umständen überhaupt will, wenn mir so ein Frank vor die Nase gesetzt wird. Das ist ja wohl das Allerletzte! Und wir sollen ihn auch noch abholen und einarbeiten, ich fass es nicht!“

Xavier sah sie besorgt an.

„Aber sein Schlusswort toppt mal wieder alles“, fuhr sie fort und ergriff das Fax erneut.

„... «... feiert schön und habt noch eine gute Zeit ...»“, zitierte sie und sah Mark mit vor Zorn funkelnden Augen an. „Da muss ich fast kotzen, weißt du?“

„Hast du tatsächlich demnächst Geburtstag?“ wechselte er das Thema, womit er sie völlig aus dem Konzept brachte.

„Ja, an Nikolaus ... Aber das interessiert mich jetzt gerade überhaupt nicht!“ Seufzend ließ sie ihren Kopf auf Xaviers Brust sinken, der den Arm um sie legte und ihr behutsam mit den Fingern durchs Haar fuhr.

„Ich finde es auch unmöglich, was die mit uns machen“, sagte Mark und zündete sich eine Zigarette an. „Vor allem Solveig gegenüber. Mich betrifft das alles ja so gesehen überhaupt nicht. Wenn sie meinen, sie müssten ihr Projekt nicht besuchen kommen – bitte, mir egal. Aber für Solveig ist das doch echt ein Schlag ins Gesicht. Und dazu noch dieser Spruch am Schluss – wie du schon sagtest, zynischer geht’s wirklich nicht mehr.“

Julie überlegte und sagte dann: „Aber weißt du, mir kommt da gerade ein Gedanke: Vielleicht hat Klaus ja recht mit seinem «... feiert schön und habt noch eine gute Zeit ...» So gesehen hat er mit all dem Mist vielleicht auch gar nicht so viel am Hut, wie es für uns hier den Anschein hat. Winnie ist der Entscheider, Klaus übermittelt lediglich dessen Entscheidungen. Vielleicht vertritt er persönlich eine ganz andere Meinung und unter diesem Aspekt könnte man seinen letzten Satz auch als gut gemeinten Ratschlag an uns verstehen: Von jetzt an eben das Beste aus der Situation machen, was eben noch möglich ist. Feiern, Ferien und eine schöne Zeit haben.“ Sie stand auf, setzte sich auf Xaviers Schoß und übersetzte ihm diese neu gewonnene Erkenntnis.

„Du magst recht haben“, meinte Mark. „Aber weißt du – das Beste aus der Situation hätte ich jetzt, wo wir alle Arbeiten soweit abgeschlossen haben, für mich sowieso gemacht. Ich werde jetzt mit Thomas Schmitt in Kontakt treten und dann für mindestens eine Woche von hier abhauen, um mich in die Nationalparkproblematik einzuarbeiten. Dann kommt

auch schon dieser Frank daher, dann ist Weihnachten und dann geht alles auf einmal ganz schnell und unsre Zeit hier ist um.“

Julie nickte. „Ja, mach das bloß mit Kunjari, davon hast du sicherlich mehr, als hier zu versauern“, riet sie ihm und fügte an Xavier gewandt auf Französisch hinzu: „Wir halten hier derweil die Stellung und amüsieren uns ein bisschen ...“ Zärtlich streichelte sie ihm über den Kopf und drückte ihm einen Kuss auf den Mund.

„Was machen wir mit Solveig?“ fragte Mark besorgt.

„Die kriegt sich schon wieder ein, mach dir darüber mal keine Sorgen“, meinte Julie. „Unkraut vergeht nicht.“

Solveig hatte sich in ihr Zimmer eingeschlossen und ließ sich den ganzen Abend über nicht mehr blicken, auch nicht, als Mark gegen später an ihre Türe klopfte, hinter der es stark nach Gras roch, und fragte, ob sie nicht mit in den Schwimmbad-Club kommen wollte.

„Lass sie doch, wenn sie lieber allein sein will“, sagte Julie achselzuckend und zog sich einen ihrer weiten „Umstandspullis“ über. Kurz vor ihrer Abfahrt ging Mark dennoch ein letztes Mal zu ihrer Zimmertür und rief: „Wir fahren jetzt. Falls du’s dir noch überlegen solltest, weißt du ja, wo du uns findest. Und dein Essen steht im Kühlschrank“, worauf er lediglich ein mattes „Danke“ durch die geschlossene Türe vernahm. Dann verließ er mit Julie und Xavier das Haus.

Solveig lag auf ihrem Bett und fühlte sich, als habe man ihr den Boden unter den Füßen weggezogen. Diese Nachricht aus Stuttgart hatte eine Art Super-GAU in ihrem Kopf ausgelöst, den das Gras und die Flasche mit der Aufschrift *Konyagi*³⁰, die sie angebrochen hatte, noch verstärkt hatten. Sämtliche Träume und Pläne für ihre Zukunft waren mit einem Mal wie Seifenblasen zerplatzt und hinterließen eine dunkle, schmerzende Leere, in der abgründige Gedanken wie böse Dämonen umhertanzten und auf sie einredeten. Sie fasste einen Entschluss: Noch in dieser Nacht würde sie abreisen! *Sobald das Auto wieder zurück ist, werde ich aus Kuranda verschwinden und in die Hauptstadt fahren, bewaffnete Banditen hin oder her – die werden sich wundern! Sollen sie sich mir doch in den Weg stellen, ich werde nicht anhalten, sondern Gas geben und mitten durch sie hindurch rasen, wenn’s sein muss. Das wird ein Spaß! Ich hab keine Angst. Jetzt habe ich doch sowieso nichts mehr zu verlieren ... Und falls ich die Hauptstadt am nächsten Morgen wohlbehalten erreichen sollte, wird es schon nicht so schwierig sein, den Rückflug vorzuverlegen und nach Hause zurückzufliegen, wo ich am besten von vorneherein geblieben wäre. Was für*

³⁰ Spirituose aus Tanzania

einer Farce bin ich bloß aufgesessen, dachte sie und trank einen weiteren großen Schluck Konyagi, verzog beim Hinunterschlucken jedoch das Gesicht.

Und das mit der Frauen-Ausrede, das weiß Winnie doch nicht erst seit vorgestern, dass er so denkt! Das hätte er auch früher sagen können, dann wäre ich erst gar nicht hierher geflogen. Aber natürlich, jetzt im Nachhinein sehe ich klar: Ihm war es einfach nur darum gegangen, möglichst schnell drei Willige zu finden, damit das Projekt wieder mit deutschem Personal besetzt ist und wieder hergerichtet wird. Den tollen Job bekommt dann aber wie immer ein anderer und natürlich ein Mann, so läuft's doch an der Uni!

Um sich nicht noch mehr aufzuregen, rauchte sie einen weiteren Joint und begann, für ihre Abreise zu packen, was ihr jedoch nicht leicht fiel, da das Zimmer um sie zu kreisen schien – oder war es sie selbst, die durch das Zimmer kreiste? Sie nahm sich so gut es ging zusammen, stopfte alles irgendwie in ihren Rucksack, dann ließ sie sich wieder auf ihr Bett fallen und dämmerte vor sich hin. Der Konyagi schlug ihr auf den Magen. Sie hätte vorher etwas essen sollen, doch dafür war es nun zu spät, sie verspürte keinen Appetit mehr. *Von mir aus kann ich jetzt auch sterben. Adieu, Welt ...*, dachte sie und schloss die Augen.

Sie erwachte jäh aus ihrem Dämmerzustand, als sie meinte, ein Auto in die Auffahrt einfahren zu hören. Ein Räuspern, die Haustüre, herannahende Schritte, Klopfen an ihrer Türe. Eine Stimme. Stille. Bildete sie sich jetzt womöglich schon ein, Stimmen und Geräusche zu hören? Erneutes Klopfen. Jetzt verstand sie, was die Stimme sagte, und dass sie real war:

„Hallo, ich bin's. Ich wollte nur nachschauen, ob es dir gut geht. Wenn du rauskommen willst, ich warte im Wohnzimmer.“

Wieder Schritte, diesmal sich entfernend. Benommen rappelte sie sich auf und verfang sich dabei im Moskitonetz. *Ach du Scheiße, Peer*, dachte sie, während sie mit dem Netz kämpfte. Sie fuhr sich mit den Händen über das Gesicht. In ihrem Kopf wirbelten Gedanken durcheinander, die sie mühsam zu ordnen versuchte. Julie, Xavier und Mark mussten ihn im Schwimmbad-Club getroffen haben und der Verdacht lag nahe, dass Mark mit ihm gesprochen und ihm erzählt hatte, warum sie zuhause geblieben war – wie peinlich! Sie sah ihren gepackten Rucksack vor dem Schrank stehen und ihr Plan fiel ihr wieder ein. Sie öffnete die Zimmertüre und tapste barfuss ins Wohnzimmer. Peer saß auf dem Sofa und hielt das Fax nachdenklich in seinen Händen. So, wie er sie ansah, musste ihr Anblick grauenvoll sein, schloss sie, doch das war jetzt auch egal. „Nett, dass du noch kommst, um mich zu verabschieden“, brachte sie mühsam hervor.

„Was redest du? Wo willst du denn hin?“ fragte er verwundert.

„Ich muss in die Hauptstadt, mein Rückflug geht doch morgen! Ich muss noch heute Nacht zum Flughafen fahren. Wann bringt Julie endlich das Auto zurück?“ Sie hielt sich an der Sessellehne fest, um nicht all zu sehr zu schwanken, konnte ihren Zustand jedoch nicht verbergen. Ungläubig sah Peer sie an, überlegte kurz, erhob sich dann vom Sofa und ging auf sie zu. „Heute Nacht wird nirgendwo mehr hingefahren“, bestimmte er mit einem Lächeln und legte seine Hände auf ihre Schultern. „Ich nehme dich jetzt mit nach Easy Living und pass auf dich auf und du kannst dich dort ausschlafen. Was hältst du davon?“

Solveig schien, wenn überhaupt, nur bruchstückhaft verstanden zu haben, was er soeben gesagt hatte. „Du bist mit dem Auto hier, ja?“ fragte sie lallend. „Das ist echt nett von dir, dass du mich fährst! Ich habe meine Sachen schon gepackt, Moment, ich hole alles ...“ Wankend verließ sie das Zimmer und Peer ließ sie in dem Glauben, er würde sie gleich zum Flughafen fahren. Er sah sich nach etwas zu schreiben um, um Mark eine Nachricht hinterlassen. Natürlich war er es gewesen, der ihm im Schwimmbad-Club nahe gelegt hatte, doch nach Solveig zu sehen, um die er sich etwas gesorgt hatte. Er entdeckte Papier im Drucker, der neben dem Notebook auf dem Schreibtisch stand, entnahm ein Blatt aus der Papierzufuhr und schrieb mit einem Bleistift ein paar Zeilen zu Solveigs Verbleib. Zwar erwähnte er kurz ihren Zustand, schrieb jedoch nichts über ihre Fluchtabsichten. Dann legte er das Blatt deutlich sichtbar auf den Couchtisch und suchte Solveig, die nicht wieder auftauchen wollte.

Er fand sie in ihrem Zimmer, wo sie noch einige Dinge in einen kleinen Rucksack packte, unter anderem die nahezu leere Flasche Konyagi. Das und der Geruch in dem Zimmer erklärten alles. „Das muss alles mit?“ fragte er.

„Ja sicher, schließlich will ich alle meine Sachen wieder mit nach Hause nehmen“, entgegnete sie und versuchte vergeblich, ihren riesigen, prall gefüllten Rucksack auf ihre Schultern zu wuchten. Er nahm ihn ihr ab und rätselte, was sie wohl alles dabei haben mochte, während sie sich nach dem kleinen Rucksack und einer weiteren Tasche bückte und dabei um ein Haar mit dem Kopf gegen die Schranktüre gekracht wäre. Daraufhin nahm er sie sicherheitshalber an die Hand und so verließen sie das Haus. Er verschloss die Haustüre und reichte den Schlüssel dem *Mzee*, der ihnen das Tor öffnete. „Wie weit ist es noch zum Flughafen?“ nuschelte Solveig, als sie das Grundstück verlassen hatten. „Wir sind gleich da“, entgegnete Peer.

Als Mark spät in der Nacht den Zettel mit Peers Nachricht vorfand, war er erleichtert. Julie zeigte sich gleichfalls erfreut, wenn auch aus anderen

Gründen. *Soll sie doch am besten bei ihm bleiben*, dachte sie. *Wenn Mark dann auch noch für eine Woche zu diesem Thomas Schmitt verschwindet, hätten Xavier und ich das Haus für uns allein.*

Peer hatte Solveig direkt in sein Gästezimmer geführt, wo sie sofort auf dem Bett eingeschlafen war. Er deckte sie zu und ging in sein Büro, um einen Brief an eine Freundin in Dänemark zu schreiben. Solveig wachte im Lauf des Abends nicht wieder auf und so beschloss er später, sich ebenfalls schlafen zu legen, vergaß jedoch nicht, die Autoschlüssel mit in sein Zimmer zu nehmen und in seiner Nachttischschublade zu verwahren. *Sicher ist sicher*, dachte er.

Am späten Vormittag des nächsten Tages erwachte sie und wusste zunächst nicht, wo sie sich befand, erkannte dann jedoch das Zimmer wieder. Die Sonne strahlte durch die zugezogenen Vorhänge herein und von draußen hörte sie Vogelgezwitscher sowie ein regelmäßig schlagendes Geräusch, das sie nicht näher einordnen konnte, zumal ihr Kopf schmerzte und sie sich fühlte, als läge sie im Sterben. Mühsam zwang sie sich in die Vertikale, was sofortigen Schwindel und Brechreiz hervorrief. Gerade noch rechtzeitig schaffte sie es auf die Gästetoilette. Danach fühlte sie sich besser und ging in Richtung Wohnzimmer. Auf dem Esstisch sah sie eine Packung Aspirin liegen, darunter lag ein Zettel, auf den Peer geschrieben hatte, dass er mit Céline einen Termin wahrnehmen müsse, am Nachmittag jedoch wieder hier sein werde. Wenn sie außer Aspirin etwas bräuchte, solle sie sich an Saida oder Charles wenden. Sie schluckte drei Tabletten mit viel Wasser. Ihr Kopf tat höllisch weh und erneut überkam sie das unangenehme Gefühl, dass ihr gleich wieder alles aus dem Gesicht fallen würde. Sie atmete mehrere Male tief durch und tapste ins Wohnzimmer. Durch die Fenster konnte sie in den Garten sehen und erkannte, was das seltsame Geräusch verursachte: Charles, der Gärtner, war damit beschäftigt, den Rasen zu mähen – auf afrikanische Art, versteht sich, was bedeutete, dass er einen golfschlägerartigen Stock wie ein Pendel hin- und her schwingen ließ, wodurch die Grashalme durch den kleinen verbreiterten Fuß am unteren Stockende abgesäubelt wurden. Sie ging zurück ins Gästezimmer und legte sich wieder ins Bett, doch das Geräusch verfolgte sie bis in den Schlaf hinein und bildete die Grundlage für unruhige Träume:

Milizenverbände, die interessanterweise von Klaus Kaiser, Professor Wienands und Uwe Wöhner angeführt wurden, hatten die WG umstellt. Drohend ließen sie ihre Pangas durch die Luft surren, was ein ähnliches Geräusch verursachte wie Charles beim Rasenmähen, und forderten

lautstark ihren Kopf. Währenddessen hatten sich Julie, Xavier, sie selbst und eine weitere Person, die jedoch nicht Mark war, im Innern des Hauses verschanzt. Julie schrie die ganze Zeit über hysterisch: „Geh doch endlich raus, Solveig, sie wollen doch nur dich! Wenn du dich opferst, werden sie uns dafür in Ruhe lassen!“ Schließlich trat sie wie in Trance auf die Veranda hinaus und blickte geradewegs in das Antlitz von Professor Wienands, der von seinen Getreuen Klaus Kaiser und Uwe Wöhner flankiert wurde. Keiner der drei sprach ein Wort. Wienands grinste lediglich irre und holte beidhändig mit seiner Panga zum Schlag gegen sie aus ... Doch genau in diesem Augenblick erfüllte plötzlich ohrenbetäubendes Kläffen und Jaulen die Luft und wie aus dem Nichts kam eine wilde Hundemeute vom Himmel herabgestürzt, direkt auf das belagerte Haus zu: Hunderte riesiger, schwarzer, dreibeiniger Hunde, groß wie Kälber und mit Furcht einflößenden Gebissen in den weit aufgerissenen Mäulern, die vor Mordlust schäumten. Auf dem Rücken des größten Tieres ritt eine Gestalt, deren Gesicht unter einer Kapuze verborgen war, und führte das Rudel mit erhobenem Arm an. Angesichts dieser schrecklichen Übermacht ergriffen die Milizen samt ihrer weißen Führer Hals über Kopf die Flucht und während Solveig noch überlegte, ob sie nun vom Regen in die Traufe gekommen oder tatsächlich gerettet war, riss sich der Anführer der Höllenhundestaffel lachend die Kapuze vom Kopf und sie erkannte Peer. Laut rief er: „Was lauft ihr denn alle davon – das ist doch nur Spaß! Ich mach doch nur Spaß, hört ihr nicht?“ Dann erwachte sie schweißüberströmt.

Peer kehrte erst am frühen Abend zurück. Mittlerweile ging es ihr wieder besser. Sie hatte Zähne geputzt, geduscht, frische Kleider angezogen und wunderte sich, wie es wohl dazu gekommen war, dass sie mit Sack und Pack in Easy Living eingezogen war. „Na, wie geht’s“, begrüßte er sie. „Alles klar?“

„Inzwischen wieder“, murmelte sie verlegen. „Ich hoffe, ich bin dir nicht zur Last gefallen.“

„Keine Spur, abgesehen vielleicht von deinem Rucksack, der ungefähr eine halbe Tonne wiegt. Hast du Gesteinsproben gesammelt oder was hast du alles eingepackt?“

„Ein paar Bücher und Sachen halt, nichts Besonderes. Sag mal, ich hab mich doch nicht etwa irgendwie blamiert gestern Abend, oder?“

„Wie kommst du darauf? Du hattest ein bisschen viel getrunken und geraucht und warst müde, das war alles.“

„Na dann“, meinte sie wenig überzeugt.

Saida und ihre Kinder brachten ihnen später freudestrahlend, als servierten sie eine seltene Delikatesse, den allabendlichen Ugali, in dem Peer nur lustlos herumstocherte. Solveig dagegen hatte auf einmal doch Hunger bekommen und verschlang ihre Portion geradezu, so dass er ihr seinen Teller auch noch herüber schob. „Den muss ich aber mit den Hunden teilen“, meinte sie mit vollem Mund, „das schaffe ich nicht allein“ und die Tiere umringten sie schwanzwedelnd, als hätten sie ihre Worte verstanden.

„Besser?“ fragte Peer, als sie sich satt gegessen hatte. Solveig nickte.

„Möchtest du drüber reden? Ich meine, über das Fax aus Stuttgart?“

„Was gibt’s da noch zu reden, du weißt anscheinend eh schon alles.“

„Das, was Mark mir gestern Abend erzählt hat, ja. Aber da du dich deinen Mitbewohnern ja gestern nicht mehr gezeigt hast, wusste keiner so recht, was du von der Sache hältst und was genau mit dir los ist.“

„Was soll ich schon davon halten? Je mehr ich daran denke, desto mehr muss ich mich aufregen. Die haben mich total gelinkt, haben mir die Stelle in Aussicht gestellt und jetzt lassen sie mich im Regen stehen. Aber das Beste ist: Zum Promovieren bin ich ihnen anscheinend noch gut genug – zwar leider nicht in Verbindung mit einer von der Uni bezahlten Stelle, aber ich darf mich ruhig um ein Stipendium bewerben, das ist doch nett, was? Und demnächst kommt dann dieser *Knarf* hierher, der voraussichtlich meine Stelle bekommen wird, und ich soll ihn auch noch mit einarbeiten! Die können froh sein, wenn ich ihm nicht die Augen auskratze!“ Sie hatte sich regelrecht in Rage geredet und ihre Augen funkelten angriffslustig.

„Was liegt dir denn so an der Stelle?“ fragte Peer. „Dass du dich ständig mit dem Doyen rumschlagen musst und Spielball zwischen den beiden Universitäten bist? Ist es das? Im Endeffekt würdest du nicht mehr zu melden haben als jetzt auch, glaub mir. So ist es damals auch gelaufen, als Klaus Kaiser als Doktorand hier war. Du könntest wohl deinen Forschungen nachgehen, klar, mehr aber auch nicht. Die Bezeichnung „Projektleiter“ ist bei P.I.A.F völlig irreführend, die reinste Mogelverpackung. So, wie sich Hausmeister heutzutage „Facility Manager“ nennen, so sind die Hausmeister von P.I.A.F. eben „Projektleiter“. Das Sagen haben nach wie vor und ausschließlich eure Professoren und vielleicht zu einem gewissen Grad inzwischen auch Klaus in seiner Funktion als Projektkoordinator, wobei er jedoch vor allem den Schreibkram und das Organisatorische erledigt. Ansonsten wird er sich jetzt sehr wahrscheinlich vorrangig auf seine Habilitation konzentrieren. Du hast also in Wirklichkeit überhaupt nichts verloren.“

Promovieren kannst du bei P.I.A.F. immer noch und Klaus hat dir doch geschrieben, dass er dich bei einer Bewerbung um ein Stipendium unterstützen wird.“

Schweigend hatte Solveig ihm zugehört und dabei auf die Tischplatte gestarrt. Als er geendet hatte wischte sie sich mit der Hand die Augen. „Du verstehst das nicht, du hast es ja geschafft“, entgegnete sie mit brüchiger Stimme. „Selbst wenn es so sein sollte, wie du sagst: Ich hätte aber einen richtigen Job, ich wäre endlich richtig drin, im Arbeitsleben meine ich, verstehst du? Und selbst, wenn ich nur pro Forma Projektleiter wäre – egal. Hauptsache in meinem Zeugnis steht später dieses verdammte Wort drin, allein das zählt. Und wenn ich mich nach Ablauf der zwei Jahre auf eine ähnliche Stelle bewerbe, kann ich Berufserfahrung und vielleicht sogar noch einen Dokortitel vorweisen, denn wenn ich ja sonst nicht viel zu tun hätte bei P.I.A.F. könnte ich wunderbar nebenher promovieren. Verstehst du? Das wäre für mich die Eintrittskarte gewesen. Nicht mehr als eine verdammte Eintrittskarte ... Eine Doktorarbeit mit Stipendium hingegen – das ist doch nichts ... Die reinste Zeitverschwendung. Überflüssig wie ein Kropf.“ Sie schluckte und konnte eine Träne nicht zurückhalten, die ihr über das Gesicht rann. Als weitere folgten, stand Peer auf und brachte ihr aus seinem Schlafzimmer eine Packung Taschentücher. „Entschuldigung, tut mir Leid“, schniefte sie. „Ich sagte es ja, ich rege mich zu sehr auf, wenn ich daran denke.“

Peer winkte ab. „Das ist aber auch alles merkwürdig bei euch in Deutschland ... Aber lassen wir's gut sein damit für heute. Morgen ist Samstag – hast du schon was vor am Wochenende?“

Irritiert sah sie ihn an. „Was soll ich schon vorhaben?“

„Gut. Ich habe Céline und mir nämlich für Montag und Dienstag frei gegeben. Hättest du Lust, ein verlängertes Wochenende im Ausland zu verbringen? Das bringt dich auf andere Gedanken und ich könnte auch mal wieder eine kleine Veränderung vertragen.“

„In welchem Ausland?“ fragte sie verwirrt.

„Zum Beispiel in Richtung Süden. Dort gibt es Savannen, Seen, Berge, Nationalparks, Tiere ... Gepackt hast du ja schon, vorausschauend wie du bist. Wir könnten also gleich morgen früh aufbrechen.“

Solveig war sprachlos und überhörte die Anspielung, die sie nicht so recht einzuordnen wusste, denn ihr Erinnerungsvermögen an den vorigen Abend ließ sie nach wie vor im Stich. Vier Tage Urlaub, vier Tage fort von der WG, fort von Kuranda und von all den unangenehmen Gedanken – das klang zu verlockend. Aber konnte sie das wirklich

einfach so machen? Doch die Vorstellung hatte sich bereits in ihrem Kopf festgesetzt und ihre Stimmung hellte sich merklich auf.

Den restlichen Abend verbrachten sie damit, einen von Peers Reiseführern zu wälzen und sich eine Route zurechtzulegen. An einer Wand im Wohnzimmer hingen die drei geradezu schon legendären Michelin-Karten „Afrique du Nord-West“, „Afrique du Nord-Ouest“ und „Afrique Centre et Sud“ im Maßstab 1:4.000.000 nebeneinander, die zusammen das Bild des riesigen afrikanischen Kontinents ergaben, unter dem sie nun auf dem Boden saßen und sich immer neue Reisewege überlegten, die freilich irgendwann den Rahmen eines verlängerten Wochenendes sprengten und nicht mehr ernst gemeint waren. Doch Solveig genoss diese angenehme gedankliche Ablenkung, zumal Peer sich als wahrer Meister darin erwies, ins Blaue hinein Träume zu spinnen, unabhängig davon, ob diese realisierbar waren oder nicht.

Am nächsten Morgen standen sie frühzeitig auf, wuchteten die riesige, mit einem Vorhängeschloss gesicherte Metallkiste, die sie am Vorabend mit allem Notwendigen bepackt hatten, auf die Ladefläche des Toyotas und zurrten sie fest. Zunächst fuhren sie kurz an der WG vorbei, wo um diese Uhrzeit noch alles bis auf den Wächter zu schlafen schien, und baten Etienne, den anderen auszurichten, dass Solveig ein paar Tage fort sein würde. Dann ging es los.

Es nieselte leicht, als sie Kuranda in Richtung Süden verließen. Etwa hundert Kilometer bis zur Grenze, das sollte nicht zu lange dauern, zumal am frühen Samstagmorgen noch wenig Verkehr herrschte. Solveig erinnerte sich an die Erzählung von Frau Löffler: Das musste die Straße sein, auf der damals im Krieg der Flüchtlingskonvoi der letzten *Wazungu* gewaltsam aufgehalten wurde und die beiden schwarzen Kinder des französischen Ehepaares verschleppt wurden. Jetzt wirkte die Straße abgesehen von drei Militärsperren, an denen sie kurz anhalten mussten, völlig normal und Solveig konnte sich nur schwerlich vorstellen, dass sich hier vor nicht all zu langer Zeit solche Tragödien abgespielt hatten.

Innerhalb von knapp zwei Stunden erreichten sie die Grenze. Dort herrschte ein sagenhaftes Durcheinander von umherlaufenden Fußgängern – Zivilisten, die zu Fuß über die Grenze wollten, um auf der anderen Seite Waren zu kaufen oder zu verkaufen, Militärs in Tarnuniformen und mit schweren Handfeuerwaffen im Anschlag, uniformierten Polizisten und Grenzbeamten, Trägern, die schwere Lasten auf ihren Rücken geladen hatten – und zahlreichen Privatautos, Kleinbussen und Bussen sowie schwer beladenen LKW, darunter einige

weiße UN-Fahrzeuge, die ausnahmslos in die ihnen entgegengesetzte Richtung wollten.

Zu beiden Seiten der Straße standen verschiedene, zum Teil ziemlich heruntergekommene Baracken, jedoch keine Hinweisschilder, wohin man zu gehen hatte, um die Formalitäten zu erledigen. Peer parkte das Auto etwas abseits und sie schlenderten zu Fuß durch das Chaos, wurden jedoch nicht klüger, was das weitere Prozedere betraf. Ein kleines, dürres Männlein in löchriger Kleidung sprach sie in gebrochenem Französisch an, als sie ratlos neben dem Toyota standen, und bot ihnen gegen etwas Geld an, sie durch die erforderlichen Formalitäten zu lotsen. „Wahrscheinlich die einzige Chance, wenn wir nicht noch heute Abend hier stehen wollen“, meinte Peer und willigte ein.

Das Männlein verschwand flink wie ein Wiesel in der Menschenmenge und tauchte einige Minuten später mit mehreren Formularen in der Hand wieder auf. Beide mussten zunächst jeweils ein Einreiseformular in dreifacher Ausfertigung ausfüllen. Die beiden anderen Formulare mussten nur einmalig ausgefüllt werden und waren für das Auto gedacht, das offensichtlich am schwierigsten über die Grenze zu bringen war. Sie füllten die Papiere auf der Motorhaube aus und folgten anschließend dem Wiesel, das sie zwischen Menschen, Autos und Gepäck hindurch zu einem versteckt liegenden Gebäude führte, an dem schon eine Mensentraube vor dem einzigen besetzten Schalter wartete.

Eine gute halbe Stunde verging, bis sie die Ausreisestempel in ihren Pässen und die Ausreisebestätigung in Händen hielten. Zuvor hatten sie fassungslos zusehen müssen, wie der zuständige Beamte die dritte Ausfertigung ihres Formulars, das sie so sorgfältig ausgefüllt hatten, direkt in den Papiershredder gab.

Als nächstes musste das Auto durch den Zoll gebracht werden. Erneut folgten sie dem Männlein durch das Chaos. Beim Zoll war die Schlange der Wartenden zu ihrer Erleichterung weniger lang, dafür zog sich das Prozedere länger hin. Interessiert blätterte Solveig in Peers Pass und stellte anerkennend fest, dass in diesem lediglich noch eine einzige Seite frei war, der Rest war voll mit Stempeln und Visa.

„Was ist das denn?“ Sie deutete neben ein Visum für Nepal, wo sich ein Stempel mit dem Yin-und-Yang-Symbol befand, um das Peers Name in verschnörkelter Schrift geschrieben stand. Peer grinste. „Kleiner Spaß mit Freunden ... Ich kann dir auch einen geben, wenn wir wieder zurück sind, dein Pass kann's vertragen“, meinte er beim Durchblättern ihres Reisepasses, in dem lediglich die ersten vier Seiten gefüllt waren.

„Der ist ja auch noch fast neu“, verteidigte sie sich. „Du bist aber wirklich gut rumgekommen in der Welt. Wo hast du denn zuletzt gearbeitet, vor Kenya und hier, meine ich?“

„Zuvor hab ich in Botswana promoviert und im Anschluss daran dort ein Viehhaltungsprojekt geleitet. Das war allerdings, na ja ... Es gab eine Hungersnot, in der viele Menschen ums Leben gekommen sind. Ich selbst habe drei Monate lang fast ausschließlich von Wasser und Instant-Kaffee gelebt. Ich war mehrmals kurz davor, das ganze hinzuschmeißen. Keine schöne Erinnerung.“

„Und wo würdest du am liebsten als nächstes arbeiten?“

„Ich würde gern wieder nach Indien, dort habe ich noch Freunde von früher, die ich sehr gerne wieder sehen würde.“

„Und was ist mit Dänemark? Oder Europa?“

Peer machte eine schlotternde Bewegung. „Viel zu kalt! – Nein, war bloß Spaß. Nach Dänemark möchte ich im Sommer gerne mal wieder, um alte Freunde treffen. In Deutschland habe ich übrigens auch Bekannte aus der Zeit in Kenya, die ich gerne besuchen würde. Ich glaube, sie wohnen in Eschborn – ist das bei Stuttgart? Oder wo wohnst du?“

„Eschborn liegt bei Frankfurt. Dann sind das wohl Mercedesfahrer von der DGE, was?“ Er nickte.

„Keine Ahnung, wo ich als nächstes wohnen werde“, fuhr sie fort. „Da, wo ich einen Job finde. Zurzeit bin ich noch in Stuttgart.“

Mehr als eine weitere halbe Stunde verbrachten sie am Zoll. Der behäbige Beamte wünschte sämtliche Kfz- und Versicherungspapiere des Wagens sowie Peers internationalen und nationalen Führerschein zu sehen und prüfte alles sorgfältig, indem er mit Hilfe eines Geodreiecks, an dem eine Ecke abgebrochen war, im Zeitlupentempo durch die Zeilen fuhr und alles buchstabengenau durchlas. Als er endlich fertig war, nahm er all die Papiere und verschwand wortlos mit dem gesamten Stapel in einen anderen Raum. Nach knapp zehn Minuten erschien er wieder mit einem mindestens doppelt so umfangreichen Papierstapel in der Hand. Offensichtlich hatte er Kopien angefertigt. Dann gab es endlich die wichtigen Stempel und sie hatten es geschafft - zumindest was die Ausreise betraf.

Gemeinsam mit ihrem Führer fuhren sie die etwa hundert Meter weiter zum Grenzposten des Nachbarlandes und ließen die ganze Prozedur von neuem über sich ergehen, nur dieses Mal auf Englisch, der dortigen Amtssprache. Allerdings schien man dort besser organisiert zu sein und sie benötigten nur knapp die Hälfte der Zeit als zuvor. Sie entlohnten das Männlein für seine Dienste und fuhren rasch weiter, da sie im Nu von

zahlreichen Geldwechslern umringt waren, die sie drängten, bei ihnen Devisen zu tauschen.

Hinter der Grenze verlief sich das Chaos recht schnell wieder und es herrschte wenig Verkehr auf der Straße. In der ersten Ortschaft hinter der Grenze hielten sie an einer kleinen Bankfiliale, um Geld zu wechseln, da sie dem offiziellen Kurs mehr Vertrauen entgegenbrachten als den Schwarzhändlern am Grenzübergang. Von einem Bankangestellten erfuhren sie, dass die Filiale gerade nicht genügend Bargeld vorrätig hatte. Er schickte sie stattdessen zur nächsten Tankstelle, die den Devisenhandel in solchen Fällen regelte. Das kam ihnen zwar etwas merkwürdig vor, doch sie waren froh, ihr Geld überhaupt getauscht zu bekommen. „Andere Länder, andere Sitten“, meinte Peer achselzuckend.

Die Landschaft, durch die sie dann fuhren, ähnelte zunächst noch dem Hügelland, das sie so gut kannten. Allmählich stieg die Straße jedoch immer höher hinauf und wand sich dabei durch dichten, grünen Bergwald. „Bald müssten wir den Grabenbruch erreichen“, sagte Solveig, die nicht gerade detaillierte Karte des Reiseführers studierend. „Ich hoffe, wir sind auf der richtigen Straße.“

„Ach, mit einer Geografin als Co-Pilotin kann doch nichts passieren, oder? Ihr findet doch immer den Weg“, entgegnete er gut gelaunt.

„Ja, ja, das glauben immer alle ... und dass wir sämtliche Hauptstädte und Nebenflüsse der Welt auswendig herunterbeten können und so weiter ... Was Geografen wirklich sind, wissen die Wenigsten so genau.“

„Was sind sie denn? So etwas wie Sachkundler vielleicht?“ zog er sie auf und erntete einen bösen Blick.

„Promovierter Tropen-Bauer hört sich auch nicht viel besser an“ antwortete sie patzig und wandte sich wieder der Karte zu.

Kurze Zeit später erreichten sie tatsächlich die Kante des Grabenbruchs und waren überwältigt von dem grandiosen Ausblick auf die weit unter ihnen liegende, gelbliche Savannenebene und die kilometerweit entfernte gegenüberliegende Grabenstufe. Sie parkten das Auto am Straßenrand und stiegen aus, um den Ausblick besser genießen zu können. „Endlich einmal wieder ein Blick in die Weite“, sagte Peer aufatmend und breitete die Arme aus, als wollte er sich auf imaginären Schwingen in die Lüfte erheben. „In Kuranda ist man ja durch diese Drecks-Hügel geradezu zur Kurzsichtigkeit gezwungen.“

Die Straße wand sich nun in unzähligen, engen Serpentinaugen steil bergab und gab immer wieder neue, atemberaubende Ausblicke auf die Landschaft frei. Je näher sie der Grabensohle kamen, desto mehr

Differenzierungen waren in dem zuvor so einheitlich wirkenden Savannengelb zu erkennen: Hier und da waren auf einmal dichte, grüne Waldflächen auszumachen, dann wieder kleinere Ortschaften, Flussläufe und vor allem ein riesiger, lang gezogener See, der Ziel ihrer ersten Etappe sein sollte.

Auf der Straße herrschte reger Fahrradverkehr und sie staunten nicht schlecht über die schwerstbeladenen, wagemutigen Fahrer, die auf wenig vertrauenswürdig aussehenden Fahrrädern tief über den Lenker gebeugt in haarsträubendem Tempo durch die Serpentin bergab rasten. Die meisten transportierten riesige, quer übereinander gestapelte Säcke voller Holzkohle auf ihren Gepäckträgern. Ein Mann hatte hinter seinem Sattel einen hohen Turm Bananen übereinander gestapelt, der ihn selbst überragte und während der Fahrt bedenklich hin und her schwankte. Die Fahrradfahrer in die umgekehrte Richtung hängten sich vorzugsweise an die LKW an und ließen sich in deren schwarzer Abgaswolke die endlos lange Steigung hinaufziehen.

In einem Ort in der Nähe des Sees aßen sie eine Kleinigkeit und kauften Wasser, Bier und einige Lebensmittel. Anschließend fuhren sie weiter zum See in Richtung des Campingplatzes, der im Reiseführer erwähnt war, auf welchem sie die erste Nacht verbringen wollten. Zwar hatten sie ein kleines Zelt dabei, fanden dann aber doch mehr Gefallen an den runden Strohhütten, die man günstig mieten konnte. Außer ihnen war niemand um sie herum, allein am anderen Ende des Platzes standen zwei kleine Igluzelte, vor denen eine Gruppe *Wazungu* saß und grillte.

Es war bereits früher Abend und die Sonne schickte sich an, hinter der Bergkante des Grabenbruches zu verschwinden. Der See lag ruhig und glatt vor ihnen, das Wasser sah klar und sauber aus und sie beeilten sich, im letzten Licht des Tages noch eine Runde schwimmen zu gehen, was eine Wohltat war nach der langen Fahrt. *So einen See sollte es in Kuranda geben*, dachte Solveig und ließ sich auf dem Rücken im Wasser treiben. Doch Kuranda, die WG, P.I.A.F., sogar das verhängnisvolle Fax schienen ihr hier Lichtjahre entfernt zu sein und sie verscheuchte rasch den Gedanken daran, ließ sich einfach auf dem Wasser treiben und versuchte, an nichts zu denken.

Da der Campingplatzbesitzer auf dem Gelände ein kleines Restaurant betrieb, konnten sie sich die in der Stadt gekauften Instant-Nudeln und das Kochen mit dem Gaskocher ersparen. Das Restaurant war im Gegensatz zum Zeltplatz gut besetzt mit Tagesausflüglern aus der Stadt, die den Samstagnachmittag am See verbracht hatten oder zum

Sonnenuntergang gekommen waren. Zu Solveigs großer Freude war die Speisekarte nicht nur auf Ziegenbrochetten, Bananen oder Ugali beschränkt, was sie doch auch allmählich satt bekam, sondern enthielt neben einigen Nudelgerichten auch verschiedene Sorten Pizza. Letzteren konnten beide nicht widerstehen, da in Kuranda selbst im Marabut solch eine ungewohnte Leckerei nicht angeboten wurde. Dazu entdeckte Peer auf der Getränkekarte *Tusker Export*, das Solveig ebenfalls unbedingt probieren wollte.

„Ulzig, ich habe mich noch nie so sehr auf eine Pizza gefreut wie jetzt“, meinte sie und fügte erklärend hinzu: „Als deutsches Konsumkind vermisst man eben manche Dinge doch mit der Zeit ...“

„Was denn noch außer Pizza?“ fragte Peer neugierig.

Sie überlegte, während sie das hübsche Label mit dem Elefanten darauf von der eiskalten Bierflasche abzog. „Zum Beispiel Nachrichten aus Deutschland oder überhaupt aus Europa; andere Musik als Reggae, Radiosender in einer Sprache, die man versteht, Fernsehen, Kino, Stadtbummel, je nach Jahreszeit Biergärten oder Glühweinparties ...“

„Das ist wohl wahr“, stimmte Peer zu. „Ich glaube, zuletzt war ich voriges Jahr in Nairobi im Kino. Aber dafür haben wir hier wunderschöne Landschaften: Morgen ein bisschen in die Berge, übermorgen Safari – das entschädigt doch wieder für manches, oder?“

Nach dem Essen nahmen sie sich ein paar gekühlte Flaschen Bier mit und setzten sich vor ihrer Hütte ans Seeufer. Die Nacht war sternklar und das Licht des Mondes spiegelte sich im Wasser des Sees wider. Grillen zirpten und ab und zu hörten sie ein leises Platschen im Wasser, das vielleicht von springenden Fischen herrühren mochte, wie Solveig mutmaßte. „Hier kann man sich schon ein schönes Leben machen“, sagte sie leise in die Stille hinein.

„Wenn man bei der Development-Mafia arbeitet und etwas Geld hat, dann ja“, meinte Peer selbstironisch. „Als Kleinbauer oder Wächter hingegen kann man schon froh sein, jeden Tag seinen Ugali-Klumpen auf dem Teller zu haben. Frag diese Leute mal, zum Beispiel euren Etienne oder den *Mzee*, ob sie jemals ihre eigene Hauptstadt oder einen wilden Elefanten oder einen Löwen gesehen haben.“

Solveig schwieg nachdenklich und erzählte ihm dann die Geschichte mit Marie-Claire und dem Sarg, für den sie Geld geliehen haben wollte. „Vielleicht hätte ich ihr lieber helfen sollen, anstatt das Geld jetzt einfach so für Urlaub zu verwenden.“

„Damit ist letztendlich auch nicht wirklich geholfen“, sagte Peer. „Wenn du den Leuten den kleinen Finger gibst, versuchen sie

verständlicher Weise, die ganze Hand zu bekommen. Aber du kannst als *Mzungu* nicht ständig als wandelndes Geldinstitut umherlaufen. Im Endeffekt degradiert das die Leute zu bloßen Bittstellern und verhindert jegliche Eigeninitiative. Und letztendlich haben sie ihren Sarg ja auch ohne deine Hilfe bekommen.“

Schweigend starrten sie auf die Wasseroberfläche und das Spiegelbild des Mondes. In der Ferne bellte ein Hund und ein leiser Wind trug entfernte Geräusche der Leute vor den Igluzelten heran.

„Warum sagst du *Development-Mafia*, wenn du doch selbst dafür arbeitest?“

„Man muss doch auch kritisch gegenüber seinem eigenen Tun und Handeln eingestellt sein“, entgegnete er und öffnete eine weitere Flasche.

„Manchmal habe ich diese ganze *Development-Bande* eben einfach nur satt. Dieses selbstgerechte Gerede von wegen «*Wir sind ja so wichtig, wir sind ja so sozial, wir helfen den Menschen ...*» Es wird viel zu viel geredet und zu wenig wirklich getan. Bei einigen Kollegen fragt man sich ernsthaft, ob sie in ihren Projekten überhaupt irgendetwas machen außer sich selbst einen faulen Lenz in einem schönen Land, aber das hab ich dir ja bereits gesagt. Es nervt auf Dauer unheimlich, wenn diese Leute ständig dieselben Phrasen dreschen über Ausbeutung und Neokolonialismus, während sie selbst mit ihren Häusern und ihrem Personal, das sie von ihrem Arbeitgeber bezahlt bekommen, genau davon profitieren. Schau dir nur mal die Umgebung von Kuranda an: Da tritt man sich schon fast gegenseitig auf die Füße vor Projekten, wie in jeder größeren Stadt übrigens, wo es sich nach unseren Maßstäben noch halbwegs angenehm leben lässt. Aber die Mehrheit der Menschen, denen eigentlich geholfen werden müsste, lebt nun mal jenseits der Städte, irgendwo da draußen in den Hügeln – dort findet man dann natürlich auf einmal keinen dieser Wichtigtuer mehr.“

„Aber du hast doch selbst auch gesagt, dass du lieber in Nairobi geblieben wärst, wo alles viel bequemer ist“, warf Solveig ein.

Er grinste. „Da siehst du’s. Ich habe nicht behauptet, selbst ganz frei davon zu sein.“

Ein lautes Platschen ließ ihre Köpfe herumfahren. „Was war das?“ fragte Solveig in die anschließende Stille hinein.

„Es kam von irgendwo dort hinten“, antwortete Peer und drehte sich um. Sie starrten eine Weile gebannt in die Dunkelheit, in der hier und da der helle Punkt eines Glühwürmchens auf und abtanzte. Auf einmal zeigte er wortlos auf eine Stelle am Ufer. Solveig strengte ihre Augen an und erkannte dann auch den riesigen Schatten, der dem See entstieg und

schwerfällig an Land ging. „Hippos“, sagte er leise. „Sie kommen nachts ans Ufer, um zu grasen.“

Unbeweglich blieben sie sitzen und beobachteten, wie der Koloss sich langsam über den Rasen bewegte. Sogar das Abrupfen des Grases und die mahelnden Kaugeräusche waren deutlich zu hören. Ein erneutes Platschen im Wasser kündigte ein weiteres Flusspferd an, das kurz darauf ans Ufer stieg und sich zu seinem Artgenossen gesellte. „Und da sind wir vorhin drin geschwommen“, sagte Solveig.

„Angst? Kein nächtliches Bad mehr vor dem Schlafengehen?“ neckte er sie.

Die Flusspferde grasten eine gute halbe Stunde lang in einigem Abstand von ihnen, bevor sie wieder im See verschwanden. „Schön, dass wir das gesehen haben“, sagte Solveig leise. „Überhaupt ist das eine wunderschöne afrikanische Nacht, das werde ich nie vergessen: Der See, der Mond, die Sterne, die Grillen und Glühwürmchen, die Flusspferde ...“

„... und wir“, beendete er ihre Aufzählung.

„Das auch. Riechst du das?“ fragte sie und sog mit geschlossenen Augen geräuschvoll Luft in die Nase. „Das ist Afrika ... Ein Hauch von Holzkohle, der Geruch gerösteter Maiskolben, der Duft von frischem Grün nach einem Regenschauer ...“

Peer wollte unbedingt noch einmal in den See springen und zog etwas später einfach die Kleider aus und watete ins Wasser, das nun doch recht abgekühlt hatte. Unentschlossen blickte sie ihm nach, wagte es dann aber gleichfalls. Sie streifte ihre Kleider ab und tauchte mit einem flachen Kopfsprung in den See ein. Als sie nach ein paar Schwimmzügen unter Wasser wieder auftauchte, klopfte ihr Herz wie wild und sie fragte sich, ob das der plötzlichen Kälte oder dem Bier zuzuschreiben war, das sie getrunken hatte. Die Gefahr, infolge von Kreislaufproblemen zu ertrinken, erschien ihr, obgleich sie eine gute Schwimmerin war, mit einem Mal realer als tatsächlich von einem Hippo attackiert zu werden. Doch sie wischte diese Gedanken beiseite. Das zählte in diesem Moment alles nicht. Was allein zählte, war diese afrikanische Nacht, die wie verzaubert war. Jeder Augenblick erschien ihr magisch und sie wollte dieses Gefühl so lange es ging auskosten. Sie schwamm auf Peer zu, der sie mit ausgebreiteten Armen empfing. „Ist das nicht eine tolle Nacht?“ fragte er. „Mond und Sterne über uns, die Hippos mit uns im Wasser ...“

„Bisschen kühl nur“, meinte Solveig fröstelnd.

„Dann musst du dich wohl besser wärmen“, sagte er und drückte sie an sich. Überrascht erwiderte sie seine Umarmung und lehnte ihren Kopf

an seine Schulter. Ihr Herz schien daraufhin noch schneller zu rasen als ohnehin schon. Mit halb geschlossenen Augen sah sie das Mondlicht auf dem Wasser tanzen und genoss seine streichelnden Hände auf ihrem Rücken, die ihr einen wohligen Schauer bescherten. Langsam hob sie ihren Kopf und sah ihm in die Augen, die wie Glühwürmchen zu funkeln schienen. Er lächelte und drückte ihren Körper noch fester an den seinen. Dann beugte er sich zu ihr, bis ihre Lippen sich berührten, und begann sie sanft zu küssen. „Lass uns zurück ans Ufer gehen“, flüsterte er.

„Ich glaub, ich will gar nicht an Land zurück ...“, entgegnete sie mit kaum hörbarer Stimme.

„Doch, du wirst sehen, wie es dir da gleich warm wird ...“

Sie küssten sich erneut und kehrten Hand in Hand ans Ufer zurück.

Am nächsten Morgen erwachte sie frühzeitig durch die gleißenden Lichtstrahlen der Sonne, die durch das Strohdach in die Hütte drangen. Sie schlang sich ein großes Badetuch um und trat ins Freie. Die Landschaft hüllte sich noch in zarten Morgendunst, der die entfernten Berge des östlichen Grabenrandes in märchenhaftem, bläulichem Licht schimmern ließ. Der See lag wie am gestrigen Abend glatt wie ein Spiegel vor ihr. In einiger Entfernung stand auf einem großen, halb aus dem Wasser herausragenden Stein ein kleiner Junge. Er hielt eine Angelrute in der Hand und starrte konzentriert auf die ruhige Wasseroberfläche. Sie zog ihre Surfershorts und das Bikinioberteil an und ging ins Wasser, teilte mit kraftvollen Schwimmzügen die Wasseroberfläche und zog dabei eine scherenförmige Spur aufgewühlten Wassers hinter sich her.

Die folgenden Tage vergingen wie im Flug. Sie erklommen mit dem Auto die andere Seite des Grabenbruches und fanden dort eine Hochebene vor, aus welcher sich ein riesiger Vulkan erhob, der ihr nächstes Etappenziel war. Am Eingang des Nationalparks, auf dessen Gebiet sich der Berg befand, zahlten sie in einem kleinen Büro der Parkverwaltung das Eintrittsgeld und mussten dann zu ihrer Überraschung zwei mit Maschinengewehren bewaffnete Soldaten mitnehmen. „Es gibt derzeit Grenzstreitigkeiten mit dem Nachbarland, dazu Probleme mit Wilderern. Es ist nur zu Ihrem eigenen Schutz“, erklärte der Wildhüter. Peer war davon wenig begeistert. Er weigerte sich mit den Worten „Gewehre kommen mir nicht ins Auto“, die beiden Soldaten mit in die Fahrerkabine zu nehmen, und verwies sie auf die Ladefläche. Solveig fand das recht unhöflich und drehte sich, nachdem sie auf dem steinigem, unebenen Weg losgefahren waren, besorgt um, ob die beiden wenigstens einigermaßen sicher dort saßen. Die Männer kauerten mit angewinkelten Beinen auf der

Ladefläche und hatten sich gegen die mit der Höhe zunehmende Kühle die Kapuzen ihrer Jacken über die Köpfe gezogen. Ihr fiel auf, dass eines der Maschinengewehre, welche die Soldaten lässig über der Schulter hängen hatten, mit seiner Mündung geradewegs auf sie zeigte. Sie drehte sich wieder um und meinte: „Ob die beiden nun drin sitzen oder draußen, ich fürchte, das macht keinen Unterschied – außer, dass sie drinnen nicht frieren müssten“, doch Peer erwiderte nichts. Holpernd fuhren sie den Berg hinauf und Solveig war ab und zu etwas mulmig zumute, da der Weg sehr schmal und steil wurde und der tiefe Abgrund stets nur einen Schritt weit entfernt lauerte. Außerdem war der Weg ausgesprochen uneben und sie sah einige Male besorgt nach hinten, ob sie ihre ungewollten Beschützer nicht womöglich schon unterwegs verloren hatten. Peer schien sich darüber überhaupt keine Gedanken zu machen und auf den wenigen halbwegs ebenen Wegabschnitten raste er geradezu.

Die Hochgebirgslandschaft war schlichtweg atemberaubend: Bis in die Höhen waren die Steilhänge mit Bananen bepflanzt, darüber wuchs wilder Bergregenwald, aus dem ab und zu die Rufe von Affen zu hören waren. Weiter oben ging der Wald in tropisches Grasland über, aus dem die märchenhaft anmutenden Gewächse der schopfrosettenförmigen Senecien und der wollhaarigen, kerzenähnlichen Riesenlobelien in den Himmel ragten.

Sie mieteten sich für die Nacht in einer einfachen Berghütte ein, in der sie sich ein schmales Bett in einem winzigen Zimmer teilen mussten. Die Soldaten gingen missmutig ob der ungemütlichen und kühlen Fahrt zu einer benachbarten Militärbaracke, vor der ein weiterer bewaffneter Soldat stand, gesellten sich bei ihrer anschließenden Wanderung durch die Berge jedoch sofort wieder zu ihnen, um sie zu begleiten, wie es die Vorschrift zu verlangen schien.

Die Höhenluft in Verbindung mit der ungewohnten Anstrengung der Bergwanderung machte Solveig und Peer am Abend so müde, dass sie tatsächlich in der engen Sardinienbüchse, wie sie es nannten, Schlaf fanden. Am nächsten Morgen verließen sie zusammen mit den beiden Soldaten, denen Peer nun doch gestattete, im Wageninnern Platz zu nehmen, die stille Bergwelt wieder und amüsierten sich über ein riesiges, gelbes Straßenschild am Parkausgang, auf dem in großen Lettern euphorisch geschrieben stand: „Tell others what you have seen!“

Sie fuhren wieder hinab in die Savannenebene und besuchten einen weiteren Nationalpark, in dem sie einen halben Tag umherfuhren und Elefanten, Giraffen, Büffel, Gnus, Antilopen, Zebras, Löwen und andere

wilde Tiere vor der fantastischen Kulisse des Grabenbruchs beobachteten. Aus der ansonsten ebenen Savannen- und Dornbuschlandschaft erhoben sich zahlreiche kleinere Vulkane, von deren Rändern aus sie in die Calderen schauen konnten, die kleine tiefblau bis smaragdgrün schimmernde Seen in sich bargen.

Kurz vor Sonnenuntergang fuhren sie zum Parkausgang, wo sie eine Horde Paviane geradezu zu erwarten schien. Einige sprangen ihnen keck auf die Motorhaube oder auf die Ladefläche und Peer reichte einem der Affen auf der Motorhaube eine Banane durch das Seitenfenster, welche dieser sofort gierig packte, schälte und verschlang. Zum Dank warf er ihnen die Schale gegen die Windschutzscheibe und setzte ein stinkendes Häufchen mitten auf die Motorhaube, bevor er mit hoch erhobenem Schwanz wieder zu Boden sprang.

Solveig ignorierte Peers Warnung, dass es sich bei den so niedlich wirkenden Pavianen um wilde Tiere mit langen, spitzen Eckzähnen handelte, und stieg aus dem Wagen, um sich ihnen zu nähern. Dabei vergaß sie, die Wagentüre hinter sich zu schließen. Erst, als einer der Affen Anstalten machte, sich ins Wageninnere vorzuwagen, bemerkte sie ihren Fehler. Da ihr nichts Besseres einfiel, um ihn am Einsteigen zu hindern, schrie sie das Tier laut an, um es so in die Flucht zu schlagen. Doch der Pavian, der im übrigen ziemlich groß war und tatsächlich respektable Eckzähne besaß, wie sie erst jetzt erschrocken feststellte, drehte sich wenig beeindruckt zu ihr um, packte sie frech am T-Shirt und zog daran. In Panik schrie sie das Tier diesmal auf Deutsch lautstark an, das daraufhin endlich die Flucht ergriff. In Nullkommanichts saß sie wieder auf dem Beifahrersitz und schlug die Türe krachend hinter sich zu.

„Interessante Vorstellung“, meinte Peer trocken. „Woher wusstest du, dass er nur Deutsch versteht?“

„Guter Trick, was?“ versuchte sie ihre Fassung wieder zu erlangen.

„Verstehst du nun, was ich eben meinte? Das ist hier kein Streichelzoo, auch wenn es danach aussieht“, sagte er und streichelte ihr über die vor Schreck ganz blass gewordene Wange.

Ihre letzte Urlaubsnacht verbrachten sie in einem winzigen Straßendorf in einem einfachen Hotel, dessen Zimmer mit seinen vergitterten Fenstern kleinen, kargen Gefängniszellen glichen. Dusche und WC befanden sich in einem separaten Gebäude einige Meter entfernt. An der Wand zum Eingang zu den Toiletten, vor der ein kleines Beet mit ein paar kümmerlichen Pflanzen angelegt war, stand in leuchtend roten Buchstaben: „Please do not urinate on flowers“, was beide amüsierte. Das Doppelbett in ihrer Zelle war so durchgelegen und unbequem, dass sie

rasch überein kamen, unmöglich darin schlafen zu können. Kurzerhand lehnten sie es hochkant gegen die Wand und richteten sich mit der Matratze ein gemütliches Lager auf dem Boden ein. Dank eines Discmans und der beiden Computerlautsprecher, die Peer dabei hatte, konnten sie sogar Musik hören.

„Danke für diesen Urlaub“, sagte Solveig, als sie das Licht ausgeschaltet hatten. „Das war so ziemlich das schönste Erlebnis, das ich seit langem hatte. Ich wünschte, wir könnten einfach auf immer so durch Afrika fahren.“

„Den Dank kann ich zurückgeben“, antwortete er und legte den Arm um sie. „Und mit dir zusammen immer weiter fahren würde ich auch sofort.“

„Hast du mal Ibsen gelesen?“ fragte sie nach einer Pause.

„Interessierst du dich jetzt etwa für meine klassische Bildung? Ich ahne aber schon, worauf du anspielst. Doch ich muss zugeben, dass ich mich kaum mehr an das Stück erinnere. Meine Schulzeit liegt doch schon ein paar Jährchen zurück. Ist aber schon ein witziger Zufall mit den Namen ...“

„Solveig übt sich im Warten, während Weltenbummler Peer rastlos von einem Ort zum nächsten zieht und seinen Spaß hat. Wenn ich es mir aussuchen könnte, würde ich er sein wollen.“

„Ich fürchte nur, der gute Peer kommt in dieser Geschichte nicht allzu gut weg“, meinte er, während er ihr den Rücken streichelte.

„Eigentlich finde ich ihn gar nicht so schlimm“, fuhr sie fort. „Ich mag sie nicht, weil sie so passiv ist und einfach nur hofft und wartet.“ Sie machte eine Pause. „Andererseits ist das natürlich ihre Stärke: Sie sitzt das ganze einfach aus und bekommt letztendlich doch, was sie wollte.“

„Genau wie du“, sagte Peer und vereitelte eine weitere Frage, indem er sie auf den Mund küsste.

Am Montagabend waren sie wieder zurück in Kuranda, das sie in gewohnter Weise mit heftigem Gewitterschauer samt Stromausfall empfing. „Willkommen zuhause!“ meinte Peer. „Zum Glück haben wir Kerzen und Bier im Haus.“

Sie kochten auf dem Gasherd die Instant-Nudeln, die von ihrem Ausflug übrig geblieben waren, und saßen bis tief in die Nacht bei Kerzenschein im Wohnzimmer.

Am nächsten Tag ging Solveig zur WG. Sie war sich nicht sicher, ob sie besser wieder dort oder weiterhin in Peers Haus wohnen sollte. Die WG hatte sich verändert. Sie war nicht länger Ort der Dreieinigkeit, Ort des Zusammenhalts, sondern wirkte wie in Auflösung begriffen.

Unterschiedliche Ansichten, unterschiedliche persönliche Interessen, die Beendigung der gemeinsamen Aufgabe sowie der Einzug Xaviers hatten das Trio unterwandert und auseinander gerissen: Sie selbst war unter mysteriösen Umständen mit Sack und Pack ausgezogen, Mark arbeitete an seinem Diplomthema und plante seinen Besuch bei Thomas Schmitt, Julie schien nur noch an ihrem Zusammensein mit Xavier interessiert zu sein. Und mitten hinein sollte ihnen jetzt auch noch ein Kuckucksei namens Frank gelegt werden. Unter all diesen Gesichtspunkten sah Solveig wenig Veranlassung, wieder ganz in die WG einzuziehen, jedenfalls nicht so lange sie in Easy Living wohnen konnte. Und wenn sie ehrlich zu sich selbst war, musste sie sich eingestehen, dass sie Easy Living eigentlich auch gar nicht verlassen wollte ...

Sie betrat das Grundstück und ging auf Julie zu, die auf der Veranda saß und ein Buch las. *Ob je, die gute alte „Sturmhöhe“*, dachte Solveig, als sie im Näherkommen den Titel erkannte. *So weit ist es nun also schon mit ihr – hoffnungslos romantisch ...* Sie begrüßten sich kühl und Solveig fragte nach Etienne, den sie beim Betreten des Grundstückes nicht gesehen hatte.

„Keine Ahnung“, entgegnete Julie ohne aufzusehen. „Ich glaube, der war gestern auch nicht hier.“ Sie stutzte und blickte Solveig mit gerunzelter Stirn an. „Am Sonntag übrigens auch nicht, fällt mir da ein. Und Montag ... ach, ich weiß gar nicht mehr ...“

„Na klasse“, sagte Solveig und setzte sich in den Korbstuhl neben sie. „Der Doyen hatte doch gesagt, dass die Wächter einen Vertreter schicken würden, wenn sie mal krank oder anderweitig verhindert sein sollten. Den werde ich mir morgen vorknöpfen, falls er überhaupt wieder kommt. Das wird ihn von seinem Lohn abgezogen.“

„Jetzt spiel dich bloß nicht so auf, du warst ja nicht mal hier. Vielleicht ist er ja krank“, meinte Julie, die gerne ungestört weiter lesen wollte.

„Und was war mit dem *Mzee*? War der wenigstens immer hier?“

„Der war da“, entgegnete Julie gereizt. „Ob am Wochenende auch, weiß ich allerdings nicht mehr so genau, aber ich denke schon. Frag die anderen.“

„Und wo sind die anderen?“

Seufzend legte Julie ihr Buch auf den Schoß und sagte, dass Xavier Vorlesungen an der Uni habe und Mark in die Bibliothek gefahren sei. „Er ist mit dem Fahrrad in die Bib gefahren“, fügte sie erklärend hinzu, als sie Solveigs fragenden Blick auf das in der Einfahrt parkende Auto bemerkte. „Er meinte, mit dem Rad sei er unabhängiger als mit dem Auto, das angeblich jeder immer nur für sich beanspruchen würde. Und jetzt steht es ungenutzt herum. Aber ich werde Xavier heute Nachmittag

damit von der Uni abholen.“ Sie warf Solveig einen neugierigen Seitenblick zu und fragte: „Und wie war dein verlängertes Wochenende? Seid ihr weg gewesen?“ Sie versuchte, dabei möglichst gelangweilt zu klingen.

„Schön. Sehr schön. Wir sind nach Süden gefahren“, entgegnete Solveig knapp.

„Wohnst du jetzt bei ihm?“

„Nein ... doch, irgendwie schon ... ach, ich weiß auch nicht.“

„Aber du hast all deine Sachen mitgenommen!“ beharrte Julie.

Solveig zuckte die Achseln. „Ich weiß auch nicht so genau, wie das zugegangen ist, aber vielleicht ist das auch besser so. Wie war denn euer Wochenende?“ warf sie Julie wieder den Ball zu, worüber diese wenig erfreut war.

„Gut. Samstag waren wir in der *Boîte*, Sonntag haben wir eine kleine Spazierfahrt unternommen.“

„Zu dritt?“

„Nein, ich spreche lediglich von Xavier und mir“, wehrte Julie ab. „Wenn du’s genau wissen willst: Mark war Samstag mit Benjamin auf irgendeiner Party. Am Sonntag hat er wieder eine Radtour unternommen, das scheint ja jetzt sein neuestes Hobby zu sein. Vorgestern ist der Klempner wieder aufgetaucht und hat tatsächlich einmal etwas hinbekommen, ohne etwas anderes dabei kaputt zu machen: Das Gästeklo funktioniert seit gestern. Und gestern haben Mark und ich die Erosionsmessanlage abgenommen, sieht wieder aus wie neu. Tja, und das war der Viertagesbericht sozusagen. Was P.I.A.F. betrifft, so sind wir jetzt so gut wie pleite.“

„P.I.A.F. – was ist das?“ fragte Solveig zynisch. „Was ist eigentlich mit Marks Besuchsplänen bei diesem Thomas Schmitt im Kunjari Park, wird er hinfahren?“

„Ich denke schon. Er hat ihm ein Fax in das DGE-Büro in der Hauptstadt geschickt, da er bei sich in der Pampa auch keinen Telefonanschluss hat. Mark würde gerne am 8. Dezember nach Kunjari fahren, das ist der Tag, an dem dieser Frank ankommen wird. Für Mark wäre das ganz praktisch, da er so mit uns zusammen schon mal bis in die Hauptstadt kommt. Von dort aus muss er dann eben den Bus nehmen. Du kommst doch mit, oder?“

„Muss ja wohl“, entgegnete Solveig unwirsch. „Auch wenn du dir vorstellen kannst, dass ich den Kerl am liebsten in der Luft zerreißen würde.“

Julie lächelte. „Tröste dich, ich auch.“

„Na, da wird er ja viel Spaß mit uns bekommen in seiner ersten Woche hier, zumal unser barmherziger Samariter außer Haus sein wird!“

„Worauf du dich verlassen kannst!“ bekräftigte Julie. „Außerdem ist da das letzte Wort noch nicht gesprochen. Bislang gilt er lediglich als „heißer Kandidat“. Vielleicht ist da ja noch was zu machen.“

Etienne erschien am folgenden Tag wieder zu seinem Dienst, als sei nichts gewesen. Da weder Mark noch Xavier mit Sicherheit rekonstruieren konnten, ob er am Wochenende erschienen war oder nicht („Oh, da habe ich gar nicht so recht drauf geachtet“, hatte Mark gesagt und Xavier hatte sich ihm mit einem entwaffnenden Lächeln angeschlossen). Auf Solveigs Frage, wo er die vergangenen zwei Tage über gewesen sei, entgegnete Etienne, dass er krank gewesen sei und deswegen auch keinen Vertreter hatte suchen können. Solveig seufzte, brachte es jedoch nicht fertig, ihm die beiden Tage vom Lohn abzuziehen.

„Das solltet ihr aber“, plädierte Xavier später. „Wenn ihr gegenüber den Leuten, die für euch arbeiten, nur ein einziges Mal Schwäche zeigt, tanzen die euch nur noch auf der Nase herum. Ich habe das selbst zuhause miterlebt. Da hatten wir eine Köchin, die auch immer öfter gefehlt hat: Einmal war es, weil angeblich eines ihrer Kinder krank war, dann, weil sie ihre Mutter pflegen musste und so weiter. Bald ist sie jede Woche mindestens zweimal nicht erschienen, natürlich unentschuldigt. Irgendwann hatte mein Vater dann genug und hat sie gefeuert.“

„Aber krank wird schließlich jeder mal“, argumentierte Mark. „Ich finde es sowieso schon unangenehm genug, Angestellte zu haben, die so mies bezahlt werden. Da ziehe ich ihnen doch nicht auch noch ihre Krankheitstage vom Lohn ab.“ Gleichgültig zuckte Xavier die Schultern.

„Ich finde auch, dass wir nicht so hart mit ihnen sein sollten“, meinte Julie. „Bald kommen schon wieder die nächsten P.I.A.F.-Leute hier an und handhaben wahrscheinlich sowieso alles wieder ganz anders. Das bringt auf Dauer gesehen alles nichts.“

Xavier sah sie vorwurfsvoll an. Als er am Abend alleine mit Julie in ihrem Zimmer war, warf er ihr vor, ihm vor den anderen widersprochen und ihn damit vor ihnen lächerlich gemacht zu haben. Ungläubig sah Julie ihn an. „Das ist doch nicht dein Ernst, oder? Das meinst du doch nicht wirklich?“

„Doch“, beharrte er stur.

„Ich darf doch wohl noch eine eigene Meinung vertreten“, empörte sie sich.

„Aber du musst mich nicht vor anderen lächerlich machen“, wiederholte er vorwurfsvoll. „Genau wie am Wochenende in der *Boîte*, als du so viel mit Emmanuel und Bakari getanzt hast. Damit machst du mich vor meinen Freunden unmöglich!“

„Was soll das? Bist du etwa eifersüchtig? Aber es gibt doch überhaupt keinen Grund“ rief sie und umarmte ihn. Er ließ es zunächst nur widerwillig geschehen, umfasste sie dann aber gleichfalls, küsste sie auf die Stirn und zog sie langsam aufs Bett.

Am nächsten Morgen, nachdem sie Xavier zur Universität gefahren hatte und der Rausch der Nacht verflogen war, war Julie in nachdenklicher Stimmung. Keine Frage: Xavier war sogar noch mit großem Abstand vor Jan der bestaussehendste Freund, den sie je gehabt hatte. Zudem konnte er einfach unwiderstehlich nett und charmant sein und sie hatten eine Menge Spaß miteinander. Aber was er da am Abend gesagt hatte, klang in ihren Ohren ziemlich machomäßig und erinnerte sie an die unangenehmen Seiten Jans. Sie hoffte, nicht wieder denselben Fehler zu begehen wie bei ihm und sich nicht wieder so leicht um den kleinen Finger wickeln zu lassen. Trotzdem wollte sie die Beziehung zu Xavier mach wie vor so lange wie möglich aufrechterhalten. Doch dieses Fax aus Stuttgart schien alles zunichte machen zu wollen. *Wie ist es wohl noch zu verhindern, dass dieser Frank die Projektleiterstelle bekommt*, überlegte sie. *Man muss ihm das Projekt und das Leben in Kuranda madig machen, darin liegt die einzige Chance: Ihn so weit bekommen, dass ihm die Lust auf die Stelle vergeht.*

Sie dachte an Solveig. In ihr würde sie eine prima Verbündete haben, so viel galt als sicher. Zumindest solange diese nicht ahnte, woher der Wind wehte.

In der folgenden Zeit pendelte Solveig zwischen der WG und Easy Living hin und her, übernachtete mal hier, mal da, wie es sich gerade ergab. Sie musste an Primus, Tusker und Easy denken, die es ähnlich handhabten in ihrem Hundeleben, und musste über diesen Vergleich lächeln.

Manchmal, wenn sie abends mit Peer ausging, trafen sie zufällig die restliche WG beziehungsweise Julie, Xavier und die Clique oder Mark, der öfters allein mit Benjamin unterwegs war, und verbrachten den Abend dann gemeinsam.

Peer ging ab und an früher nach Hause, da er am nächsten Morgen früh aufstehen und arbeiten musste. Solveig blieb dann meist noch und ging später mit den anderen zurück in die WG und schlief dort. Julies Bemerkung darüber, dass gegen Frank bestimmt noch etwas zu unternehmen sein müsste, hatte sie wieder etwas motiviert, sich trotz allem weiter um ihre Pläne zu kümmern, falls ihr die Projektleiterstelle doch noch durch ein Wunder zufallen sollte. Zumindest wollte sie abwarten, was er für ein Typ sein würde, dann könnte sie immer noch abwägen, ob sie nicht doch noch Chancen hatte. Falls er sich als völlig ungeeignet herausstellen sollte, würde sie auf jeden Fall nochmals mit Professor Wienands sprechen und versuchen, ihn davon zu überzeugen, dass er sie sehr wohl für zwei Jahre nach Kuranda schicken könne, zumal wenn es keinen weiteren in Frage kommenden Kandidaten geben sollte, was sie inständig hoffte. Auf jeden Fall aber wollte sie die guten und herzlichen Kontakte zu den Kleinbauern, die sie durch Peer und Céline geknüpft hatte, weiterpflegen. Auf sie würde sie schließlich bauen müssen, wenn – ja, wenn sie ihre Pläne doch noch verwirklichen könnte. Inzwischen besuchte sie die Bauern auch unabhängig von Peer und Céline mit dem Fahrrad, was ihr natürlich Diskussionen mit Mark einbrachte, der das Rad bislang als einziger genutzt hatte. Er zeigte sich zwar rasch einsichtig, dass auch Solveig Anspruch auf das Fahrrad hatte, doch damit war das Problem noch lange nicht aus der Welt.

„Jetzt sind wir drei Leute und haben ein Auto und ein Fahrrad – da sollte es doch möglich sein, sich zu einigen, wer was wann benutzen darf“, sagte er, als sie mal wieder zu dritt in der WG zusammen saßen.

„Und es kann nicht angehen, dass Mark und ich uns um das Rad streiten während das Auto hier rum steht und nur dafür benutzt wird, um Xavier zur Uni zu fahren und wieder abzuholen“, fügte Solveig hinzu.

„Jetzt geht das schon wieder los“ rief Julie und verdrehte die Augen. „Ich kann’s nicht mehr hören!“

„Es hilft alles nichts, wir müssen wohl einen Plan machen“, meinte Mark.

„So was wie den Putzplan etwa, an den sich keiner hält?“

„Das musst ausgerechnet du sagen, Solveig! Du haust einfach tagelang ab und scherst dich auch nicht drum, ob du nun dran bist oder nicht.“

So wurde ein Fahrzeugnutzungsplan aufgestellt, zu dem Xavier lediglich breit grinste, als er ihn eines Abends sah. Er hatte kein Problem damit, morgens auch mal zu Fuß zur Universität zu gehen. Den Rückweg integrierte er einfach in sein Trainingsprogramm und lief die Strecke im Dauerlauf, wobei er bei gutem Wetter einen Umweg über den Schwimmbad-Club machte, um dort zusätzlich ein paar Runden im Schwimmbecken zu drehen, wo er des Öfteren auch Solveig antraf. *Wenn das Julie wüsste*, dachte Solveig und war froh, dass diese an schwimmen offenbar überhaupt nicht interessiert zu sein schien und den Schwimmbad-Club niemals tagsüber oder gar alleine aufsuchte.

Eines Nachmittags kam auch Mark nach stundenlangem Bücherwälzen in der Bibliothek auf die Idee, eine Runde schwimmen zu gehen. Beim Betreten des Geländes war er ziemlich überrascht, Solveig und Xavier einträchtig nebeneinander auf der Wiese liegen zu sehen. Die beiden bemerkten ihn nicht, da er sie schon von weitem erkannt hatte und erstaunt im Schatten der Bäume stehen geblieben war. Sollten die beiden etwa eine Affäre miteinander haben? kam es ihm in den Sinn. Als er langsam auf sie zuging, erhoben sie sich gerade, sprangen ins Wasser und jeder begann für sich Bahnen zu schwimmen. So entschied er sich, dem ganzen keine Bedeutung beizumessen, schließlich taten sie nichts Verbotenes. Die beiden waren derart konzentriert auf das Schwimmen, dass sie ihn erst bemerkten, als sie wieder aus dem Wasser herauskamen und Mark neben ihren Badetüchern sitzen sahen. „Und – wer war schneller?“ fragte er zur Begrüßung.

„Na wer wohl“, meinte diese mit einem Seitenblick auf Xavier und trocknete sich mit ihrem Handtuch ab.

„Aber sie ist sehr gut“, lobte Xavier und klopfte ihr anerkennend die Schulter.

„Wie war’s in der Bib?“ fragte sie Mark und setzte sich neben ihn.

„Ich komm ganz gut voran. Da ich mich ja jetzt dafür entschieden habe, über die naturräumlichen Veränderungen des Kunjari Parks infolge der anthropogenen Einflüsse während und nach dem Krieg zu schreiben, hab ich ganz ordentlich zu tun. In die Bodenkunde, Flora und Fauna des Parks habe ich mich schon eingelesen. Statistiken über Flüchtlingszahlen sowie Anzahl, Größe und Verteilung der Flüchtlingslager und der neuen Siedlungen kann ich vom UNHCR bekommen. Thomas will mir dort

einen Kontakt vermitteln. Für die tatsächlichen Veränderungen im Kunjari ist Thomas genau der richtige Ansprechpartner und wenn ich ihn demnächst besuche, werde ich mir gezielt Untersuchungsräume auswählen, kartieren und analysieren.“

„Degradierete Vegetation oder was?“

„Durch Brenn- und Nutzholzentnahme, zum Beispiel, ja. Das muss ich mir im Einzelnen noch überlegen. Aber dazu kann er mir sicherlich ein paar nützliche Tipps geben. Wahrscheinlich werde ich Anfang nächsten Jahres noch mal herkommen müssen, nachdem das Thema auch offiziell abgesegnet ist.“

„So wie sich das anhört ist das Thema nicht leicht einzugrenzen. Pass auf, dass du dich nicht verzettelst und aus Versehen eine halbe Promotion schreibst“, warnte Solveig.

Mark nickte, da er sich dieser Gefahr bereits bewusst war. „Übrigens habe ich unseren Freund, den Doyen, zufällig auf dem Campus getroffen“, wechselte er das Thema.

„Und?“

„Er war natürlich alles andere als begeistert von dem Fax aus Stuttgart, wie du dir vorstellen kannst. Ich fürchte, die interuniversitären Beziehungen werden sich in nächster Zeit etwas frostig gestalten. Aber ansonsten schien er ganz gut drauf zu sein und hat ohne Ende erzählt.“ Marks Gesicht verfinsterte sich. „Allerdings über weniger erfreulichere Dinge: Es muss am vergangenen Wochenende und Anfang dieser Woche sowohl im Nordwesten als auch südwestlich der Hauptstadt größere Angriffe auf Gefängnisse gegeben haben. Man munkelt, dass dabei insgesamt über sechshundert Häftlinge befreit wurden, die unter dem Verdacht auf Beihilfe zum Völkermord einsaßen. Dabei wurden auch wieder zahlreiche Zivilisten getötet, Häuser in Brand gesteckt und so weiter. In Siangwe soll eine zehnköpfige Familie getötet worden sein – ist das nicht schrecklich?“

„Schon wieder in Siangwe“, sagte Solveig nachdenklich. „Das bedeutet, dass sich dieses Brandschatzen und Morden zunehmend in Richtung Süden verlagert, auf Kuranda zu sozusagen ...“

„Da verlagert sich überhaupt nichts, das sind doch nichts weiter als winzige, unkoordinierte Splittergruppen“, widersprach Xavier energisch. „Von dieser Mund-zu-Mund-Propaganda darf man nicht einmal die Hälfte glauben. Die Leute hier auf dem Land übertreiben immer gleich maßlos, da sie ja sonst nichts Interessantes zu erzählen haben. Davon dürft ihr euch keine Angst machen lassen. Ich höre gar nicht erst hin, wenn mir einer mit derartigen Geschichten kommt, selbst wenn’s jemand

wie euer Doyen ist. Die Armee wird die Banditen fassen und sie werden ihre gerechte Strafe erhalten.“ Solveig und Mark sahen sich zweifelnd an.

„Hoffentlich bleibt die Straße in die Hauptstadt einigermaßen sicher, zumindest tagsüber“, meinte Mark.

„Natürlich bleibt die Straße sicher, das Militär hat alles im Griff“, behauptete Xavier und fügte hinzu: „Erwähnt das bloß Julie gegenüber nicht, sonst fängt sie auch noch damit an, sich unnötig Sorgen zu machen.“

Peer hatte über seine Informantinnen Céline und Saida ebenfalls von den Vorfällen gehört – allerdings war in deren Erzählungen lediglich von insgesamt zweihundert befreiten Häftlingen die Rede, von denen über die Hälfte längst wieder hinter Schloss und Riegel sei. Von einer getöteten zehnköpfigen Familie wusste keiner etwas, dafür aber von einer über Nacht bis auf die Grundmauern abgebrannten Grundschule, in der sich glücklicherweise niemand aufgehalten hatte. „Vielleicht wollte euer Doyen euch nur ein wenig Angst einjagen“, meinte er augenzwinkernd. „In Afrika werden oft und gerne Geschichten erzählt.“

Besonders amüsierte er sich jedoch, als Solveig ihm von der Einführung eines Fahrzeugnutzungsplans in der WG erzählte. „Ich sehe schon, bei Fähnlein Fieselschweif ist wieder alles bestens durchorganisiert. Ihr Deutsche seid doch einfach unglaublich! Braucht ihr vielleicht auch noch einen Toilettennutzungsplan?“ spottete er, was Solveig überhaupt nicht komisch fand und eine pampige Antwort mit einem Schluck Bier hinunterspülte.

Ihre Bierkästen holten sie seit neuestem jetzt immer selbst. Im selben Maß wie ihr Verzehr von Ugali und Ziegenbroschetten mit Grillbananen allmählich zurückging, war der Bierkonsum angestiegen. Kochen war nicht Peers Ding und da er ohnehin selten Hunger oder Appetit zu verspüren schien, hatte Solveig keine Lust, lediglich für sich alleine zu kochen. Seit Xavier in die WG eingezogen war, kochte Julie aus Bequemlichkeit auch nur noch einfache Spaghetti- oder Reisgerichte. Der einst so geliebte Spinat schien zu Solveigs Bedauern überhaupt nicht mehr zum Kochrepertoire zu zählen, da Xavier ihn genau wie Mark nicht ausstehen konnte. „Das ist Futter für die Armen“, hatte er eines Abends geringschätzig bemerkt und angekündigt, am nächsten Tag „etwas Besseres“ aus der Stadt mitzubringen. Als er am folgenden Abend mehrere Dosen Ravioli, grüne Bohnen und Thunfisch auspackte, sahen Julie und Mark ihn skeptisch an. „Und das ist deiner Meinung nach etwas Besseres? Büchsenahrung statt frische Sachen vom Markt?“ fragte Julie in einer Mischung aus Ungläubigkeit und Belustigung.

„Vom Markt kaufen vor allem arme Leute. Dosen dagegen kann sich nicht jeder leisten“ erklärte er. „Essen aus Dosen ist hier etwas Besonderes, das gibt es bei uns zuhause auch oft.“

Fassungslos schüttelte Mark den Kopf und Julie musste ein Lachen unterdrücken. „Hier ist eben alles anders“, meinte sie augenzwinkernd.

„Also, ich werde diesen Büchsenfraß jedenfalls nicht essen“, verkündete Mark und ging fortan abends öfters auswärts essen. Außerdem traf er sich häufig mit Benjamin, dessen Freundeskreis er inzwischen kennen gelernt hatte und mit dem er mehr und mehr Abende zusammen verbrachte.

„Ich glaube, wir trinken zu viel“, stellte Solveig eines Abends fest, als in Easy Living wieder einmal ein Kasten Bier zur Neige ging.

„Hier kann man doch nur trinken“, behauptete Peer. „Das Essen schmeckt auf Dauer einfach nach nichts, mir dreht sich inzwischen schon beim bloßen Anblick von Ugali oder Ziegenbroschetten der Magen um. Außerdem, wenn man täglich diese ausgezehrten Gestalten um sich herum sieht, die gerade mal jeden Tag nichts anderes als einen solchen Maisklumpen zum Essen haben, macht mir das auch nicht gerade sonderlich Appetit.“

„Das mag schon sein“, meinte Solveig, der es etwas peinlich war, dass sie stets einen gesunden Appetit an den Tag legte. „Trotzdem, wenn wir’s schon vor dem Gärtner verheimlichen müssen ... Andererseits könntest du Saida auch einfach mehr Haushaltsgeld geben und sie würde dir etwas Besseres zu Essen kochen als dauernd nur Ugali ...“

„Zum Thema Bierkonsum solltest du mal unsere Organisationsmeetings oder die von eurer DGE in der Hauptstadt erleben“, unterbrach er sie. „Da fragst du dich abends manchmal wirklich, ob du versehentlich bei einem Treffen der anonymen Alkoholiker gelandet bist.“

„Übertreibst du jetzt nicht ein wenig?“ fragte sie, doch er winkte kopfschüttelnd ab. „Berufskrankheit vermutlich. Zumindest bei denjenigen, die keine Familie mit dabei haben. Zu viel Zeit alleine, zu viel Elend um einen herum. Übrigens: Übermorgen bekomme ich Besuch von zwei so genannten *évaluateurs du projet*. Die schauen sich sämtliche laufende Projekte vor Ort an und berichten dann an unser Regionalbüro - auch eine nette Aufgabe, zumindest kommt man dabei viel im Land rum ...“

„Eine Art Überwachung also. Und was machen dann diejenigen, die in ihren Projekten nicht viel auf die Kette bekommen?“ fragte Solveig.

„Ach, irgendetwas vorführen kann man immer, wenn man nicht ganz dumm ist. Etwas vorzuzeigen habe ich kein Problem: Ich werde die beiden zusammen mit Céline einen Tag lang herumfahren, zunächst zum

landwirtschaftlichen Beratungsdienst des Ministeriums, danach zu den Beratern der nichtstaatlichen Organisation, anschließend zeigen wir ihnen ein paar Musterbauern und dann bin ich froh, sie wieder los zu sein.“

„Da bin ich ja mal gespannt“, meinte Solveig.

Die folgenden Tage waren wieder verregnet und kühl und Solveig war nicht danach, Bauern zu besuchen, erst recht nicht mit dem Fahrrad. So setzte sie sich mit dem Notebook an ihren Schreibtisch und begann, ihre zahlreichen handschriftlichen Notizen zu sortieren und abzutippen. Eine langweilige Aufgabe, wie man meinen sollte. Doch es half ihr, die vielen Dinge, die sie doch innerhalb eines recht kurzen Zeitraums erlebt und gelernt hatte, nochmals Revue passieren zu lassen und zu verinnerlichen. Oft musste sie lächeln, wenn sie dabei an besonders nette Begebenheiten erinnert wurde.

Da war beispielsweise ein Bauer, der sich trotz seines hohen Alters äußerst aufgeschlossen gegenüber den Ideen des ökologischen Anbaus zeigte – ganz im Gegensatz zu seinen jüngeren Nachbarn, die ausschließlich Kunstdünger als Maß aller Dinge ansahen, den sie sich jedoch in der erforderlichen Menge überhaupt nicht leisten konnten. Dieser *Mzee* hatte alles, was Peer ihm vor Jahren schon geraten hatte, in die Praxis umgesetzt: Kompostwirtschaft, Stallviehhaltung in Verbindung mit Mistdüngung sowie die Integration von Bäumen an den Hängen. Seine Nachbarn verspotteten ihn deswegen und nannten ihn *Monsieur Mzungu*, weil er all das machte, was der weiße Mann ihm sagte. Doch der *Mzee* ließ sich nicht beirren, führte seinen Betrieb wie aus einem Lehrbuch für ökologische Landwirtschaft und erzielte damit höhere Erträge und hatte weniger Probleme mit Bodenerosion und nachlassender Bodenfruchtbarkeit als seine Nachbarn, die überhaupt nicht verstehen konnten, dass herkömmliche Methoden, die ihre eigenen Väter und Vorväter einst praktiziert hatten, den modernen überlegen sein konnten.

Oder die Großfamilie, die sie zufällig kennen gelernt hatte, als sie mit dem Fahrrad unterwegs gewesen war. Da die ältesten beiden ältesten Söhne recht gut Französisch sprachen, konnten sie sich problemlos verständigen, und da sie oft an ihrem Haus vorbei kam, schaute sie beinahe täglich bei ihnen vorbei.

Die beiden hatten sich sehr daran interessiert gezeigt, mehr über die Landwirtschaft in Deutschland zu erfahren. Zu Solveigs eigenem Erstaunen waren ihr dazu vor allem negativ besetzte Begriffe wie „Agrarwüste“ oder „Milchquote“ in den Sinn gekommen. Was sie den beiden afrikanischen Bauern dann erzählte, erschien diesen als etwas

völlig Abstraktes, etwas, das schlichtweg jenseits ihrer Vorstellungskraft lag. Doch das war auch nicht weiter verwunderlich, wenn man bedachte, dass ein typischer landwirtschaftlicher Kleinbetrieb in Kuranda gerade einmal eine Fläche von zwei Hektar umfasste, auf der aus Platzmangel meist verschiedene, unterschiedlich hohe Kulturen auf dem selben Feld angebaut wurden. Vom optischen Eindruck her erinnerte diese Anbauweise an den Stockwerkaufbau des natürlichen Regenwaldes und stand damit im krassen Gegensatz zu den weitläufigen, öden Monokulturen Europas. Kühe besaßen seit dem Krieg nur noch sehr wenige Bauern, und wenn, dann handelte es sich selten um mehr als zwei bis drei Tiere. Vor diesem Hintergrund mussten Solveigs nüchterne Berichte über Milchseen, Milchquoten und staatliche Prämien für Flächenstilllegungen in den Ohren ihrer Zuhörer wie Märchen aus einem fernen Schlaraffenland klingen.

Gerne erinnerte sie sich daran zurück, wie die beiden sie eines Tages gefragt hatten, ob sie vielleicht Fotos von der Familie für sie machen könnte. Solveig hatte eingewilligt und sie hatten einen Fototermin für den kommenden Tag verabredet. Als sie dann mit ihrer Kamera zu ihnen kam, staunte sie nicht schlecht darüber, wie sich alle in Schale geworfen und zurechtgemacht hatten. Die Fotos erinnerten dann stark an europäische Familienbilder aus der Zeit des 19. Jahrhunderts: Alle Familienmitglieder posierten in aufrechter, geradezu militärisch steifer Haltung und blickten aus ernsten, undurchdringlichen Gesichtern in die Kamera. Gerne wurde auch ein Statussymbol mit ins Bild geholt: Während die Jüngeren vorzugsweise mit Kofferradios posierten, nahmen die in ihren Hüten und Anzügen geradezu ehrwürdig wirkenden Alten gerne einen Ochsen dazu, der meist natürlich nicht ihnen selbst nicht gehörte, oder hielten zum Zeichen von Bildung ein dickes, aufgeschlagenes Buch in ihren Händen. Solveig hatte das alles ziemlich angerührt und sie hatte einen ganzen Tag lang Fotografin für die Leute gespielt und dabei drei Filme vollgeknipst.

In einer Regenpause verließ sie ihren Schreibtisch und ging hinaus in den Garten. Die Luft duftete noch nach Regen und aus dem Tal stiegen Wasserdampfwolken empor. Mit geschlossenen Augen sog sie die frische Luft durch die Nase ein und streckte ihren von der Schreibtischarbeit verspannten Rücken. Hinter ihr trat Julie aus dem Haus und rief ihr im Vorbeigehen zu, dass sie Xavier und Mark mit dem Wagen abholen würde. *Und wer weiß, wen noch alles*, dachte Solveig und sah ihr wortlos nach. Dann holte sie den Spaten aus dem Schuppen und begann, das Erdloch weiter auszuheben, das sie am Vortag an einer Stelle im Schatten der

Bäume zu graben begonnen hatte, um darin eine Kompostgrube anzulegen. *Auf was für Ideen man bei Regen, Langeweile und Sportentzug doch kommt*, wunderte sie sich über sich selbst. Doch die körperliche Betätigung tat gut. Wenig später kam Julie mit voll beladenem Wagen zurück. Stirnrunzelnd musterte Xavier die Grube. „Willst du eine Leiche im Garten verscharren oder was gibt das?“

„Klar, das ist schon mal das Grab für Frank“, antwortete sie zynisch, beeilte sich dann jedoch, den wahren Grund ihres Grabens zu erklären.

„Beschäftigungstherapie also“, meinte Julie geringschätzig und wandte sich zum Haus. Xavier und der Rest der Clique folgten ihr. Sogleich tönte laute Musik aus dem Wohnzimmer und bereitete der wohltuenden Stille, die sich nach dem Prasseln des stundenlangen Regens eingestellt hatte, ein jähes Ende.

Unbeirrt grub Solveig weiter bis das Loch eine zufrieden stellende Tiefe und Breite erreicht hatte. Dann deckte sie die Öffnung mit riesigen Bananenblättern ab, die sie zuvor auf einem Haufen neben der Grube gesammelt hatte. Das ganze sah nun zwar eher wie eine schlecht getarnte Tierfalle aus, entsprach jedoch ganz der Beschreibung zur Anlage einer Kompostgrube, die sie in einem Standardwerk mit dem Titel „Standortgerechte Landwirtschaft in den Tropen“ gefunden hatte. Sie brachte den Spaten zurück in den Schuppen, wusch sich Gesicht und Hände am Wasserhahn hinter dem Haus und beschloss, kurz in Easy Living nachzusehen, ob der angekündigte Besuch inzwischen wieder gegangen war.

Beim Betreten des Grundstücks sah sie diese Frage sogleich beantwortet, parkte doch neben Peers Auto ein weiterer Geländewagen mit dem DGE-Emblem in der Einfahrt. Sie klopfte an die verschlossene Eingangstüre. Peer öffnete einen Augenblick später und sie konnte leise Musik und gedämpfte Stimmen aus dem Wohnzimmer hören. Fragend blickte sie ihn an, worauf Peer eine gequälte Grimasse zog und die Augen zum Himmel verdrehte. „Wie gut, dass du gekommen bist – komm rein, ich stell dich kurz vor und dann reden wir draußen“, sagte er leise. Solveig trat ein und sah einen Mann und eine Frau auf dem Sofa sitzen, beide etwa Anfang bis Mitte Dreißig und mit ausgeleierte T-Shirts zu bunten Hosen und Birkenstock-Sandalen bekleidet. *Genau der Uwe-Wöhner-Typ*, dachte sie amüsiert.

Peer stellte sie seinen Gästen auf Englisch als Doktorandin von P.I.A.F. vor, von dem die beiden, Bent und Merete, sogar schon gehört hatten, wie sie sagten. Sie erhoben sich nicht, als Solveig ihnen die Hand reichte, und taxierte sie in einer Mischung aus Missbilligung und Arroganz. „Sie

will etwas abholen, das ich noch im Auto liegen habe. Ich bin gleich wieder hier“, sagte Peer zu ihnen und Solveig folgte ihm nach draußen. Er zog die Haustüre hinter sich zu und machte mit den Zeigefingern ein Kreuzsymbol in Richtung Wohnzimmer. „Abschließen und anzünden“, meinte er trocken, fasste sie am Arm und zog sie vom Haus weg hinter die Autos.

„Was sind das denn für Abgewöhner-Verschnitte?“ fragte sie mit gedämpfter Stimme.

„Da sagst du was ... Es ist einfach nur furchtbar! Die beiden sind nur anstrengend, den ganzen Tag schon. Vor allem *er* nervt, weil er alles bis ins Detail wissen will. Und weil beide so gut wie kein Französisch, sondern nur Dänisch und Englisch sprechen, muss ich auch noch ständig übersetzen. Die Berater vom Ministerium hat er vielleicht gelöchert, kann ich dir sagen. Und diese Merete, die redet nur dummes Zeug. Die hat ihr Diplom wahrscheinlich im Internet gekauft. Ich reagiere schon gar nicht mehr darauf, wenn sie etwas von sich gibt.“

„Armer, schwarzer Kater“, neckte Solveig ihn und tätschelte ihm sanft den Kopf. „Aber halt durch, bald sind sie ja wieder fort.“

„Von wegen ... Ich meine, dass sie über Nacht in die Hauptstadt fahren würden, war ja leider nicht zu erwarten. Aber ich hatte gedacht, dass sie doch wenigstens in einem Hotel in der Stadt übernachten würden. Also habe ich vorhin, als wir mit der Tour fertig waren, gefragt, ob ich ihnen ein Hotel empfehlen kann. Darauf sagte Bent: *«Wo denkst du hin? Wir werden selbstverständlich bei dir übernachten!»*.“

„Die haben sich einfach selbst bei dir eingeladen?“ fragte Solveig ungläubig.

„Das hab ich ihn daraufhin auch gefragt, ob er mich vorher denn nicht fragen wolle, ob mir das überhaupt recht ist. Darauf hat er gesagt, das sei bei solchen Besuchen so üblich, um Kosten zu sparen.“

„Auch das noch!“

„Das kannst du laut sagen. Jetzt hab ich die beiden bei mir auf dem Sofa sitzen und du kannst dir denken ... Ich rede nur das Allernötigste und sie geben auch nicht viel mehr von sich. Deine Sachen im Gästezimmer hab ich übrigens zusammengepackt und in mein Zimmer gestellt, Merete wird ja dann wohl dort schlafen.“

„Und was macht ihr dann den ganzen Abend über?“

„Ich will eigentlich überhaupt nichts mit den beiden machen, ich bin stocksauer. Am liebsten würde ich ihnen Saidas Ugali von vorgestern vorsetzen, aber Bent hat schon gesagt, dass sie gerne mit mir im Marabut essen gehen wollen. Natürlich hab ich überhaupt keine Lust und der

Appetit ist mir für heute ohnehin komplett vergangen. Aber wie es aussieht, hab ich keine andere Wahl, als sie zu begleiten, sonst bekomme ich womöglich noch richtig Ärger. Übrigens: Sie wollen sich nicht nur für eine, sondern gleich für zwei Nächte bei mir einquartieren, weil sie morgen noch mehr Bauern mit mir besuchen wollen ...“

Er tat Solveig wirklich Leid. Verlegen streichelte sie seine Schulter, um ihn ein wenig zu trösten. „Zu dumm“, sagte sie. „Aber wenn’s dir zuviel wird, dann komm doch einfach in die WG. Du hast dort noch Asyl gut.“

Auf einmal hörten sie Bent etwas auf Dänisch von der Veranda aus rufen. Peer seufzte und antwortete absichtlich auf Französisch: „Wir können gleich losfahren. Wir müssen vorher aber Solveig noch nach hause bringen.“ Zu Solveig gewandt sagte er leise: „Stell dich vor die Beifahrertüre und rühr dich keinen Schritt!“ Solveig tat, wie ihr geheißen war, während Peer ins Haus ging, um Autoschlüssel und Geld zu holen. Bent und Merete sahen mit unfreundlichen Mienen zu ihr herüber. Solveig erwiderte ihre Blicke mit frechem Grinsen und lehnte sich mit vor der Brust verschränkten Armen an die Beifahrertüre. Kurz darauf erschien Peer wieder. Krachend ließ er die Haustür ins Schloss fallen, ging wortlos an den beiden vorüber und stieg ins Auto.

Da Solveig auf dem Beifahrersitz Platz nahm, mussten Bent und Merete mit der Rückbank Vorlieb nehmen. Merete hatte noch nicht die Türe geschlossen, als Peer auch schon losfuhr. Ohne Rücksicht auf seine Mitfahrer und sich selbst raste er wie besessen die vom Regen aufgeweichte Straße zur WG hinunter, wobei Sie einige Male gefährlich ins Schlingern gerieten und er den Wagen nur mit Mühe wieder in die richtige Spur manövrieren konnte. Vergeblich versuchte Solveig, seinen Blick aufzufangen, doch er saß mit düsterer Miene hinter dem Lenkrad und starrte konzentriert geradeaus. Erst als Merete in vorwurfsvollem Ton, aus dem auch eine Spur Angst heraus zu hören war, ihm etwas auf Dänisch zurief, entspannte sich sein Gesichtsausdruck wieder. Mit schelmischem Lächeln sah er kurz zu Solveig herüber, die unmerklich den Kopf schüttelte und zurück grinste, und verlangsamte dann zu aller Erleichterung die Fahrtgeschwindigkeit.

„Du weißt Bescheid“, sagte sie, als sie heil an der WG angekommen waren und verabschiedete sich bei Bent und Merete mit einem angedeuteten Kopfnicken.

Am folgenden Abend erschien Peer tatsächlich in der WG, die ausnahmsweise ohne die Clique zum Abendessen versammelt war. Julie hatte gerade Spaghettiwasser aufgesetzt und lief hektisch zwischen Küche

und Wohnzimmer hin und her, um ab und zu einen Zug von dem Joint abzubekommen, der reihum ging. „Ich glaube, jetzt brauche ich auch einen“, sagte Peer, als er sich neben Solveig auf das Sofa fallen ließ, die gerade noch rechtzeitig zu Mark hin ausweichen konnte, bevor er halb auf ihrem Schoß gelandet wäre. Er erzählte Julie, Mark und Xavier von seinen ungebetenen Gästen und berichtete dann von einem weiteren, nervenaufreibenden Tag mit Merete und Bent. Sämtliche seiner Kontaktbauern hatten sie sehen wollen, was den ganzen Tag gedauert hatte, zumal sie einige nicht angetroffen hatten und später auf Bents Wunsch hin erneut bei ihnen vorbeifahren mussten. „Am Schluss habe ich mich einfach geweigert, weiter für ihn zu übersetzen. Was schicken die überhaupt Leute hierher, die kein Französisch sprechen?“ ereiferte er sich. „Jedenfalls, auf ein weiteres gemeinsames Abendessen hatte ich nun wirklich keine Lust mehr. Das gestrige war schon die Hölle. So habe ich sie jetzt also alleine ins Marabut gehen lassen. Bent sagte noch, er werde sich über mich beschweren, doch das werde ich umgekehrt auch.“ Er nahm den Joint von Solveig entgegen, inhalierte tief und lehnte sich entspannt zurück. „Übrigens, euer *Mzee* scheint nicht hier zu sein, ist er krank?“

Die drei sahen sich fragend an. „Jetzt reißt das wohl langsam ein“ meinte Solveig und Xavier sagte trocken „Ich hab’s euch ja gesagt, eure Angestellten tanzen euch auf der Nase herum!“

Nach dem Abendessen klopfte es auf einmal an der Türe. Mark stand auf, um zu öffnen, und erriet sofort, wen er vor sich hatte: Bent und Merete. Die beiden waren von ihrem Essen aus dem Marabut zurückgekehrt und hatten Easy Living verlassen und verschlossen vorgefunden. Natürlich hatten sie gehaut, wo Peer zu finden sein würde, und waren zur WG gefahren. Wie von der Tarantel gestochen sprang Peer auf, bevor Mark sie womöglich noch ins Haus bitten würde, und wechselte einige Worte auf Dänisch mit ihnen. Dann schloss er die Türe und kehrte an den Tisch zurück. „Ich habe ihnen die Hausschlüssel gegeben und gesagt, dass ich heute hier schlafen werde. Ich hoffe, ihr könnt für eine Nacht noch einen weiteren Mitbewohner verkraften?“

„Wirst du dir damit nicht noch mehr Ärger einhandeln?“ fragte Mark.

„Warum? Sie können doch in Easy Living übernachten, ganz wie sie wollen. Es kann mich aber keiner zwingen, ebenfalls dort zu schlafen. Ich habe ihnen gesagt, sie sollen Saida morgen früh die Schlüssel geben, bevor sie abfahren.“

Mark erwachte am nächsten Morgen als erster. Sofort fiel ihm auf, dass die Haustüre über Nacht wieder nicht verschlossen gewesen war – und das ohne Nachtwächter! Wenn er sich recht erinnerte, waren Julie und Xavier als letzte noch im Wohnzimmer sitzen geblieben. *Die beiden scheinen wirklich ständig die Welt um sich herum zu vergessen*, dachte er und betrat mit einer Tasse Kaffee in der Hand den Garten. Etienne winkte ihm vom Tor aus zu, vor dem er auf und ab schritt und Musik hörte. Er erwähnte die Türe später, als sie gemeinsam am Frühstückstisch saßen. „Ach ja, stimmt, das haben wir dann wohl vergessen“, sagte Julie grinsend und warf Xavier einen verschwörerischen Blick zu.

„Ich finde das nicht gut, dass ihr damit so nachlässig seid“, sagte Mark. „Wir hatten letzte Nacht nicht einmal einen Nachtwächter hier sitzen und ganz geheuer ist mir der Gedanke nicht, so völlig ungesichert zu schlafen.“ In der Hoffnung auf Beistand sah er zu Solveig und Peer herüber, die aber lediglich trübe vor sich hinstarrten und noch überhaupt nicht richtig wach aussahen.

„Reg dich ab, es wird nicht wieder vorkommen“, versicherte Julie und unterdrückte mühsam ein Lachen.

Wenige Tage vor Nikolaus traf das von Klaus Kaiser angekündigte „Care-Paket“ aus Stuttgart ein. Julie und Xavier hatten es auf dem Postamt entgegengenommen, warteten jedoch, bis alle versammelt waren, um es gemeinsam zu öffnen. Zunächst fanden sie eine Karte von Klaus mit einem Foto des Stuttgarter Weihnachtsmarkts im Schnee vor, auf der er ihnen einen schönen Nikolaustag und Julie im Voraus schon mal alles Gute zum Geburtstag wünschte.

„Ich hoffe, ich habe ein paar Dinge für euch herausgesucht, die ihr nach den entbehrungsreichen Wochen hier gut gebrauchen könnt“, las Julie vor. - „Na, dann sind wir mal gespannt, was *Nikoklaus* für uns hat“, fügte sie hinzu und öffnete das braune Packpapier.

Gespannt wie kleine Kinder saßen Solveig und Mark daneben und bekamen große Augen, als Julie nacheinander eine Flasche württembergischen Trollinger, ein Glas Nutella, mehrere Tafeln Schokolade, Haribo Gummibärchen und einen großen Block Gouda hervorzauberte. Klaus hatte wahrlich ein sicheres Händchen dafür bewiesen, was ihnen in ihrem Alltag in Kuranda auf Dauer am meisten fehlte, zumal wenn andauernder Regen und Stromausfälle aufs Gemüt drückten, handelte es sich doch für hiesige Verhältnisse um reine Luxusgüter, von denen man nur träumen konnte. Mark fuhr rasch noch einmal mit dem Auto in die Stadt, um frisches Baguette zu besorgen, und

Xavier probierte zum ersten Mal in seinem Leben Nutella und Käsebröte. Von ersterem war er sogleich hellauf begeistert, für Gouda konnte er sich jedoch nicht erwärmen und reichte Julie das angebissene Brot.

„Das ist wie Ostern und Weihnachten zusammen“, meinte Mark kauend und Julie überlegte: „Was wir dann wohl erst zu Weihnachten bekommen werden?“

„Ja, ja, Zuckerbrot und Peitsche und das schlechte Gewissen“, brummelte Solveig mit vollem Mund und fügte hinzu: „Hier kann ich sowieso keine Vorweihnachtszeitstimmung bekommen. Keine Kälte, kein Weihnachtsmarkt, kein Glühwein, kein Stress mit Geschenkeinkäufen ...“

„Letzteren kannst du haben“, fiel ihr Julie ins Wort. „Mark, hattest du nicht einmal was von einem Laden von diesem Kleingewerbeprojekt erzählt? Vielleicht sollten wir uns dort mal ein bisschen umsehen? Ich würde nämlich schon gerne ein paar Mitbringsel mit nach Hause bringen und irgendeine Weihnachtsdeko könnten wir uns schon auch ins Haus stellen, oder?“

„Ja genau, *Freude durch Konsum!*“ rief Solveig übermütig.

Gesagt, getan: Am folgenden Tag fuhren sie gemeinsam zu dem Laden, den man wirklich kennen musste, wenn man ihn finden wollte, denn von der Straße aus war er nicht zu sehen und das hinter einer Bananenpflanze verborgene Hinweisschild entdeckten sie erst auf dem Rückweg. Das Geschäft befand sich in einem Innenhof, an den sich eine kleine Tischlerei sowie das Büro des Kleingewerbeprojektes anschlossen. Auf dem Hof kam ihnen ein *Mzungu* entgegen, bei dem es sich, wie unschwer zu erraten war, um Bernd Schäfer, den Leiter des Kleingewerbeprojektes handelte, mit dem Mark zuvor schon kurz Bekanntschaft gemacht hatte. Er war ein sympathischer Endvierziger, der sie recht herzlich begrüßte und meinte, sie einmal im Auto vorbeifahren gesehen und sich danach mehrmals gefragt zu haben, ob sie überhaupt noch in Kuranda seien oder bereits wieder zurück nach Deutschland gereist waren. Aber da er, wie er erzählte, die Abende meist zuhause im Kreise seiner Familie verbrachte, ging vom gesellschaftlichen Leben wohl einiges an ihm vorbei. Er erklärte ihnen, wo er wohnte und lud sie ein, ihn jederzeit einmal spontan zu besuchen und wünschte ihnen viel Spaß beim einkaufen – nicht ohne ihnen zuvor noch zu versichern, dass sämtliche Produkte von Handwerkern in und um Kuranda stammten, die am Umsatz des Ladens beteiligt waren.

„Konsum mit gutem Gewissen, das ist doch mal was“, meinte Julie zufrieden. Sie betraten das Geschäft, das von einer hübschen, in ein fließendes, bodenlanges Gewand gekleideten Afrikanerin geführt wurde.

Das Warensortiment war wirklich beeindruckend: Neben geflochtenen Körben, aus getrockneten Bananenblättern gefertigten Bildern und selbst gemachten Postkarten gab es alle möglichen Gegenstände aus Holz wie Schüsseln, Schalen, Salatbestecke, Kämmen, Kinderspielzeug, Bilderrahmen oder Skulpturen. Daneben gab es Töpfereiprodukte, bunten Perlenschmuck, bedruckte Stoffe und - was ihnen am besten gefiel - die typisch afrikanischen Recyclingprodukte: Der Knüller waren die aus Draht gebogenen, riesigen Spielzeugautos, die an einer langen Deichsel, welche ebenfalls aus Draht war, an der Hand geführt werden konnten. Des Weiteren gab es kleinere Spielzeugautos aus Kronkorken, Öllämpchen aus umgebauten alten Blechdosen, geflochtene Körbe aus verschiedenfarbigen Plastiktüten sowie Sandalen aus alten Autoreifen im Angebot.

„Ich glaube, wenn die Leute hier sähen, was unsereins zuhause auf den Abfall wirft, würden sie die Krise kriegen“, sagte Mark beeindruckt davon, was aus angeblichem Müll noch alles hergestellt werden konnte.

Julie und Solveig mussten sich zusammenreißen, um nicht einem regelrechten Kaufrausch zu verfallen, so einiges kam aber insgesamt dennoch zusammen. Mark hätte Sabine gerne etwas mitgebracht, doch immer, wenn er an sie dachte, überkam ihn ein ungutes Gefühl und da ja noch genügend Zeit war, schob er die Angelegenheit erst einmal auf.

Sabine war inzwischen wie angekündigt in Gundersheim bei ihrer Familie und fühlte sich dort „wohl und geborgen“, wie sie geschrieben hatte. Ihre Tage verliefen in einem festen Rhythmus von aufstehen, lernen und schlafen, der lediglich durch die Essenszeiten, einige Haushaltsarbeiten oder einen abendlichen Besuch des örtlichen Weihnachtsmarktes unterbrochen wurde. Weder zu ihrer Beziehung zu Mark noch über ihre neue Bekanntschaft (Mark war sich nicht sicher, wie er es am treffendsten nennen sollte) hatte sie etwas Neues verlauten lassen. Mark erwartete jetzt auch nicht mehr, dass sich daran noch etwas änderte, bevor er zurück in Deutschland sein würde.

Er wandte sich nach Julie und Solveig um, die offensichtlich bessere Einkäufer waren als er und bereits ziemlich viele Waren in ihren Einkaufskörben liegen hatten. Die beiden fanden schließlich auch einen Weihnachtsschmuck für die WG, und zwar in Form einer handgeschnitzten Weihnachtskrippe mit den zugehörigen Figuren. Auf der Fahrt nach Hause flüsterte Solveig Mark leise zu, dass sie nun auch eine Idee habe, was sie Julie zum Geburtstag schenken könnten, den Mark sonst glatt vergessen hätte.

Zwei Tage vor ihrem Geburtstag verkündete Julie beim Frühstück, dass sie beabsichtige, am übernächsten Abend eine Feier im größeren Rahmen abzuhalten. „Ich weiß, ich bin etwas spät dran damit, aber Xavier hat mich auf eine prima Idee gebracht“, meinte sie entschuldigend. „Ich hoffe, ihr habt noch nichts vor übermorgen Abend, denn ich möchte im Babacar feiern und natürlich lade ich alle ein, die wir so kennen und nicht kennen – also die Clique natürlich, Peer, Benjamin, Marie-Claire, ... *Uwe Wöhner* ...“ – beim letzten Namen erschallte das zu erwartende Protestgeschrei von Solveig und Mark.

„War nur ein Scherz, *den* natürlich nicht“, verbesserte sie sich gut gelaunt. „Aber es soll schon was Größeres werden und jeder kann natürlich noch jemanden mitbringen.“

Solveig und Mark applaudierten zu dieser Idee. „Das wird *die* Party“, meinte Xavier und legte den Arm um Julie. „Davon wird Kuranda noch Jahre später erzählen!“

Da die Zeit für die Organisation der Party reichlich knapp war, fuhren Julie und Xavier gleich nach dem Frühstück in die Stadt. Xavier kannte den Besitzer des Babacar, so dass es kein Problem war, das Lokal für Freitagabend zu mieten und eine größere Menge an Getränken vorzubestellen. Danach fuhren sie auf die Präfektur, um eine Sondergenehmigung zu erbitten, ausnahmsweise bis zwei Uhr nachts laut Musik in der Bar spielen zu dürfen. Als dies auch geregelt war, ließ Xavier sich am Campus absetzen, da er noch Vorlesungen hatte und seinen Jungs sowie weiteren Kommilitonen Bescheid sagen wollte.

Die Nachricht von der Party verbreitete sich wie ein Lauffeuer und wurde überall begeistert aufgenommen. Es gelang Xavier sogar, die Zusage einiger Kommilitonen zu erhalten, die in ihrer Freizeit selbst Musik machten und in einer Band zusammen spielten. Gerne erklärten sie sich dazu bereit, als Überraschungsgäste aufzutreten und einige Stunden zu spielen. In der Gegend von Kuranda gab es für sie nicht gerade viele Gelegenheiten für Auftritte und aus Geldmangel kamen für sie weiter entfernte Konzertorte nicht in Betracht.

Erst am Vorabend zu ihrem Geburtstag wurde Julie bewusst, dass sie die Fäden nicht mehr in der Hand hielt und sich das Vorhaben zu einem unkontrollierbaren Selbstläufer entwickelt hatte. Vor allem die Frage, ob die vorbestellten Getränkemengen dem befürchteten Massenansturm gewachsen sein würden, ließ allmählich Panik in ihr aufsteigen. Sie selbst hatte lediglich noch Marie-Claire und Benjamin persönlich eingeladen, Solveig hatte Peer Bescheid gesagt, alles andere jedoch war ihr entglitten.

Beruhigend schloss Xavier sie in seine Arme in seine Arme und stellte wiederholt fest, dass es die beste Party geben würde, die Kuranda je gesehen hatte.

Wie viele Gäste tatsächlich am nächsten Abend erschienen, wusste später niemand genau zu sagen. Das Babacar jedenfalls war gefüllt wie nie zuvor und den ganzen Abend über herrschte ausgelassene Stimmung, begleitet von einem ständigen Kommen und Gehen.

Die Clique hatte als ihren Beitrag zur Party den sonst eher nüchternen Barraum mit Luftballons und Luftschlangen dekoriert und die Lampen mit buntem Krepp-Papier verhängt. Die WG und Peer überreichten Julie als Geburtstagsgeschenk ein riesiges Schnitzereikunstwerk aus Ebenholz, das sie im Laden des Kleingewerbeprojektes bewundert hatte, sowie eine bunte Geburtstagstorte. Dann strömten auch schon die ersten Gäste herbei. Die rührendste Erscheinung auf der Veranstaltung war Marie-Claire: Noch nie zuvor hatten die drei sie ohne Kopftuch gesehen und schon gar nicht mit dieser kompliziert geflochtenen, zu einem straffen Haarknoten aufgesteckten Zöpfchenfrisur, die sie zur Feier des Abends trug, und die ihrem Gesicht etwas Strenges verlieh. Dazu trug sie ein königsblau schimmerndes Kleid mit den typisch afrikanischen Puffärmeln und hielt verlegen eine weiße Handtasche in den Händen. Unter den ansonsten leger gekleideten Partygästen wirkte sie mit diesem ungewohnten Erscheinungsbild etwas deplaziert. Mark, der ihr ein wenig die Scheu nehmen wollte, machte ihr höflich Komplimente wegen ihres Kleides. Geschmeichelt lächelte sie und erzählte verlegen, dass ihre Nachbarin ihr das Kleid just an diesem Morgen geschenkt hatte. „Einfach so geschenkt?“ fragte er erstaunt.

„Es war ein Traum“, erklärte Marie-Claire mit ernster Miene. „Sie hatte letzte Nacht geträumt, dass Gott ihr erschienen ist und zu ihr sprach: *«Nimm dein bestes Kleid aus dem Schrank und schenke es Marie-Claire»*. Das hat sie dann heute Morgen befolgt.“

„*Wirklich?*“ fragte Mark ungläubig und musste, wie auch Julie, Solveig und Peer, die daneben standen, ein Lachen unterdrücken.

„Gefährliche Sache“, meinte Peer scherzend, „hier kannst du dich um Kopf und Kragen träumen!“

„Glauben die Leute das wirklich, wenn ihnen im Traum irgendetwas von Gott befohlen wird?“ fragte Solveig ihn später.

„So ein paar Glaubensfanatiker gibt es hier natürlich auch“, meinte er. „Ich habe einmal sonntags Céline und Saida zum Gottesdienst ihrer Pfingstgemeinde begleitet. Ich hatte sonst immer nur das ständige

Halleluja-Geschrei von meinem Garten aus gehört und wollte doch einmal wissen, was dort eigentlich abgeht. Aber länger als zehn Minuten habe ich es nicht ausgehalten, die sind echt verrückt ...“

Jäh wurde ihre Unterhaltung durch Xavier unterbrochen, der den schwarzen Bühnenvorhang zurückgezogen hatte und nun auf der Bühne stand und sich mittels eines Mikrofons Gehör verschaffte. Er gratulierte Julie im Namen der anwesenden Gäste und brachte das Publikum dazu, ihr ein Geburtstagsständchen zu singen. Dann kündigte er die Überraschung des Abends an, die Reggae-Band *Sens africain*, was das Publikum zu wahren Begeisterungstürmen für ihre Lokalmatadore veranlasste. Kaum erklang der erste Gitarrenakkord, war die Tanzfläche auch schon bis auf den letzten Quadratzentimeter voll tanzender junger Leute, so dass sich Julie nur mühsam einen Weg durch das Gedränge verschaffen konnte, um zu Xavier zu gelangen und ihm um den Hals zu fallen für diese gelungene Überraschung.

Solveig, Mark und Peer retteten sich vor dem Gewühl an die Bar, die sich nun, da die Live-Musik spielte, geleert hatte. Die beiden Männer bestellten eine Flasche *Uganda Waragi*³¹, die sie reihum kursieren ließen. Mark winkte Marie-Claire herbei, die immer noch schüchtern mit einem Bier in der Hand allein in einer Ecke stand, und bot auch ihr von dem Getränk an. Zum allgemeinen Erstaunen trank sie ohne mit der Wimper zu zucken mehrere vollmundige Schlucke aus der Flasche und lächelte danach gelöst. Benjamin, ein Bekannter von ihm namens Justin sowie Emmanuel gesellten sich ebenfalls dazu, um den Waragi zu probieren, und gaben ihre mehr oder weniger fachmännischen Urteile über dessen Geschmack ab. Emmanuel verkündete, er wisse etwas *viel Besseres* und orderte ein großes Glas mit einem Getränk, das er *mvinyo* nannte. „Palmwein“, fügte er erklärend hinzu. Sie probierten jeder einen kleinen Schluck, konnten sich jedoch nicht wirklich dafür begeistern, vor allem nicht für den seltsam rauchigen Nachgeschmack, den das Getränk hinterließ. Da hielten sie sich doch lieber weiterhin an den Waragi, den sie vorsichtshalber aber doch mit Cola mixten. Auch Marie-Claire wirkte allmählich entspannter und schien sich immer besser zu amüsieren. Dankend nahm sie von Mark eine Zigarette an und unterhielt sich anschließend lange mit Justin, mit dem sie am späten Abend ausgelassen tanzte.

„Gute Fete, was?“ rief Mark einige Waragis später und legte seine Arme von hinten um Julies und Solveigs Schultern, die sich gerade am Rande der Tanzfläche vom Tanzen erholten. Solveig sah ihn zwar erstaunt an ob

³¹ ugandischer Gin

dieser ungewohnt vertraulichen Berührung, war jedoch inzwischen selbst auch viel zu bierselig, um sich daran zu stören.

„Das ist die *allerbeste* Nacht, die wir bislang hier hatten!“ verkündete Julie mit erhobenem Zeigefinger.

„Ja, Julie – bis auf die eine, du erinnerst dich?“ korrigierte Mark und sah sie an nichts Böses denkend an, worauf Julie laut losprustete: „Ja wirklich? Fandest du’s so schön mit mir?“

Solveig grientete nun auch vor sich hin, nur Mark schien überhaupt nicht zu verstehen, in welches Fettnäpfchen er da gestolpert war.

„Ich mein doch den Abend, als wir zum ersten Mal ... zum ersten Mal im Schwimmbad-Club waren und anschließend im Garten was geraucht haben, erinnert ihr euch nicht mehr?“

„Ja, ja, klar erinnern wir uns“, kicherte Julie und zerzauste ihm das Haar. Er ließ es sich gefallen, schüttelte dann aber ihre Hand mit einer Kopfbewegung ab. Dabei verlor er beinahe das Gleichgewicht und fasste Halt suchend nach ihrer Schulter. Lachend fing sie ihn auf und er legte seinen Kopf auf ihrer Schulter ab. „Hey, nicht einschlafen“, lachte Julie, während sie ihn im Arm hielt, und fügte an Solveig gewandt hinzu: „Ach du meine Güte, der ist hinüber.“ Plötzlich sah sie sich hektisch nach Xavier um, der sie hoffentlich gerade nicht sah. Sie entdeckte ihn an der Bar, nahm rasch Marks Kopf von ihrer Schulter und lehnte ihn an Solveig, die erfolglos protestierte. Schon war Xavier zur Stelle und sah Julie mit strenger Miene an. „Was machst du denn da mit Mark?“

„Das siehst du doch“, ergriff Solveig rasch Julies Partei. „Der ist völlig am Ende und hätte sich beinahe aufs Gesicht gelegt, wenn Julie ihn nicht rechtzeitig aufgefangen hätte.“

Julie nickte geflissentlich und fügte mit einem Seitenblick auf Mark hinzu: „Monsieur Waragi hat sich wohl ein bisschen übernommen ...“

Xavier schien beruhigt, nahm Julie an die Hand und führte sie auf die Tanzfläche. *Na toll, und mir lassen sie den Ballast*, dachte Solveig grimmig. „Komm Mark, am Besten, du setzt dich mal raus an die frische Luft. Ist dir schlecht?“ fragte sie und führte ihn vorsichtig ins Freie auf die schmale Veranda, wo sie ihn in einen freien Korbstuhl dirigierte. Sie setzte sich neben ihn und wartete einige Minuten. Die frische Nachtluft zu atmen war einerseits sehr wohltuend, andererseits verstärkte es die Alkoholwirkung in ihrem Kopf. Mark hing in seinem Stuhl und starrte blicklos ins Leere, doch als Solveigs ihn ansprach, fand er wieder zu sich und versicherte, dass es ihm gut gehe und er gerne noch ein Weilchen draußen sitzen bleiben wolle. Sie ging wieder hinein und gesellte sich zu den Tanzenden.

Gegen halb drei am Morgen mussten sie auf Drängen des Barbesitzers die Party beenden, da sonst Ärger mit der Polizei zu befürchten war, die angesichts der Uhrzeit schon ein Auge zugeknipst hatte. Es war ohnehin nur noch ein harter Kern von etwa fünfzehn Leuten übrig, der sich nach dem letzten Lied – „Babacar“ von France Galle – rasch auflöste.

„Wer kann überhaupt noch fahren?“ rief Julie übermütig.

Mark, der wieder einigermaßen fit wirkte, erklärte sich sofort dazu bereit. „Schließlich müssen wir ja auch noch Marie-Claire, Benjamin und Justin nach Hause fahren“, meinte er.

Da sich unmöglich alle acht in die Fahrerkabine des Toyotas quetschen konnten, verkündete Julie, dass sie sowieso lieber hinten auf der Ladefläche mitfahren wolle. Begeistert schloss Solveig sich ihr an und auch Peer war mit von der Partie, wenn auch aus anderen Überlegungen heraus: Er war etwas skeptisch gegenüber Marks Fahrtauglichkeit und meinte, dass er von der Ladefläche im Notfall wenigstens noch rechtzeitig würde abspringen können. So fuhren sie los durch die angenehm kühle Nacht und die drei auf der Ladefläche hielten sich im Stehen an der Gestängevorrichtung für die nicht vorhandene Dachplane fest. Richtig lustig wurde es, als es auf den unbefestigten Weg zu Marie-Claire ging. Mark fuhr zwar relativ vorsichtig, dennoch hoppelte es gehörig und die drei hatten großen Spaß. Nachdem sie über ein tiefes Schlagloch gerappelt waren, das Mark in der Dunkelheit übersehen hatte, stieß Julie einen lauten Jubelruf aus, trommelte wie besessen mit beiden Fäusten auf das Dach der Fahrerkabine und rief laut „Schneller! Fahr doch schneller!“

Grinsend drehte Peer sich zu Solveig um, die hinten auf dem Rand der Ladeklappe saß und die Berg- und Talfahrt unter freiem Himmel schweigend und mit im Fahrtwind flatterndem Haar genoss. Sie wusste nicht, warum sie gerade jetzt ein so unerklärliches Glücksgefühl verspürte, doch sie hätte ewig so auf der Ladefläche des Pickups durch die afrikanische Nacht brausen mögen, den Geruch von verbrannter Holzkohle in der Nase, den Wind im Gesicht, die Sterne über sich, ständig über Schlaglöcher lachend und sich immer gerade noch rechtzeitig vor den Ästen und Zweigen der Bäume am Wegrand duckend.

„Die sind wohl völlig übergeschnappt da draußen“, bemerkte Xavier, der auf dem Beifahrersitz neben Mark saß, nach Julies Verzückungsruf zu den übrigen Wageninsassen. Mark grinste und trat hupend aufs Gas, worauf Julies Freudengeheul nur noch lauter wurde. „Seid ihr denn jetzt alle verrückt geworden? Pass bloß auf, schließlich ist das meine Freundin da draußen“, schalt Xavier ihn unwirsch.

„*Hakuna matata*³², Kumpel, alles im Griff“, versicherte Mark und brauste weiter durch die Nacht. Auf der Rückbank lächelte Marie-Claire selig vor sich hin und hielt mit der einen Hand ihre Handtasche auf ihrem Schoß fest, die andere hatte Justin ergriffen, der neben ihr saß und gleichfalls schwieg. Ungeachtet der turbulenten Fahrt war Benjamin neben ihnen fest eingeschlafen und bekam nicht mehr mit, was um ihn herum geschah.

Es grenzte an ein Wunder, dass sie die Fahrt heil überstanden. Nachdem sie Marie-Claire, Justin und Benjamin jeweils abgesetzt hatten, setzten sich Julie, Solveig und Peer zu Mark und Xavier in die Fahrerkabine. „Super gefahren“ lobte Julie Mark und schlang ihm voll Enthusiasmus die Arme von hinten um den Hals, was Xavier mit einem bösen Blick vom Beifahrersitz aus quittierte. „Du kommst doch noch auf einen Absacker mit zu uns?“ wandte sie sich dessen ungeachtet an Peer, der zwischen ihr und Solveig saß. „Kannst doch bestimmt wieder bei Solveig schlafen – oder, Solveig?“

Solveig sah sie prüfend an, ob sich hinter ihrem Gebaren mehr verbarg oder ob sie einfach nur sturzbetrunken war, doch Julies entrückter Gesichtsausdruck sprach Bände. Als Peer dann auch noch auf ihr Geplapper einging und im Tonfall eines kleinen Kindes zu quengeln begann „Oh ja, bitte, bitte – darf ich bei dir schlafen?“ fragte sie sich, ob die beiden nicht doch etwas zu viel getrunken hatten. Xavier schüttelte verständnislos den Kopf und warf Julie nochmals einen strengen Blick zu, den diese erneut nicht zur Kenntnis nahm und sich arglos zu ihm vorbeugte, um ihn ausgiebig zu küssen. Schließlich rauchten sie in der WG noch zusammen ihren Absacker, was dazu führte, dass sich mit einem Mal alle ganz dringend schlafen legen mussten ...

Dass natürlich wieder keiner daran gedacht hatte, die Haustüre abzuschließen, ließ Julie, die es am nächsten Tag bemerkte, unter den Tisch fallen, um es nicht selbst wieder in die Schuhe geschoben zu bekommen. *Zum Glück hat das sonst keiner bemerkt, das gab wieder Mecker*, dachte sie erleichtert, was allerdings wenig verwunderlich war, wenn man sich die Gesichter, die um Frühstückstisch versammelt waren, genauer anschaute: Alle sahen ziemlich gerichtet aus, mit Ausnahme Xaviers, der dieses Manko jedoch mit einer griesgrämigen Miene mehr als wettmachte. Julie ahnte, dass er verärgert war, wusste jedoch nicht genau, weswegen, und ignorierte seinen vorwurfsvollen Gesichtsausdruck so gut es ging. Da wieder einmal kein Brot im Haus war, erklärte sie sich bereit, kurz in die Stadt zu fahren, um welches zu besorgen. Auf dem Rückweg brachte sie

³² Swahili: kein Problem

die Post mit: Einen Brief von Sabine an Mark, einen anonymen Brief an Solveig sowie einen Brief von Klaus an sie alle. „Was schreibt Klaus denn jetzt auf einmal Briefe?! Wenn ich das richtig sehe, war dieser hier gut zehn Tage unterwegs“, wunderte sich Julie, öffnete umständlich den Umschlag und las vor:

Hallo Julie, Solveig und Mark,

es gibt wieder einige Neuigkeiten:

„Wer hätt’s gedacht ...“, murmelte Solveig dazwischen, während Julie weiter vorlas:

1.) Frank hat mir soeben seine Ankunftsdaten mitgeteilt: 8. Dezember, 14:30 Uhr mit Kenya Airways von Nairobi aus. Holt ihn bitte am Flughafen ab und stellt ihn wenn möglich direkt auch den Löfflers vor, damit er gleich auch das Bureau du Jumelage kennen lernt. Da er über weitreichende Laborerfahrung verfügt, wird sein Auftrag sein, sich primär um das Bodenkundelabor zu kümmern. Ich werde ihm diesbezüglich einige Anweisungen und Utensilien mitgeben.

2.) Die beiden Tübinger Praktikanten haben leider ganz plötzlich wieder abgesagt und zwar mit der Begründung, die Lage im Land sei ihnen doch zu heikel. Dazu müsst ihr wissen, dass das Land bei uns wieder sehr medienpräsent ist. Sogar die Tagesschau berichtete gestern von einem Anschlag auf eine Polizeiwache in einer der nördlichen Präfekturen. Auch in anderen Nachrichtenmagazinen sowie in den Printmedien wird viel berichtet – leider nichts Gutes, was uns durchaus einige Kopfschmerzen bereitet. Ich bitte euch aus diesem Grunde, besonders vorsichtig zu sein, auf keinen Fall nachts durch die Gegend zu fahren etc.

Bei den letzten Worten musste Julie beim Lesen lachen und sah kurz auf. Die anderen grünten ebenfalls vor sich hin, mit Ausnahme Xaviers, der ja nichts verstand. Julie richtete ihren Blick wieder auf das Fax in ihren Händen und fuhr fort:

3.) Für Frank bedeutet die Absage der Tübinger, dass er nach eurem Weggang völlig alleine in Kuranda sein wird, was natürlich nicht wünschenswert ist. Darum meine Frage: Hättet ihr bzw. hätte jemand von euch Lust, den Aufenthalt in Kuranda um einige Wochen (oder gerne auch mehr) zu verlängern? Wir werden uns natürlich bemühen, so rasch wie möglich neue Praktikanten zu finden, dennoch sind wir sehr in

Sorge, dass das Projekt erneut verwaisen könnte. Denkt gut darüber nach, doch gebt mir bitte so bald wie möglich Bescheid!

Wir haben hier übrigens seit dieser Woche Schnee und hoffen auf weiße Weihnacht. Die Stadt allerdings versinkt derweil in übelstem Verkehrschaos.

Mit weihnachtlichen Grüßen aus Stuttgart,

Klaus

„Der gute Klaus“, meinte Solveig, als Julie geendet hatte. „Stets in Sorge, dass das Projekt *verwaisen* könnte, wie er es immer so nett ausdrückt ...“

„Der sollte sich mal das landwirtschaftliche Projekt der Uni Heidelberg in Katangu anschauen“, warf Peer ein. „Das ist im wahrsten Sinne des Wortes *verwaist*.“ Als alle ihn fragend ansahen, fügte er erklärend hinzu: „Das Projekt lag schon lange vor dem Krieg still und seit dem Krieg wird das Gebäude von einer kirchlichen Organisation als Waisenhaus genutzt.“

Der Vergleich sorgte für kurze Heiterkeit, doch kaum war das Lachen verhallt, verfielen sie auch schon wieder in Schweigen. Die Absage der Tübinger Praktikanten in Verbindung mit Klaus' Angebot, ihren Aufenthalt in Kuranda zu verlängern, eröffneten zumindest Julie eine neue Perspektive, um ihrem Wunsch näher zu kommen, über einen längeren Zeitraum hinweg möglichst ungestört mit Xavier in dem Projekthaus wohnen zu können. *Bleibt nur noch dieser Frank, der dringend aus dem Weg geräumt werden muss*, dachte sie. „Wisst ihr, was mich wirklich ärgert?“ nahm sie den Faden wieder auf. „Dass dieser Frank im Labor arbeiten wird. Und wir Deppen haben das auch noch für ihn geputzt und hergerichtet.“

„Ich hab's euch ja gesagt ...“, meinte Mark.

„Der kann sich jetzt einfach so ins gemachte Nest setzen“, stellte Solveig mit bitterer Miene fest.

„Gemachtes Nest ist gut – wo soll der Kerl eigentlich schlafen?“ fragte Peer.

Die drei sahen sich an. Daran hatten sie überhaupt noch nicht gedacht: Sie besaßen ja lediglich drei Betten und hatten kein weiteres Schlafzimmer mehr. Wohin bloß mit Frank?

„Das hätten die Stuttgarter sich aber auch mal überlegen können, wie das mit den Zimmern gehen soll“, maulte Julie.

„Im Zweifelsfall muss er wohl zu mir“, sagte Mark wenig begeistert und betrachtete gedankenverloren die hübschen Sonderbriefmarken auf dem Umschlag von Sabines Brief.

„Im Zweifelsfall schläft er eben so lange im Wohnzimmer oder im *Salama*, so wie wir anfangs auch“, bestimmte Julie. „Klaus und Winnie werden ihm ja wohl Projektgeld mitgeben. Wir haben jedenfalls kein Geld mehr übrig für irgendwelche Sperenzchen wie Expressbetten oder ähnliches, das kommt überhaupt nicht in Frage!“

Mark ging nach draußen und setzte sich auf die Veranda, um in Ruhe den Brief von Sabine lesen zu können. Als er den Umschlag öffnete, beschlich ihn ein ungutes Gefühl in Form einer leisen, dunklen Vorahnung. Der Brief füllte kaum eine halbe DIN A 4-Seite, was für Sabine ungewöhnlich kurz war. Atemlos überflog er die wenigen Zeilen in der vertrauten, verspielt verschnörkelten Handschrift.

Als er das Haus wieder betrat, fragte Julie: „Und, gibt’s wenigstens privat Erfreuliches zu vermelden?“

Mark zuckte mit den Schultern und schnitt eine Grimasse. „Das war’s dann wohl“, entgegnete er knapp und verschwand in sein Zimmer.

Am Morgen von Franks Ankunftstag fuhren sie zu dritt in die Hauptstadt, wo Julie und Solveig im „La vache qui rit“ drei Einzelzimmer mieteten. Anschließend begleiteten sie Mark zum Busbahnhof, von wo aus er weiter nach Kunjari zu Thomas Schmitt fahren wollte. Es war nicht einfach, sich in dem unübersichtlichen Gedränge, das auf dem Busbahnhof herrschte, zurechtzufinden. Nach dreimaligem Fragen hatten sie dann aber die vermeintliche Stelle gefunden, von welcher der Bus in Richtung Kunjari abfahren sollte. Dort wartete bereits eine beträchtliche Menschenmenge, dazu zahlreiche Gepäckstücke, ein Haufen prall gefüllter Getreidesäcke, ganze Bananenstauden sowie etwa ein halbes Dutzend kleiner Holzkäfige, aus denen verschreckte Hühner glotzten. „Meinst du, wir können dich hier jetzt deinem Schicksal überlassen?“ fragte Julie.

„Ich denke schon“, entgegnete Mark. „Wer weiß, wie lange das noch dauert.“ Julie reichte ihm die Hand, zögerte kurz, und umarmte ihn schließlich zum Abschied. „Alles Gute für die Fahrt und deine Arbeit!“ Solveig umarmte ihn ebenfalls und klopfte ihm dabei auf die Schulter. „Pass auf dich auf, 00-Kienzle!“

Mit einer derart herzlichen Verabschiedung hatte er nicht gerechnet und lächelte verlegen. Nachdem die beiden gegangen waren, musste er noch fast eine dreiviertel Stunde in der prallen Sonne warten - was ihm aber immerhin noch besser erschien, als wenn es in Strömen geregnet hätte. Die Zahl der Wartenden nahm ständig zu, so dass er sich irgendwann fragte, wie wohl all diese Menschen und ihr Gepäck in den Bus hineinpassen sollten. Als der Bus, der schon im leeren Zustand aussah, als würde er im nächsten Augenblick zusammenbrechen, endlich vorfuhr, ging alles blitzschnell: Die Menschen drückten, drängelten und zwängten sich im Kampf um Sitzplätze durch die schmale Eingangstüre, die sich nur halbseitig öffnen ließ. Einige versuchten von außen schon, ihre Gepäckstücke durch die geöffneten Fenster zu schieben, um sich so einen Sitzplatz zu sichern. Ein Mann benutzte zu diesem Zweck einfach einen großen Stein, den er zuvor am Straßenrand aufgelesen hatte.

Im Innern des Gefährts gab es dann ein wüstes Gedränge und kleinere Streitigkeiten, wer als erstes einen Platz okkupiert hatte und ob ein Stein in diesem Fall denselben Stellenwert besaß wie ein Gepäckstück. Mark war völlig überrumpelt worden von der Schnelligkeit der ganzen Aktion. Da er sich zunächst darum gekümmert hatte, dass sein Gepäck im Laderaum des Busses verstaut und nicht womöglich wieder von irgendjemandem herausgezogen wurde, fand er keinen Sitzplatz mehr. So

blieb er im Gang stehen, der jedoch gleichfalls immer voller wurde, und beobachtete mit wachsendem Unbehagen, wie nach und nach immer noch mehr Menschen in den Bus drängten. Als er bereits so fest zwischen den umstehenden Fahrgästen und einem sitzenden Mann eingezwängt war, der zwei der Hühnerkäfige auf dem Schoß hatte, dass er selbst in der steilsten Kurve nicht mehr hätte fallen können, war er sich eigentlich sicher, dass nun niemand mehr hineinpassen könnte. Doch mit Entsetzen sah er immer wieder neue Fahrgäste sich dem Eingang nähern und irgendwie im Bus verschwinden.

Es herrschte eine unsägliche Hitze und Schwüle. Der Schweiß strömte ihm aus allen Poren und es schien kaum mehr Luft zum atmen vorhanden zu sein. Er blickte in die Gesichter der Menschen um sich herum und stellte beruhigt fest, dass es ihnen nicht anders erging. Ein süßlicher Geruch von Schweiß hing in der Luft, ein Baby brüllte. Denjenigen, die noch Sitzplätze hatten ergatterten können, erging es kaum besser als den Stehenden: Sitzreihen, die in Europa für zwei Personen ausgelegt waren, mussten sich hier drei Fahrgäste teilen und besonders viel Beinfreiheit gab es auch nicht, da die Bänke auf engstem Raum hintereinander montiert waren. Mark hoffte inbrünstig, dass der Bus baldmöglichst losfahren und der Fahrtwind Linderung bringen würde. Zwar lief der Motor bereits seit einer geraumen Weile, doch der Fahrer saß noch nicht auf seinem Platz, sondern diskutierte draußen mit einem Mann, der seinem Aussehen nach ein Nomade aus dem semi-ariden Nordosten zu sein schien, der noch eine Ziege mitnehmen wollte, deren Beine derart mit Stricken zusammengebunden waren, dass das Tier lediglich eine kniende Position einnehmen konnte. Der Mann war in rote und orangefarbene Tücher gewickelt und hatte ein extrem lang gezogenes Ohrläppchen, das er sich über die Ohrmuschel gelegt hatte, damit es nicht neben seinem Gesicht baumelte. Nach einigem hin und her winkte der Fahrer seinen Kollegen herbei, der sich um die Verstaung des Gepäcks kümmerte. Dieser kletterte erneut auf das Dach des Busses, auf welchem er zuvor bereits einen riesigen Berg Gepäck festgezurt hatte, und Mark beobachtete ungläubig durch das Fenster, wie der Nomade ihm die Ziege hinaufreichte. Dabei sah er das andere Ohr des Mannes, das eben so lang war und – er glaubte, seinen Augen nicht zu trauen – durch das er eine Filmdose hindurch geschoben hatte!

Während Mark sich noch über diesen merkwürdigen Ohrschmuck wunderte, war der Nomade anscheinend noch irgendwie in den überfüllten Bus gelangt. Auch der Fahrer hatte seinen Platz hinter dem Steuer eingenommen, so dass der Bus sich endlich in Bewegung setzte.

Anscheinend gilt er nun also selbst nach afrikanischen Maßstäben als voll besetzt, dachte Mark und war froh über die leichte Brise, die sogleich durch die geöffneten Seitenfenster hereinströmte und die Insassen aufatmen und das Baby verstummen ließ.

Wenn der Fahrtwind schon nicht kühl war, so trocknete er wenigstens den Schweiß in den Gesichtern und an den Körpern der Fahrgäste, von denen sich in der herrschenden Enge kaum einer mehr bewegen konnte. Der Bus war tatsächlich so voll, dass man nicht mehr fallen konnte, wie Mark in einer Haarnadelkurve feststellen konnte. Dennoch empfand er die Enge auf Dauer sehr unangenehm, zumal er ständig auf der Hut sein musste, um nicht gegen die Käfige mit den Hühnern gepresst zu werden, die womöglich nach ihm picken würden. Das Militär an der Straßensperre, die sie am Ortsausgang passierten, winkte sie glücklicherweise einfach durch, und so entfernten sie sich rasch aus der Stadt und ihren Vororten. Kaum waren sie losgefahren, hatte der Fahrer auch schon den Kassettenrecorder angeworfen und brüllend laute, durch die schlechten Lautsprecher blechern klingende, afrikanische Musik beschallte die Passagiere, die den Lärm mit stoischer Gelassenheit hinnahmen. Mark versuchte, es ihnen gleich zu tun, und dämmerte gerade leicht vor sich hin, als die Musik plötzlich leise gedreht wurde und von vorne laute, aufgeregte Rufe ertönten, die er nicht verstand. Er öffnete die Augen und sah, wie alle im Gang Stehenden hastig versuchten, in die Hocke zu gehen oder sich zumindest zu ducken. Der Bus verlangsamte sein Tempo drastisch, fuhr aber weiter. Mark hatte keine Ahnung, was das zu bedeuten hatte. Würden sie möglicherweise gleich von Banditen angehalten und unter Beschuss genommen werden? Jedenfalls tat er es den anderen gleich und verharrte in einer äußerst unangenehmen, geduckten Position, das Hinterteil einer dicken Mama im Gesicht und seine Schulter gegen einen der Hühnerkäfige gequetscht. Im Bus war es bis auf die noch leise vor sich hindudelnde Musik mucksmäuschenstill geworden und sie fuhren im Schritttempo weiter. Einige Augenblicke später nahm der Bus allmählich wieder an Fahrt zu und von vorne wurde offensichtlich eine Entwarnung gerufen, denn die vor ihm Kauernden erhoben sich nacheinander wieder und die Musik erhob sich wieder zur gewohnten Lautstärke. Fragend blickte er sich um. Der neben ihm sitzende Mann mit den Hühnerkäfigen sah ihn mit einem zahnlosen Lächeln an und erklärte in gebrochenem Französisch, dass eine Polizeikontrolle am Straßenrand gestanden hatte. „Wenn sie sehen, wie voll der Bus ist, werden wir angehalten und alle, die keinen Sitzplatz

haben, müssen aussteigen und der Fahrer muss Strafe bezahlen.“ *Das war es also*, dachte Mark erleichtert.

Der Rest der Fahrt verlief ohne weitere Zwischenfälle. Von der Landschaft bekam er leider nicht viel zu sehen, bemerkte jedoch, wie es allmählich immer ebener, trockener und savannenähnlicher wurde. Tatsächlich gelang es dem Schaffner, sich im Verlauf der Fahrt nach und nach durch den Bus hindurch zu arbeiten und das Fahrgeld zu kassieren. Mark beobachtete, wie der Nomade die Filmdose aus seinem Ohr zog, sie öffnete und einen zusammengerollten, schmutzigen Geldschein entnahm. Eine Geldbörse im Ohr also! *Nicht zu glauben*, staunte er.

Nach drei Stunden erreichten sie Kunjari, einen kleinen Marktflecken mitten im Nirgendwo, an dem viele Fahrgäste ausstiegen. Mark war heilfroh, den Bus endlich verlassen zu können. Sein Rucksack war glücklicherweise nicht etwa bei den zahlreichen Zwischenstopps, bei denen jedes Mal die Ladeklappen geöffnet und Gepäckstücke ein- und ausgeladen worden waren, abhanden gekommen, wie er schon befürchtet hatte. Er fühlte sich lediglich sehr heiß an und starrte vor Schmutz. Erleichtert nahm er zur Kenntnis, dass auch die Ziege die Fahrt auf dem Dach heil überstanden hatte und von dem Nomaden, der ebenfalls ausgestiegen war und sie von ihren Fesseln befreit hatte, an einem Strick fortgeführt wurde.

Marks Körper war feucht von Schweiß und seine Jeans waren nun ebenso schmutzig wie Julies, doch er hatte sein Ziel erreicht. Aufatmend sah er auf seine Armbanduhr und stellte fest, dass er noch genügend Zeit hatte, um sich in einem Restaurant zu erfrischen, bevor Thomas Schmitt ihn wie verabredet vor dem Postamt abholen würde. Er fand ein einfaches, kleines Lokal gegenüber dem staubigen Busbahnhof und trank dort unter dem wohltuenden Luftzug eines sich quietschend drehenden Ventilators gleich zwei eisgekühlte Fläschchen Orangina hintereinander. Danach lehnte er sich entspannt auf seinem Stuhl zurück und atmete tief durch. Das Schlimmste war geschafft. Nun war er gespannt auf Thomas Schmitt, dessen Projekt und auf den Nationalpark. Dennoch schlichen sich auch jetzt immer wieder Gedanken an Sabine in seinen Kopf, wie eigentlich ständig, seitdem er ihren verhängnisvollen Brief erhalten hatte. Als Mark ihn zum ersten Mal gelesen hatte, war er wie vom Donner gerührt gewesen und hatte sich zunächst in sein Zimmer zurückziehen müssen, um das Gelesene zu verdauen.

„... Es tut mir sehr Leid und es fällt mir ziemlich schwer, dir das einfach so zu schreiben, aber besser, du erfährst es so früh wie möglich und nicht erst bei deiner

Rückkehr: Ich sehe leider keine Zukunft mehr für uns beide, da ich jetzt sicher weiß, dass ich mich in Volker verliebt habe und mit ihm zusammen sein möchte. Er hat sich ebenfalls von seiner Freundin getrennt. Ich hoffe, du nimmst es nicht zu schwer und wir können Freunde bleiben, auch wenn dieser Spruch abgedroschen klingt ...“

Er hatte sich auf sein Bett gesetzt, die Zeilen wieder und wieder gelesen, die Fotos von Sabine gedankenversunken betrachtet und dabei eine Zigarette nach der anderen geraucht. Irgendwie hatte er gehaut, dass es so kommen würde. Vielleicht traf ihn der Schlag deswegen doch nicht ganz so hart, wie er befürchtet hätte. Er war traurig, ja, sehr traurig sogar. Doch die lange Zeit der räumlichen Trennung und die Krise, in die ihre Beziehung geschlittert war, hatten ihn unmerklich auf das Ende vorbereitet. Dass dieses jetzt so plötzlich kam, war zwar ein harter Schlag, doch er fühlte sich merkwürdigerweise erstaunlich stark, seitdem er sich mit seinem Diplomarbeits Thema sicher war. Er spürte, dass er die Kraft hatte, die Situation durchzustehen und das Beste aus ihr zu machen. Julie und Solveig hatten sich ihm gegenüber unerwartet verständnisvoll gezeigt. Sogar Solveig hatte sich seitdem lammfromm wie der Wolf im Schafspelz verhalten und keine freche Bemerkung verlauten lassen. Um ihn etwas aufzumuntern hatten die beiden – ähnlich wie er damals nach dem Anstreichen für sie – ein leckeres Essen für ihn gekocht und ihn vom Spül- und Putzdienst befreit. *Vielleicht sind sie ja doch nicht solche Hexen, wie ich geglaubt habe*, dachte er.

Nachdem sie sich von Mark verabschiedet hatten, begaben sich Julie und Solveig, die bis zu Franks Ankunft noch genügend Zeit hatten, in ein indisches Selbstbedienungsrestaurant mit angeschlossenem Supermarkt, um sich im Schatten der Arkaden an all den leckeren Dingen zu laben, die es in Kuranda zu ihrem großen Bedauern nicht gab: Vegetarische Samosas, Chapati, Mango-Lassi, Mandazi, Fruchtjoghurt, Kuchen und vieles mehr. „Jetzt bin ich bloß gespannt auf diesen Frank“, sagte Julie und sog geräuschvoll den letzten Rest Lassi durch einen Strohhalm aus ihrem Glas.

„Glaubst du wirklich, es besteht noch eine Chance auf die Projektleiterstelle?“ fragte Solveig noch immer etwas skeptisch.

„Eeh – je nachdem, wie es ihm in Kuranda gefallen wird oder auch nicht. Ich persönlich denke übrigens darüber nach, das Angebot von Klaus wahrzunehmen und eventuell noch etwas länger zu bleiben.“

„Wegen Xavier?“

Julie nickte. „Kann sein, dass ich womöglich schwanger bin“, fügte sie mit gesenktem Blick hinzu.

Solveig verschluckte sich beinahe an ihrem Samosa. „Und von wem jetzt?“ rutschte es ihr heraus.

„Von wem wohl ... – von Xavier natürlich!“ erwiderte Julie vorwurfsvoll und Solveig fragte sich insgeheim, wie sie sich da so sicher sein konnte.

„Na herzlichen Glückwunsch“, sagte sie und versuchte in Julies Gesicht zu ergründen, ob es tatsächlich ein Anlass zum Glückwunsch oder eher zum Beileid sein sollte, doch Julie trug eine undurchdringliche Miene zur Schau. Sie saßen eine Weile schweigend am Tisch. Schließlich fragte Julie: „Und du? Willst du nicht auch noch bleiben?“

„Nein“, antwortete Solveig entschieden. „Ich glaube, wenn ich überhaupt noch eine Chance auf die Stelle haben will, muss ich in Stuttgart sein. Hier sind mir in dieser Frage zu sehr die Hände gebunden. Man ist einfach zu weit ab vom Ort der Entscheidungen.“

„Und was ist mit Peer?“ versuchte Julie rasch von dem heiklen Thema abzulenken.

Solveig zuckte unmerklich zusammen. „Was soll mit ihm schon sein? Nichts ... Wir sind nicht zusammen, wenn du das meinst. Zumindest nicht wirklich.“

Julie sah sie zweifelnd an, doch Solveig wich ihrem Blick aus und stand auf, um auf die Toilette zu gehen.

Franks Flieger hatte eine gute Dreiviertel Stunde Verspätung, die sie mangels Alternativen gelangweilt am Rande des Flughafenparkplatzes im Schatten einer Akazie zubrachten. Sie vertrieben sich die Zeit mit Spekulationen, ob Frank sein Vorhaben, nach Kuranda zu kommen, aufgrund der sich verschlechternden Sicherheitslage im Land vielleicht doch noch in letzter Sekunde abgeblasen haben könnte, bis auf einmal das Brummen eines Flugzeugmotors über ihnen zu hören war.

„Das wird er sein – wenn er denn an Bord ist“, seufzte Julie.

Sie hoben die Köpfe und sahen das Flugzeug aus der Wolkendecke hervorkommen, im Sinkflug eine elegante Kurve beschreiben und die Landebahn ansteuern. „Hoffen wir also auf ein Wunder“, meinte Solveig ohne viel Hoffnung in der Stimme.

Sie standen auf und gingen auf die Besucherterrasse des Flughafengebäudes, wo sich schon etliche Menschen tummelten und nach ihren Freunden oder Verwandten Ausschau hielten. Aus der Maschine stiegen vorwiegend Afrikaner und lediglich eine Handvoll Wazungu, doch auf die Entfernung war nicht zu erkennen, welcher von ihnen wohl Frank

sein mochte. Sie gingen zurück in das Gebäude und warteten mit der Menschenmenge, die sich ebenfalls nach unten bewegt hatte, vor dem Ausgang. Als nach drei mit Aktentaschen und teuren Koffern bepackten älteren *Wazungu* ein dünner, auffallend weißhäutiger Endzwanziger durch die Türe trat, dessen Gepäckwagen mit einem großen Rucksack, zwei großen Tragetaschen sowie einem etwas kleineren Rucksack beladen war, schwanden ihre Hoffnungen auf ein Wunder. Der Verdacht lag nahe, dass es sich hierbei um ihr neues WG-Mitglied handeln musste. Sie winkten ihn heran und stellten sich vor. „Was hast du denn alles dabei“, fragte Julie und blickte entsetzt auf seine vielen Gepäckstücke.

„Zehn Kilo Übergepäck“, verkündete er stolz, als ginge es darum, einen Rekord einzustellen. „Unter anderem ein Weihnachtspaket von Klaus für uns alle, eine Menge Fachbücher, die er mir mitgegeben hat und einige Sachen für das Bodenkundelabor. Ich soll euch übrigens grüßen.“

„Zum ersten Mal in Afrika?“ fragte Solveig auf der Fahrt zum Hotel. Frank bejahte und berichtete von dem Zwischenstopp in Nairobi, den er für die Verspätung verantwortlich machte.

„Wir saßen alle schon auf unseren Plätzen, als sie auf einmal durchsagten, dass die Maschine ein Problem mit einem Triebwerk hätte. Ein Flamingo oder ein anderer größerer Vogel war wohl in die Turbine geraten. Da wir zum Glück nur wenige Passagiere waren, konnten alle in ein anderes Flugzeug umsteigen. Aber die ganze Aktion hat ewig gedauert. Ziemlich schlecht organisiert sind die da.“

Julie und Solveig tauschten vielsagende Blicke. „Na ja, da kannst du dich aber nicht beschweren, wenn das so glatt ging, dass ihr direkt umsteigen konntet“, relativierte Solveig. „So viele Maschinen fliegen nun auch nicht wieder hierher.“

Im Hotel angelangt gaben sie ihm seine Zimmerschlüssel und waren ihm mit dem vielen Gepäck behilflich. Sie ließen ihm kurz Zeit, um sich frisch zu machen, um ihn noch bei den Löfflers im Bureau du Jumelage vorstellen zu können, wo sie sich allerdings nicht zuvor angekündigt hatten. Er ließ eine ganze Weile auf sich warten, in der sie schon Überlegungen darüber anstellten, ob er jetzt aufwendig baden oder sich maniküren würde, dann erschien er aber in denselben Kleidern wie zuvor und stellte damit ihre Vermutungen wieder in Frage.

Im Bureau du Jumelage trafen sie sowohl Frau als auch Herrn Löffler an, was laut Frau Löffler purer Zufall war, da sie eigentlich genau jetzt einen Termin gehabt hätten, der erst kurzfristig um eine Stunde verschoben worden war. Julie gab vor, dass sie es schlichtweg verschlafen hätte, ihnen

Franks Ankunft mitzuteilen und danach zu fragen, ob sie kurz Zeit haben würden für ein gegenseitiges Kennenlernen. In Wirklichkeit war es ihr ziemlich egal gewesen, ob Frank die Löfflers gleich am Tag seiner Ankunft oder irgendwann später kennen lernen würde. *Davongelaufen wäre ihm das schon nicht*, dachte sie bei sich und überlegte, von wem und in welchem Zusammenhang dieser Ausspruch noch mal in Kuranda gefallen war, doch ihr Gedächtnis ließ sie im Stich.

Wie immer bei den Löfflers entwickelte sich rasch ein interessantes Gespräch. Solveig erkundigte sich nach der momentanen Lage im Land und Frau Löffler bestätigte Gerüchte über weitere Anschläge und Überfälle. „Es sieht momentan leider in einigen Gegenden nicht so aus, als hätte das Militär die Lage auch nur annähernd im Griff“, sagte sie. „Ich rate Ihnen dringend von Fahrten nach Westen in Richtung der Regenwälder ab. Dort häufen sich derzeit sowohl die Überfälle auf Einrichtungen der öffentlichen Verwaltung als auch auf zivile Ziele. Auch die Hauptstraße nach Süden ist nicht mehr so sicher, wie sie vor kurzem noch war. Ich möchte Ihnen keine Angst einjagen, Kuranda ist nach wie vor ein recht sicherer Ort, aber drum herum ...“

„Und Kunjari?“ fragte Julie besorgt. „Ist es dort auch sicher?“

„Kunjari ist so gesehen noch die sicherste Gegend im Lande“, erklärte Herr Löffler. „Dort gibt es ja auch nichts außer Wildnis und Flüchtlingslager. Keine öffentliche Verwaltung, keine Polizei, keine Gefängnisse, keine Armeestützpunkte. Es gibt allerdings Gerüchte, nach denen sich genau aus diesem Grunde Milizen dort versteckt halten sollen. Dieser Gedanke ist durchaus nahe liegend und ich denke, dass es darum zumindest die eine oder andere Militärpatrouille dort geben wird. Aber es sind durchweg andere Regionen, in denen diese Banden operieren. In Kunjari gibt es einfach nichts zu operieren.“

Frank berichtete von den Nachrichten, die er während der letzten beiden Wochen in Deutschland gesehen und gelesen hatte. Zu zwei Meldungen über Angriffe auf eine Kirche sowie eine weitere Schule blickten die Löfflers äußerst skeptisch. „Da scheint man in Deutschland mehr zu wissen, als hier“, meinte Löffler. Solveig schielte vorsichtig zu Frank, der offensichtlich die potentielle Gefahr im Land kannte und sie dennoch bewusst in Kauf genommen hatte. Ein Angsthase schien er demnach nicht unbedingt zu sein, oder war er vielleicht einfach nur ein Ignorant? Oder noch schlimmer: Wollte er die Stelle womöglich um jeden Preis? *Na, dann müssen wir ihm also doch noch ein wenig Angst machen. Oder ihm zumindest ein paar Unannehmlichkeiten bescheren, dann überlegt er sich das ganze vielleicht noch mal*, dachte sie

Da die Löfflers ihren Termin wahrzunehmen hatten, blieben sie nicht besonders lange im Partnerschaftsbüro. Sie verabschiedeten sich herzlich und wünschten sich schon jetzt frohe Weihnachten, da sie sich vorher wohl nicht mehr sehen würden. Auf der Fahrt zurück ins Hotel beschlossen Julie und Solveig, noch kurz ein paar Besorgungen auf dem Markt zu machen. Sie fragten Frank nicht, ob er sie begleiten mochte, doch als sie den Wagen auf dem Parkplatz des Hotels abstellten, verkündete er spontan, dass er sich ihnen anschließen wolle, was die beiden alles andere als begeistert aufnahmen.

Die Markthalle wimmelte wie immer vor Menschen. Zu allen Seiten gab es die verschiedensten Waren zu begutachten und zahlreiche Gerüche überlagerten sich gegenseitig. Julie und Solveig nutzten die Gelegenheit, um nach ein paar Kleinigkeiten Ausschau zu halten, die es in Kuranda nicht gab. Auf einmal hörten sie einen entsetzten Aufschrei hinter sich und drehten sich erschrocken um. „Mein Rucksack“, rief Frank mit weit aufgerissenen Augen und versuchte vergeblich, sich durch das Gedränge hindurch zu quetschen. „Was ist denn?“ rief Julie und hielt ihn am Arm fest.

„Mein Rucksack, jemand hat meinen Rucksack gestohlen!“ Ärgerlich schüttelte er sie ab und kämpfte sich noch einige Meter durch die Menschenmenge hindurch, um dann resigniert aufzugeben und mit hängenden Schultern zu ihnen zurück zu kommen. „Hättest du mich nicht festgehalten, hätte ich ihn noch erwischt!“ fuhr er Julie an.

„Das sah mir aber nicht so aus“, erwiderte diese streitlustig. „Was war denn überhaupt drin?“

„Meine Kamera“, stieß Frank tonlos hervor. „Ein bisschen Geld, aber zum Glück nicht viel. Aber meine Nikon!“

„Hast du denn nicht aufgepasst oder wie konnte das passieren?“ fragte Solveig, die nur mühsam ihre Schadenfreude verbergen konnte. „Auf so einem Markt sollte man seinen Rucksack immer vor sich tragen oder zumindest niemals aus den Augen lassen.“

„Das hättet ihr mir auch mal früher sagen können“, fauchte er.

„Das kannst du dir doch wohl selbst denken“, belehrte Julie ihn mit strenger Miene. „Dumm gelaufen, würde ich sagen.“

„Macht es Sinn, zur Polizei zu gehen?“ fragte er kläglich.

Beide sahen sich an und schüttelten die Köpfe. „Reinste Zeitverschwendung“, entgegnete Julie. „Aber du hast doch bestimmt eine Versicherung, oder?“

Frank presste die Lippen zusammen und schwieg.

Mal sehen, wie lange der Gute noch Spaß an Afrika hat, dachte Solveig und fühlte sich nur ein kleines bisschen schlecht, dass sie sich so diebisch über diesen Zwischenfall freute, der ihr wie gerufen gekommen war.

Zum Abendessen gingen sie gemeinsam in ein äthiopisches Restaurant, das Solveig in einer Seitenstraße unweit des Hotels entdeckt hatte. Sie nahmen auf weichen Kissen auf dem Boden um einen kleinen, runden Korb Tisch Platz, auf dem ihnen in einer riesigen, flachen Metallpfanne Fladenbrot serviert wurde, in dessen Mitte Fleisch- und Gemüsestücke appetitlich angerichtet waren. Dazu gab es verschiedene Soßen in separaten Schälchen. Besteck gab es keines, denn gegessen wurde traditionell mit den Fingern. Julie und Solveig mussten in sich hineingrinsen, als Frank sich gleich beim ersten Anfassen verbrannte. Noch mehr amüsierten sie sich jedoch über seinen Gesichtsausdruck, nachdem er den ersten herzhaften Bissen im Mund hatte, den er auf Solveigs sicherlich nicht gut gemeinte Empfehlung hin zuvor tief in die rote Soße getaucht hatte. Keine von beiden hatte es für nötig befunden, ihn als Afrika-Neuling davon in Kenntnis zu setzen, dass das äthiopische Essen für den typisch deutschen Essgeschmack in der Regel mörderisch scharf gewürzt war - ganz zu Schweigen von dazu servierten roten Soßen. Sein Gesicht lief auf einmal purpurrot an, seine Augen glänzten feucht und er leerte in wenigen hastigen Zügen das Glas Bier, das er sich zum Essen bestellt hatte. „Schmeckt’s etwa nicht?“ fragte Solveig scheinheilig.

„Bisschen scharf“, keuchte Frank und wischte sich die tränenden Augen. Umständlich suchte er in seiner Hosentasche nach einem Taschentuch, um sich die Nase zu putzen, die zu laufen begonnen hatte. Da er keines fand, nahm er eine der Papierservietten, die neben dem Tisch auf einem Kissen lagen. *Zum Glück ist Mark jetzt nicht dabei, der hätte den ganzen Spaß wieder vermasselt*, dachte Solveig schadenfroh.

Frank hatte das Brennen in seiner Kehle inzwischen gelöscht und den plötzlichen Wasserfluss aus Augen und Nase gestoppt. „Aber ansonsten schmeckt es ganz gut“, beendete er seinen Satz und aß tapfer weiter, nahm jedoch fortan behutsamere Bissen zu sich und mied die rote Soße. Eine Unterhaltung kam daraufhin nicht mehr so richtig in Gang. Meistens redeten Solveig und Julie untereinander oder sie erzählten hier und da etwas über P.I.A.F. und darüber, was sie bislang in Kuranda gemacht hatten. Von sich aus sprach Frank an diesem ersten Abend gar nichts mehr. Als es ans Bezahlen ging, waren Julie und Solveig gespannt, was nun von seiner Seite kommen würde, da sie ja wussten, dass er noch keine Francs getauscht hatte, sie aber auch nicht nach einer Bank oder Wechselstube gefragt hatte. Er schien es offensichtlich für

selbstverständlich zu halten, dass die beiden für ihn mit bezahlen würden, denn als die Rechnung gebracht wurde, verschwand er auf die Toilette.

„Er hätte ja wenigstens der Höflichkeit halber mal fragen können, ob wir ihm etwas leihen“, sagte Solveig, während sie das Geld zusammenlegten. Als er nach einer geraumen Weile wieder an den Tisch zurückkehrte, jedoch keinen Kommentar zu seinem Beitrag zur Rechnung fallen ließ, sprach Julie ihn ruppig darauf an: „Morgen früh bringen wir dich zur Bank, damit du Geld tauschen und deine Schulden bezahlen kannst.“

„Aber ja, natürlich“, entgegnete er zerstreut.

Kurz darauf im Hotel verschwand er ohne große Worte direkt in sein Zimmer, lediglich eine müde Handbewegung deutete einen Gute-Nacht-Gruß-Ersatz an. „Das war doch ein guter Spaß heute, oder?“ grinste Solveig. „Was für ein Typ, dieser *Knarf* ... Und mit dem willst du wirklich länger als nötig unter einem Dach zusammen wohnen?“

„Wieso *Knarf*?“ fragte Julie verwirrt.

„Frank rückwärts“, erklärte Solveig. „Passt doch irgendwie auch viel besser zu ihm.“

Julie grinste. „Ach, dieser *Knarf* geht mir doch total vorbei. Wer weiß, ob er es nicht jetzt schon bereut, hierher gekommen zu sein. Insofern war das heute ein ganz erfolgreicher Auftakt.“

Sie lächelten sich verschwörerisch zu. In diesem Punkt waren sie sich immerhin einig.

Am nächsten Morgen trafen sie Frank bereits an der Rezeption wartend an. Zur Begrüßung wedelte er mit einem Bündel Geldscheine. „Ich war auf der Bank“, verkündete er stolz. „Wem schulde ich wie viel?“

Nachdem er seine Schulden beglichen hatte, gingen sie gemeinsam zum Inder, um dort ein Frühstück zu sich zu nehmen. Als sie bei Kaffee, Tee und allerlei Gebäck an einem der Tische unter den Arkaden saßen, begann Julie, die nun doch etwas neugierig geworden war auf das, was Frank im Labor und überhaupt bei P.I.A.F. vorhatte, ihn auszufragen. Er wirkte wieder deutlich besser gelaunt als noch am Vorabend und erzählte, dass er vor kurzem sein Geografiestudium beendet und im Rahmen seiner Diplomarbeit zum Thema „Bodenverdichtung durch Viehtritt im Heidelberger Raum“ viel im dortigen bodenkundlichen Labor gearbeitet hatte. „Ich möchte bei P.I.A.F. ganz gerne über ein ähnliches Thema promovieren“, meinte er.

„Über Viehtritte?“ fragte Solveig ungläubig und lachte kurz auf. „Also damit sollte es hier kaum Probleme geben. Seit dem Krieg gibt es ja kaum mehr Vieh! Und P.I.A.F. selbst hat auch nichts mit Kühen am Hut,

zumindest habe ich außer Affen noch keine größeren Tiere auf den Versuchsfeldern gesichtet – hat dir das keiner gesagt?“

Frank sah sie erstaunt an. „Nein, davon höre ich jetzt zum ersten Mal. Ich dachte ...“

„Das ist doch mal wieder typisch Uni Stuttgart“ unterbrach Julie ihn und sah Solveig an. „Die schicken hier jemanden runter mit einem Thema, das es überhaupt nicht gibt, und keiner sagt ihm das!“

Frank schien zu überlegen und meinte nach einer kurzen Pause: „Komisch ... als ich Dr. Kaiser am Telefon davon erzählt habe, war er ganz begeistert und meinte, das sei ein sehr interessantes Thema ... vielleicht haben wir uns da missverstanden. Aber es müssen auch nicht unbedingt Viehtritte sein, das wird sonst auch zu langweilig. Bodenerosion scheint es aber trotz Krieg noch zu geben, oder?“

„Das schon, aber das ist erst recht langweilig. Dazu hat bei P.I.A.F. wirklich inzwischen jeder schon seinen Senf abgegeben“, sagte Julie wegwerfend.

„Dann mache ich eben etwas Spezielleres, irgendein Thema wird sich schon finden ...“

„... und wenn man's notfalls an den Haaren herbeiziehen muss, was?“ beendete Julie seinen Satz, während Solveig vor sich hin grinste.

„Ich glaube nicht, dass man dazu etwas *an den Haaren herbeiziehen muss*, wie du es nennst. Dr. Kaiser hat wörtlich gesagt, es gäbe hier noch so viele Themen!“ – Julie und Solveig sahen sich bei diesen Worten nur kurz in die Augen – „Ich möchte hier auf jeden Fall promovieren. Und die Projektleiterstelle halte ich für eine sehr gute Möglichkeit dazu, zumal das Labor in Kuranda auch sehr gut ausgestattet sein soll, wie Dr. Kaiser gesagt hat.“

„Sieh an, hat Dr. Klaus-Mausi das gesagt? Na dann ...“ sagte Julie säuerlich und fügte, als sie Franks fragenden Blick sah, hinzu: „Oh ja, das Labor ist prima – die Putzfrau hat es vor kurzem erst von oben bis unten gereinigt. Ein paar Mausefallen sollte man vielleicht noch aufstellen und das Loch in der Decke flicken wegen der Fledermäuse, aber ansonsten ... – echt ein tolles Labor!“

Am späten Nachmittag erreichten sie Kuranda, wo es kurz zuvor geregnet haben musste, denn die Straße zum Haus war einmal mehr eine wüst zerfurchte Schlammrinne, auf der das Auto nur so schlingerte. Frank hatte während der Fahrt die meiste Zeit schweigend aus dem Fenster geschaut, kaum etwas gesprochen und keine einzige Frage gestellt, so als sei für ihn alles, was er unterwegs sah, selbstverständlich und

selbsterklärend. Als sie auf den letzten Hundert Metern bis zum Haus durch die zahlreichen Rinnen und Schlaglöcher kräftig durchgerüttelt wurden, hätte er sich um ein Haar den Kopf am Türrahmen angeschlagen. „Können die hier nicht mal eine ordentliche Straße bauen?“ beschwerte er sich.

Etienne öffnete ihnen das Tor und sie fuhren auf das Grundstück. Julie winkte ihn herbei, um die beiden gegenseitig vorzustellen, und erklärte dazu auf Französisch: „Das ist Etienne, er ist der Wächter für den Tag. Wir haben noch einen für die Nacht, den wirst du heute Abend kennen lernen. Etienne, das ist Kna... äh, Frank. Er wird die nächsten zwei Monate hier sein, möglicherweise vielleicht auch länger ...“

Da Frank weder etwas erwiderte noch Etienne die Hand reichte, zuckte Julie die Schultern und bedeutete Etienne, dass er wieder gehen könne. Sie entluden ihr Gepäck und gingen zum Haus.

„Das ist also das Haus“, bemerkte Frank, als er seine riesigen Umhängetaschen auf der Veranda absetzte. Er trat ein paar Schritte in den Garten und blickte beeindruckt auf die mittlerweile riesige Agave. Julie und Solveig blieben unter der Veranda stehen und Solveig erzählte, wie kurz der zentrale Stängel der Pflanze bei ihrer Ankunft noch gewesen war. „Sie dürfte jetzt kurz vor der Blüte stehen, danach ist es dann leider vorbei mit der Pracht. Da sollten wir echt mal drauf achten, sonst verpassen wir es noch, denn ...“

Julie, die einen botanischen Monolog befürchtete, der sie nun überhaupt nicht interessierte, unterbrach sie rüde: „Übrigens – wir haben da noch ein kleines Problem“, redete sie Solveig drein, die sie verärgert ansah. „Das Haus hat nur drei Schlafzimmer und die sind alle belegt. Mark ist zwar momentan nicht hier, aber er hat sein Zimmer abgeschlossen. Das heißt du musst dir überlegen, wie du das Schlafproblem lösen willst. Es gibt im Ort einige kleinere Hotels, wo du so lange unterkommen könntest, bis jemand von uns den Rückflug antritt. Das Hotel *Salama* könnten wir dir zum Beispiel empfehlen. Dort haben wir anfangs auch einige Nächte verbracht. Ich nehme an, Klaus und Winnie haben dir ein Projektbudget zur Verfügung gestellt?“

Frank sah sie ratlos an. „Ja, Geld habe ich mitbekommen, das ist nicht das Problem. Aber ich denke, im Hotel wäre ich ein bisschen zu isoliert, findet ihr nicht?“

Sie betraten das Wohnzimmer und er sah sich im Raum um. „Dann werde ich eben so lange hier auf dem Sofa schlafen“, meinte er.

Der ist aber auch wirklich hart im Nehmen, dachte Julie verärgert. „Ob das so eine gute Idee ist ...“, sagte sie laut. „Im Wohnzimmer wird es abends schon mal später.“

„Das macht nichts, ich geh sowieso immer erst spät schlafen“, versicherte er.

„Ganz wie du meinst“, meinte Julie achselzuckend, ärgerte sich insgeheim aber über seine Dickfelligkeit.

Sie zeigten ihm das restliche Haus und begannen dann, ihr Gepäck auszupacken. Mangels Alternativen verstaute Frank seine Kleidungsstücke in einem der Wandregale im Wohnzimmer. Dazu nahm er die Bücher, die darin standen, kurzerhand heraus und stapelte sie auf dem Boden in einer Ecke neben dem Schreibtisch. Seinen Schlafsack legte er neben das Sofa. Mehr auszupacken lohnte sich nicht, da er nicht gewusst hätte, wohin mit all den Sachen.

Plötzlich klopfte es an die nur angelehnte Haustüre und Xavier trat ein. Im Gegensatz zu Frank wusste er natürlich sofort, wen er vor sich hatte. Freundlich lächelnd ging Xavier mit ausgestreckter Hand auf ihn zu, um ihn zu begrüßen. Frank starrte ihn jedoch lediglich erschrocken an wie ein gehetztes Reh und brachte weder ein Wort hervor noch ergriff er die ihm dargebotene Hand. Verwundert hob Xavier die Augenbrauen und zog seine Hand langsam zurück. In diesem Moment erschien Julie, die seine Stimme gehört hatte. Sie umarmte und küsste ihn zur Begrüßung, wie um Frank gegenüber Xaviers Stellung innerhalb der WG zu demonstrieren. Dann fragte sie: „Habt ihr euch schon bekannt gemacht?“ Xavier wies mit einer Kopfbewegung auf Frank und entgegnete mit blasiertem Gesichtsausdruck: „Hab ich eben versucht, aber frag mal diesen *Mzungu* da, was mit ihm los ist.“

„Wieso, was ist denn?“ fragte Julie verwirrt an Frank gewandt. Dieser druckte verlegen vor sich hin und erklärte dann auf Deutsch: „Also, mein Französisch ist nicht besonders gut, eigentlich spreche ich es so gut wie gar nicht ... Ihr müsst schon Deutsch oder Englisch mit mir reden ...“

Julie schnappte nach Luft. „Wie – soll das etwa heißen, du sprichst kein Wort Französisch?“

In diesem Moment betrat auch Solveig den Raum und schaute fragend in die Runde.

„Na ja ... kaum ...“, gab Frank zu. „Dr. Kaiser meinte, das sei kein Problem. Seit dem Krieg würde hier auch mehr und mehr Englisch gesprochen.“

„Das darf doch wohl nicht wahr sein“, rief Julie empört. „Ohne dir zu nahe treten zu wollen – aber wie können die jemanden hier herschicken,

der nicht einmal Französisch spricht? Und dazu noch mit einem Promotionsthema, das völlig daneben ist?“

„Also ich hab hier jedenfalls noch niemanden getroffen, der Englisch spricht“ log Solveig. „Man kann schon froh sein, wenn die Leute überhaupt Französisch verstehen. Da solltest du am Besten erst einmal die Sprache ein bisschen lernen. Etienne kann dir dabei sicher helfen, er lernt jeden Tag fleißig Vokabeln und Grammatik.“

„Ich bin aber nicht zum Französisch lernen hierher gekommen, sondern habe den Auftrag, mich um das Labor zu kümmern und gedenke, hier auch zu promovieren“, erwiderte Frank. „Dazu brauche ich mit niemandem reden, denn ich weiß selbst, was ich zu tun habe.“

„Na dann wünsche ich dir viel Spaß dabei“ sagte Julie. „Das wird dich als Repräsentanten von P.I.A.F. ja richtig beliebt machen.“

Nach diesem Einstand gestaltete sich das Zusammenleben mit Frank recht problematisch, was sicherlich zu einem nicht geringen Teil an Julie und Solveig lag, die es ihm nicht gerade leicht machten und alles dransetzten, ihm seinen Aufenthalt in Kuranda zu vermiesen. Andererseits lieferte er ihnen aber auch von sich aus genügend Gründe, um sich unbeliebt zu machen. Beispielsweise wünschte er nie jemandem einen guten Morgen oder einen guten Abend. Beim Kochen engagierte er sich überhaupt nicht, war andererseits jedoch stets zur Stelle, wenn jemand etwas zu essen zubereitet hatte. Ebenso verhielt es sich mit dem Rauchen: Wenn die anderen rauchten, war er sofort mit von der Partie, kam aber nie auf die Idee, selbst auch einmal etwas zu besorgen. Eigenes Shampoo und Duschgel hatte er nicht einmal dabei oder zumindest nicht ausgepackt, stattdessen benutzte er einfach die Sachen der anderen, die im Bad herumstanden. „Da haben wir uns eine richtige Zecke eingefangen“, schimpfte Solveig. „Was müssen die in Stuttgart verzweifelt gewesen sein, dass sie ausgerechnet *den* genommen haben! Bald verlosen sie womöglich noch Flugtickets oder schicken Straftäter hierher, bloß damit das Projekt nicht verwaist.“

Auch der Streit um das Auto blühte von neuem auf und wurde sogar schlimmer als zuvor mit Mark. Da Frank zur Vorbereitung von Bodenanalysen sowohl im Labor als auch auf den P.I.A.F.-Versuchsfeldern arbeiten wollte, beanspruchte er das Auto ständig für sich. Er argumentierte damit, dass er schließlich der einzige sei, der momentan wirklich wissenschaftlich für das Projekt tätig war, und dass ihm aus diesem Grund das Auto auch öfters zustand als den anderen. Julie und Solveig widersprachen heftig und wiesen ihn auf die Möglichkeit

hin, auch einmal mit dem Fahrrad zu fahren oder zu Fuß zu gehen, was er jedoch ablehnte. Beinahe jeden Morgen musste der Kampf um den Wagen aufs neue ausgetragen werden, denn der Fahrzeugnutzungsplan war seiner Meinung nach viel zu unflexibel und bezog keine Prioritäten mit ein, die er seinen Vorhaben selbstverständlich zuschrieb. Wenn es dann gar nicht anders zu machen war und er das Auto nicht den ganzen Tag für sich alleine haben konnte, erwartete er im Gegenzug von Julie oder Solveig, dass sie ihn zum Labor oder zu den Feldern chauffierten und dort auch wieder abholten, worüber die beiden mächtig in Rage gerieten.

„Wir sind hier nicht deine verdammten Taxifahrer“, fuhr Julie ihn wütend an. „Noch bin *ich* hier die Hauptverantwortliche und noch hast *du* nicht die Projektleiterstelle. Bei *dem* Sozialverhalten, das du hier an den Tag legst, werde ich dich dafür auch nicht empfehlen, darauf kannst du Gift nehmen.“

Das war natürlich nichts weiter als ein Bluff, doch was sie mit dieser Formulierung zu suggerieren versuchte, war, dass sie über ein Mitsprache- oder gar ein Vetorecht in dieser Frage verfügte, was natürlich nicht der Fall war.

Am selben Tag noch schrieb sie im Zorn ein Fax an Klaus Kaiser und ließ dabei endlich die Katze aus dem Sack:

Sie erklärte sich dazu bereit, Klaus' Angebot anzunehmen und länger als ursprünglich geplant in Kuranda zu bleiben und dort auch promovieren zu wollen. Das alles jedoch nur unter der Prämisse, dass sie selbst Projektleiterstatus erhalten und Frank nur einfacher Doktorand sein würde. Des Weiteren schrieb sie, dass nicht nur sie „ernsthafte Zweifel“ an seiner Eignung zur Projektleitung hegte und führte zum Beweis seine mangelnden Sprachkenntnisse und sein sozial unverträgliches Verhalten auf, das „die Gruppe zu spalten“ drohe.

Im Nachhinein war sie sich nicht sicher, ob sie es wirklich derart überzogen hätte formulieren sollen, zumal die Gruppe an sich längst gespalten war: Mark war weit weg in Kunjari, Solveig verbrachte ihre Abende und Nächte auch weiterhin meist in Easy Living und für sie selbst zählte vorrangig das Zusammenleben mit Xavier. Natürlich durfte Solveig auf gar keinen Fall den Inhalt des Faxes zu Sehen bekommen, da diese sich ja auch noch vage Hoffnungen auf die Stelle machte. Im Gegensatz zu Julie praktizierte Solveig den Stuttgartern gegenüber jedoch weiterhin ihre passive, abwartende Stillhaltetaktik, die sie erst aufgeben wollte, wenn sie wieder dort sein würde.

Was Frank aber am unsympathischsten machte, war sein herablassendes Verhalten den Afrikanern gegenüber, was sich sowohl in seiner Art, über sie zu sprechen, als auch im Umgang mit ihnen äußerte. Die Straßenjungen, die wie eh und je um das Marabut huschten und ihnen in gewohnter Manier „partager“ zuwisperten, nannte er beispielsweise „eine Zumutung“, als Julie, Xavier und Solveig zum ersten (und letzten) Mal mit ihm gemeinsam dort zu Abend gegessen hatten. „Da vergeht mir der Appetit, wenn die in ihren zerlumpten Klamotten ständig auf meinen Teller starren“, hatte er sich beschwert. „Bestimmt haben sie auch Flöhe“, worauf Julie und Solveig grinsen mussten, da sie sich an die Flöhe erinnerten, die sie selbst im Haus gehabt hatten. Marie-Claire und die Feldarbeiter behandelte er schlichtweg als Untergebene, die seinen Anweisungen anstandslos Folge zu leisten hatten – wenn er solche überhaupt für sie verständlich formulieren oder in Gesten umsetzen konnte. Einzig Xavier gegenüber hielt er sich zurück, was wohl auf dessen Rückhalt in der WG sowie auf seine athletische Statur zurückzuführen war. Dennoch fühlte sich Xavier, der von ausgesprochen stolzer Natur war, durch ihn herabgewürdigt, und sei es lediglich durch Blicke oder seine bloße Anwesenheit. Nahezu täglich beschwerte er sich bei Julie darüber, dass Frank ein Rassist sei, der sofort wieder nach Deutschland zurückgeschickt werden müsse und unmöglich in Afrika ein interuniversitäres Projekt repräsentieren könne. „Schick doch eine Beschwerde nach Stuttgart“, schlug Julie im Spaß vor. „Aber schreib darin bloß nicht, dass du hier im Haus wohnst.“

Dummerweise hatte Frank schon sehr bald einen wichtigen Fürsprecher gefunden: Den Doyen. Dieser hatte sich ihm gegenüber von Anfang an erstaunlich aufgeschlossen gezeigt und hatte sich, als er von Franks Sprachproblemen erfuhr, sogleich auf Deutsch mit ihm unterhalten. Julie und Solveig war dabei regelrecht der Unterkiefer heruntergefallen. Ihnen gegenüber hatte er nie auch nur die leiseste Andeutung verlauten lassen, dass er Deutsch sprach – erst Benjamin hatte es ihnen damals im Marabut erzählt – und mit Frank hatte er offensichtlich überhaupt keine Probleme, ausschließlich Deutsch zu sprechen! Das setzte ihrem Verhältnis mit Monsieur Wekesa geradezu die Krone auf. Sicher spielten persönliche Gefühle eine bedeutende Rolle, wobei Julie den Gedanken nicht loswurde, dass der Doyen es vor allem ihr heimzahlen wollte, was Solveig für schlichten Verfolgungswahn hielt. Ihrer Meinung nach lag sein gutes Verhältnis zu Frank eher daran, dass durch ihn das Labor wieder richtig in Betrieb genommen wurde, was in seinen Augen eben ungleich mehr zählte, als wenn man es bloß leidlich sauber machte.

Aus purer Neugier besuchten Julie und Solveig ihn eines Nachmittags im Labor, wo sie mit Schrecken feststellen mussten, dass er dort bereits sehr gute Arbeit geleistet hatte und fachlich bestens mit der Materie vertraut zu sein schien. Wie er es in der kurzen Zeit und ohne Französischkenntnisse geschafft hatte, einen Elektriker zu finden, der die Leitungen und die beschädigten elektrischen Geräte instand gesetzt hatte, blieb ihnen ebenso ein Rätsel wie die Frage, wer das Loch in der Deckenverkleidung so rasch repariert hatte. Ihn danach zu fragen verkniffen sie sich jedoch. „Die Spülen werden kommende Woche geliefert“, verkündete er stolz und führte sie weiter durch den Raum, der dem bodenkundlichen Labor in Stuttgart um fast nichts mehr nachstand. Als er ihnen schließlich die Dusche und die Toilette zeigte wurde ihnen klar, dass es ihm augenscheinlich auch gelungen war, einen besseren Klempner aufzutreiben als jenen, den sie wochenlang in der WG hatten hüten müssen: Die sanitären Anlagen sahen aus wie neu und waren wieder voll funktionstüchtig. Julie wurde bei dem Anblick fast wieder schlecht, diesmal allerdings vor Ärger.

„Das kann doch nicht wahr sein“, sagte sie später zu Solveig. „Das kann er nur mit Unterstützung des Doyens hinbekommen haben. Dem könnte ich jetzt übrigens echt ins Gesicht springen: Bei uns stellt er sich quer und diesem Knarf hilft er, wo es nur geht. Wie stehen wir denn jetzt da? Wie die letzten Deppen!“

„Und die Uni Stuttgart zeigt sich ganz plötzlich auch von ihrer spendablen Seite. Auf einmal scheint genug Geld für alles da zu sein. Das hätten sie uns doch auch schon mal sagen können, dann hätten wir die erforderlichen Handwerkeraufträge vergeben können“, schimpfte Solveig.

„Hätten wir bloß nicht dieses verdammte Labor geputzt! Was hätte Knarf wohl gemacht, wenn er es in dem Zustand vorgefunden hätte, in dem wir es angetroffen haben?“

„Dann hätte er mit dem Projektgeld, das ihm mitgegeben wurde, eben dem Doyen die Putze bezahlt, ganz einfach“, seufzte Solveig.

Einen weiteren Freund fand Frank in Uwe Wöhner, was im Nachhinein niemanden verwunderte, obgleich sie ihn ursprünglich in der irrigen Hoffnung zu ihm geschickt hatten, ihm eins auszuwischen. Sie hatten ihm Uwe Wöhner als Top-Informanten in Sachen P.I.A.F. angepriesen, seinen Artikel über „Die Ästhetik in der Landwirtschaft“ hoch gelobt und zu einem essentiellen Beitrag für die hiesige Landwirtschaft erkoren. Doch irgendwie mussten Frank und Uwe Wöhner von Anfang an auf derselben Wellenlänge gewesen sein. Jedenfalls kehrte ihr neuer Mitbewohner hellauf begeistert von seinem Besuch zurück und erzählte den staunenden

Frauen, was er alles über die zurückliegenden Forschungen bei P.I.A.F. und ähnlichen Projekten erfahren hatte, was weitaus mehr war, als sie damals aus Wöhner herausbekommen hatten.

„Das ist nun wirklich zu krass: Mit uns und unseren Freunden kann er nichts anfangen, doch mit unsren Feinden ist er sofort gut Freund. Das sollte uns zu denken geben“, stellte Solveig ernüchtert fest.

„Ach Solveig“, seufzte Julie resigniert. „Dass es so weit kommen musste ... Ich meine, wir haben uns vorher ja auch schon mal gestritten oder waren anderer Meinung, aber das war ja gar nichts gegen diesen Knarf und diese Verschwörung, die er sich jetzt aufbaut. Wenn der Doyen für ihn spricht und Klaus auf die Idee kommen sollte, auch noch den Abgewöhner nach seiner Meinung zu fragen, dann hat er einfach die Stelle, verstehst du? Aber dann kann Klaus auch nicht mehr mit mir rechnen. Soll er doch zusehen, wie sein verdammtes Projekt verwaist! “

Solveig floh jeden Abend nach Easy Living zu Peer, der nur den Kopf darüber schüttelte, was sie ihm aus der WG berichtete.

„Ihr seid aber auch wirklich zwei Hexen“, meinte er. „Der arme Kerl hatte ja keine andere Wahl bei seiner Suche nach Verbündeten.“

Julie verbrachte ihre Abende wie immer gemeinsam mit Xavier und der Clique und machte sich mit ihnen auch gerne ab und zu wieder bis in die frühen Morgenstunden im Wohnzimmer breit, worüber Frank sich bald schon bei ihr beschwerte. Julie entgegnete ihm, dass sie den Teufel tun und ihre Gäste hinauskomplimentieren würde, das solle er dann schon gefälligst selbst tun, wenn ihm etwas nicht passen sollte. Daraufhin forderte er Solveig auf, ihr Zimmer für ihn zu räumen, denn es ginge schließlich nicht an, dass er dazu gezwungen sei, auf dem Sofa schlafen und unfreiwillig Julies Parties mitmachen zu müssen, während sie ihr Zimmer praktisch nicht benutzte.

„Wo ich übernachte geht dich überhaupt nichts an“, erwiderte sie kühl. „Schlaf doch in deinem Labor, da steht schließlich auch ein Bett. Dann fällt auch dein ewiges Gernerve wegen dem Auto weg.“

Von Mark erhielten sie nach Ablauf der sieben Tage, die er ursprünglich in Kunjari hatte bleiben wollen, ein Fax:

Hallo Solveig, Julie, Xavier und (unbekannterweise) Frank,

der Kunjaripark und das Projekt von Thomas sind wirklich sehr interessant für mich. Wir verstehen uns ganz prima, er zeigt und erklärt mir sehr viel und hat mir angeboten, noch etwas länger zu bleiben, was ich natürlich gerne annehme, da ich dadurch schon einiges an Vorarbeiten für meine Diplomarbeit geregelt bekomme. Ich habe Klaus und Winnie ebenfalls ein Fax geschickt, in dem ich ihnen mein Thema genau erläutert habe. Wenn Winnie es so absegnet, würde ich etwas länger als geplant im Lande bleiben, da es unsinnig wäre, unnötig hin- und her zu fliegen, zumal zuhause ja eh niemand mehr auf mich wartet ... Ich hoffe, es geht euch allen gut und Frank hat sich schon gut eingelebt.

Viele Grüße,

euer Mark

„Hört sich nett an ... So hat doch immerhin einer das gefunden, wonach er gesucht hat“, meinte Solveig nachdenklich.

„Wer nicht sucht, der nicht findet“, formulierte Julie den Umkehrschluss des Sprichwortes und fügte nach einer kurzen Pause lächelnd hinzu: „Na ja, immerhin hab ich sozusagen Xavier gefunden, obwohl ich eigentlich gar nichts so richtig gesucht habe.“

„Tja, und ich bin dann wohl der Ausreißer aus dieser Reihe der Findenden“, stellte Solveig nüchtern fest. „Suchen, streben, finden, nie verzagen – vielleicht ist das ja mein Schicksalspruch“, ergänzte sie und ignorierte Julies fragenden Blick.

Am selben Nachmittag kehrte Frank zu Fuß vom Labor zurück, obwohl er am Morgen nach zähem Ringen mit Solveig, die den Wagen selbst auch gerne gehabt hätte, mit dem Auto gestartet war. Seit Tagen war es nachmittags stundenlang am regnen und so auch an jenem Tag. Julie, Solveig und Xavier saßen mit der Clique im Wohnzimmer, tranken Kaffee und Tee und rauchten den einen oder anderen Joint, als Frank vor Nässe tiefend das Wohnzimmer betrat. Alle Köpfe fuhren augenblicklich herum und alle mussten bei seinem Anblick unwillkürlich lachen. Da er ja ursprünglich mit dem Auto unterwegs gewesen war, hatte er weder Regenjacke noch Regenschirm mitgenommen. Folglich klebte seine Kleidung nun regelrecht an seinem Körper und aus seinem Haar tropfte das Wasser in Rinnsalen herab, so dass sich zu seinen Füßen eine kleine Pfütze auf dem Fußboden bildete. „Hey, Frank, heute mal Lust auf einen

Spaziergang gehabt?“ spottete Solveig und übersetzte für die Clique auf Französisch, die ohnehin schon in alberner Stimmung war und sich auch prompt vor Lachen ausschüttete.

„Haha, sehr witzig“, murmelte Frank und trat näher, eine Nässespur hinter sich herziehend. „Mir ist da was Blödes passiert ...“, begann er unsicher und kratzte sich am Kopf. Alle sahen ihn in Erwartung des nächsten Gags an und Julie übersetzte leise für die gespannte Meute.

„Da war plötzlich so ein offener Kanalschacht am Straßenrand“, fuhr er fort, wurde jedoch von einer schallenden Lachsalve unterbrochen, die eine gute Weile anhielt.

„Du bist in einen Gully gefahren!“ rief Julie schließlich triumphierend nacheinander auf Deutsch und auf Französisch. „So was Bescheuertes ist hier ja noch keinem passiert!“, log sie und wieder bogen sich alle vor Lachen, nachdem Solveig übersetzt hatte. „Und wo ist der Wagen jetzt?“

„Ich musste im strömenden Regen eine Werkstatt suchen und ihnen irgendwie klar machen, was passiert war. Sie haben das Auto dann abgeschleppt und dort behalten. Wir sollen morgen mal vorbeikommen ...“ Sein Publikum bog sich vor Lachen.

„Ha! Nicht *mir*, sondern *du* wirst morgen dort vorbei gehen“, verbesserte Julie ihn. „*Du* hast es verbockt und *du* wirst es auch aus deinem Projektgeldkontingent bezahlen müssen, da wir ja praktisch pleite sind. Und du kannst froh sein, wenn sie dir bis morgen nicht irgendwelche Teile ausgebaut und durch minderwertige ersetzt haben, mein Lieber. In Afrika lässt man sein Auto besser nicht aus den Augen, schon gar nicht in irgendeiner Autowerkstatt.“

Frank war auf einmal ganz klein geworden. „Woher soll ich das denn wissen“ sagte er kleinlaut und ging zu seinem Kleiderregal, um sich trockene Sachen herauszusuchen. „Übrigens, falls ihr es noch nicht bemerkt haben solltet – eure Agave da draußen hat’s bald hinter sich!“ fügte er hinzu und verschwand in Richtung Badezimmer. Julie und Solveig sahen sich an. In den letzten Tagen hatte tatsächlich keiner von ihnen auf die Pflanze geachtet. So traten beide neugierig auf die Veranda hinaus, um nachzusehen. „Na ja, hoch gewachsen ist der Spargel ja, das dürften gut fünf Meter sein. Aber ansonsten wenig spektakulär“, urteilte Julie nach kurzem hinsehen und schickte sich an, wieder zurück ins Haus zu gehen, da es ungemütlich klamm draußen war. „Ich finde es trotzdem beeindruckend“, meinte Solveig und blieb noch einen Moment draußen stehen, bevor sie ihr zurück ins Wohnzimmer folgte.

Zum Glück beruhigte sich das Wetter am frühen Abend wieder. Doch als es schließlich dunkelte, mussten sie feststellen, dass der Strom während

des nachmittäglichen Regenschauers ausgefallen war, denn weder in der WG noch in der Nachbarschaft gab es elektrisches Licht. Julie, Xavier und die Clique wollten trotzdem unbedingt ins Babacar, wo eine Reggaeband aus der Hauptstadt angekündigt war. Sie hofften auf baldige Rückkehr des Stroms und befanden sich in gehobener Stimmung, so dass sie den weiten Fußweg bedenkenlos in Kauf nahmen. Solveig verzichtete darauf, mitzukommen und ging stattdessen nach Easy Living. Nach Frank fragte niemand und so blieb er alleine in der WG zurück.

„Was machst du eigentlich Weihnachten?“ fragte Solveig Peer. „Irgendwas Besonderes?“

„Ich weiß noch nicht. In der Hauptstadt wird es natürlich eine kleine Feier von unserer Organisation geben. Aber auf diesen ganzen kirchlichen Kram stehe ich sowieso nicht – außerdem bin ich auch nicht besonders scharf darauf, Merete und Bent wieder zu begegnen. Wie wäre es mit wegfahren?“

„Zu gerne, aber ich bin langsam doch ein bisschen abgebrannt. Am 29. geht mein Rückflug, es sollte gerade noch bis dahin reichen. Und meine Eltern anzupumpen habe ich keine große Lust.“

„Warum bleibst du nicht einfach länger hier?“

„Weil die Uni mir nichts bezahlt, beziehungsweise so wenig, dass es nicht geht.“

„Schade. Ob ich ein Fax nach Stuttgart schreiben soll, dass dieser Knarf das allerletzte ist und dass du die viel bessere Wahl für die Stelle wärst?“ schlug Peer vor.

„Das würde vermutlich auch nichts nützen. Knarf hat einfach schärfere Geschütze mit dem Doyen und dem Abgewöhner auf seiner Seite, da ist wohl nichts mehr zu machen.“

„Das ist mir so ein Dreiergespann“, meinte er kopfschüttelnd. „Die haben euch als Triumvirat jetzt wohl abgelöst, was?“

„Tja, unsre Tage sind so langsam gezählt, obwohl es momentan eher danach aussieht, als sei ich die einzige, die am 29. fliegen wird. Julie überlegt, länger zu bleiben wegen Xavier und Mark würde gerne länger bleiben, um seine Diplomarbeit in einem Rutsch machen zu können.“

„Immer die Falschen.“

„Vielleicht kriege ich das Ganze ja doch noch hingebogen“, meinte sie, ohne jedoch wirklich daran zu glauben. „Aber dazu muss ich in Stuttgart sein, wo letztendlich die Entscheidungen getroffen werden. Zurückkommen kann man schnell wieder.“

Irgendwann spät in der Nacht war das Bier alle, da sie vergessen hatten, einen neuen Kasten zu besorgen.

„Ich hab noch eine Flasche Waragi, allerdings dummerweise in der WG“, überlegte Solveig. „Aber so weit ist das nicht, ein kleiner Absacker wäre schon ganz nett, was meinst du?“

„Wegen mir muss es nicht unbedingt sein“, meinte Peer gähnend. „Es ist schon bald wieder Morgen und ich hab wirklich keine Lust mehr, jetzt noch so weit zu gehen – und alleine solltest du jetzt auch nicht mehr losziehen bei Dunkelheit und Stromausfall.“ Sie lachte und nahm eine der Petroleumlampen. „Ich bin sagen wir mal in allerspätestens einer halben Stunde zurück. Wenn nicht, kannst du ja einen Suchtrupp nach mir schicken“, sagte sie und verschwand mit der Lampe in der Hand in der Dunkelheit.

Der Weg kam ihr trotz des Stromausfalls nicht einmal so dunkel vor, denn der Himmel war aufgeklart und Mond und Sterne schienen über ihr. Nur ausgesprochen rutschig war es. Mehrmals rettete sie einfach ihr gutes Reaktionsvermögen vor einem Sturz in den Graben und sie kicherte albern vor sich hin.

Sie öffnete das Eingangstor und betrat das Grundstück. Es schien wirklich bereits zu dämmern hinter den Hügelkuppen, die Dunkelheit lastete gar nicht mehr so schwer über dem Land und sie blickte verückt in den vormorgendlichen Himmel. Sie schritt am Haus vorbei in den Garten und breitete die Arme aus. *Was für eine Nacht, was ein Morgen*, dachte sie und wandte sich dann zum Haus um. Im Vorbeigehen warf sie einen kurzen Blick auf die Agave, die tatsächlich abgestorben war. *So schnell kann's gehen, Werden und Vergehen*, dachte sie und ging auf das Haus zu. „Tja, mein lieber Knarf, nun muss ich dich wohl leider wecken müssen“, sprach sie leise vor sich hin und kicherte albern. Dennoch drückte sie die Klinke der Eingangstüre probeweise herunter. Erschrocken zuckte sie zurück, als die Türe sich wider Erwarten öffnen ließ. Tatsächlich, das Haus war einmal wieder unverschlossen geblieben. War denn der *Mzee* wenigstens auf seinem Wachposten? Sie musste sich eingestehen, nicht darauf geachtet zu haben.

Ein wenig mulmig war ihr schon zumute, als sie das dunkle Wohnzimmer betrat. Sie probierte die Lichtschalter neben dem Eingang, doch es blieb dunkel. Auf einmal fühlte sie sich stocknüchtern und eine unerklärliche Angst kroch in ihr hoch. Trotzdem ging sie weiter durch den Raum und leuchtete mit der Lampe in Richtung Franks provisorischer Schlafstätte. Dabei fiel ihr auf, dass das Wandregal umgestoßen war. Kleidungsstücke und Bücher lagen verstreut auf dem

Fußboden, das Notebook stand nicht an seinem gewohnten Platz auf dem Schreibtisch ...

Sie ging einige Schritte auf das Sofa zu, auf dem sie den zerknüllten Schlafsack erkennen konnte, in dem jedoch niemand lag. Dann entdeckte sie Frank. Auf dem Fußboden zwischen Sofa und Couchtisch. Er lag auf dem Rücken und schien ruhig zu schlafen, doch neben seinem Kopf war etwas ... sie leuchtete und sah zu ihrem Schrecken eine große Blutlache. Sie schluckte und leuchtete näher zu seinem Kopf hin. Dabei entdeckte sie die große Wunde seitlich über seinem rechten Ohr. Sein blondes Haar war blutverklebt ... Entsetzt wich sie zurück. *Bitte, lass es eine Hallu sein, eine Fata Morgana, ein Hirngespinnst, ... bitte!!!* schoss es ihr durch den Kopf.

Plötzlich fuhr sie erschrocken herum. War da nicht eben ein Geräusch auf dem Dach zu hören gewesen? Ihr Atem stockte. Hastig drehte sie das Licht ihrer Lampe herunter und verdunkelte es zusätzlich mit der Hand, wollte es jedoch nicht ganz auslöschten, da sie sonst überhaupt keine Lichtquelle mehr gehabt hätte. So verharrte sie mehrere Augenblicke atem- und bewegungslos.

Da war es wieder, genau über ihr. Konnten das die Schritte eines Menschen sein? Doch was sollte jemand mitten in der Nacht auf dem Dach wollen? *Wahrscheinlich ein Tier, überlegte sie. Oder ...* Sie verscheuchte den Gedanken, nahm all ihren Mut zusammen, schritt weiter durch das Wohnzimmer und betrat den noch dunkleren Korridor. Sie konnte ihr Herz schlagen spüren und meinte, es auch hören zu können. Noch nie in ihrem Leben hatte sie solche Angst gehabt. Doch sie musste nach Julie und Xavier schauen! Falls sonst noch jemand im Hause sein sollte ... Mit der Petroleumlampe in der Hand bot sie in jedem Fall ein leichtes Angriffsziel für jemanden, der im Hinterhalt lauerte. Doch sie brauchte das Licht und letztendlich sah sie die Lampe auch als eine Art Waffe, um sich gegebenenfalls verteidigen zu können. Fest umklammerte sie deren Griff, atmete noch einmal tief durch und tastete sich an der Wand entlang durch den Korridor.

Die Türe zu ihrem Zimmer stand offen. Sie erinnerte sich, sie abgeschlossen zu haben, bevor sie gegangen war ... Sie betrat ihr Zimmer nicht, sondern blickte nach rechts, wo sich Marks Zimmer befand. Auch er hatte seine Zimmertüre abgeschlossen, bevor er mit ihnen in die Hauptstadt aufgebrochen war. Nun stand sie sperrangelweit offen. War er möglicherweise unverhofft zurückgekehrt? Lautlos pirschte sie sich heran und warf einen Blick in das Zimmer. Flüchtig betrachtet sah es genau so unordentlich und chaotisch aus, wie sonst auch. Doch bei näherem Hinsehen musste sie erkennen, dass alles, was Mark zurückgelassen hatte,

durchwühlt war und achtlos auf dem Boden verstreut lag. Sie leuchtete in Richtung des Bettes, das zu ihrer großen Erleichterung unberührt war. Solveig atmete auf.

Nun gab es nur noch ein Zimmer zu inspizieren ... Hoffentlich waren die beiden noch im Babacar oder sonst irgendwo! Solveig atmete tief durch und schlich den Korridor zurück auf Julies Zimmer zu, dessen Türe wie so oft in ihrer Abwesenheit nur angelehnt war. Ihr Herz schlug wild, als sie die Türe vorsichtig mit der Fußspitze aufstieß, wobei diese leise quietschte.

Beim Eintreten hielt sie die Lampe hoch, um so viel wie möglich zu sehen, ohne sich zunächst im Raum bewegen zu müssen. Auch hier bot sich dasselbe chaotische Bild wie auch schon in den anderen Zimmern. Sie sah zum Bett hinüber. Zwei Gestalten lagen darin. Ihre Gesichter konnte sie nicht sehen, da sie seitlich hintereinander lagen und ihre Gesichter der Türseite abgewandt waren. Die ihr näher liegende Gestalt musste Xavier sein. Wie es aussah, hatte er von hinten seinen Arm um Julie geschlungen. Solveig ging einen Schritt auf das Bett zu. „Julie ...?“ flüsterte sie tonlos und wich plötzlich erschrocken zurück. In Xaviers Unterarm klaffte eine tiefe Wunde, welche diesen fast durchtrennte. Das weiße Laken war blutgetränkt ... Sie beugte sich vor und blickte in Xaviers starre, weit aufgerissene Augen. Dann fiel ihr Blick auf Julie ...

Vor Entsetzen schlug sie sich die Hand vor den Mund, um einen Schrei zu unterdrücken. Julies linke Gesichtshälfte war durch eine hässliche Wunde entstellt, die von einer Panga herrühren musste. Ihre linke Hand, die unter der Decke hervorlugte, war rot von Blut ... Solveig spürte, wie es sie würgte, und wich langsam zurück. Ihre Knie waren kurz davor, ihr den Dienst zu versagen. Als sie die Wand neben der Tür erreichte, fiel sie in sich zusammen. Tränen schossen ihr aus den Augen und sie begann am ganzen Leib zu zittern, unfähig, sich auch nur zu rühren.

Als sie sich irgendwann aufrappelte, hatte sie kein Gefühl dafür, wie lange sie so an die Wand gelehnt gekauert hatte. Ob fünf Minuten oder eine halbe Stunde, die Zeit hatte in diesem Raum ohnehin aufgehört zu ticken. Zuerst wankte sie noch im Stehen, doch dann verspürte sie auf einmal den Drang, zu laufen. In panischer Flucht rannte sie aus dem Zimmer, rannte durch den Korridor, rannte durch das Wohnzimmer, rannte hinaus ins Freie ... - Zu spät bemerkte sie die dunkle Gestalt, die vor der Haustüre auf der Veranda stand und in die sie frontal hineinrannte. Der plötzliche, wuchtige Zusammenprall ließ beide taumeln. Hände ergriffen die ihren, sie wand sich und schrie ...

Die Gestalt rief etwas, was sie jedoch nicht verstand, da ihr nur ihr eigenes Schreien in den Ohren klang. Dann presste sich ihr eine Hand von hinten fest auf den Mund, während ein Arm sie festzuhalten versuchte. Zwar versuchte sie mit aller Kraft, sich loszureißen, doch der andere war stärker und hatte von hinten die bessere Ausgangsposition, zumal er sie inzwischen so fest im Griff hatte, dass es schmerzte. Währenddessen lag die Hand des Angreifers noch immer fest auf ihrem Mund und hielt ihr zugleich die Nase zu, so dass sie kaum mehr Luft bekam. Dennoch gab sie nicht auf. Weiterhin versuchte sie zu schreien, um sich zu treten und sich aus der Umklammerung zu befreien.

„Ich bin’s! Hörst du nicht? Ich bin’s doch nur!!!“ hörte sie mit einem Mal und erkannte Peers Stimme.

Wie paralysiert hielt sie inne und gab ihren Widerstand wie auf Knopfdruck auf. Kurz darauf nahm er seine Hand von ihrem Mund und lockerte seinen Haltegriff. Dann drehte er sie zu sich um und schüttelte sie. „Was ist denn bloß los mit dir? Bist du völlig übergeschnappt?“ rief er und wich erschrocken zurück, als er sie von Nahem sah: Keuchend, nach Luft japsend, mit tränenüberströmtem Gesicht und vor Panik geweiteten Augen. Behutsam strich er ihr eine Haarsträhne aus dem Gesicht und legte seine Hände sanft auf ihre Schultern, die sich im raschen Rhythmus ihrer flatternden Atmung hoben und senkten.

„Es ist ... es ist etwas Furchtbares passiert ...“, stammelte sie, unfähig, das Unfassbare in Worte zu fassen. Sie hustete und schluckte und sprach schließlich wie in Trance: „Sie sind tot ... Julie, ... Xavier, ... Oh mein Gott, sie sind alle tot!“

Auf einem Nachbargrundstück krächte ein Hahn. Die Sonne stieg rasch hinter den Hügeln im Osten auf und erhellte den Garten, das Haus und die abgestorbene Agave.

Die folgenden Tage brachte Solveig in einer Mischung aus Koma, Höllentrip und Drogenrausch zu. Peer hatte sie, nachdem er sich selbst von ihrem grausigen Fund überzeugt hatte, nach Easy Living gebracht. Dort hatte er sie auf den Beifahrersitz seines Autos gesetzt und war mit ihr zur Polizei gefahren. An die Stunden danach hatte sie später keine Erinnerung mehr und sie wünschte, sie hätte restlos alles vergessen können, was sie in jener Nacht gesehen hatte. Doch der Anblick von Julie und Xavier hatte sich tief in ihr Gedächtnis eingegraben und sie hatte die Bilder nahezu ständig vor Augen. Peer ließ den belgischen Arzt kommen, der ihr eine Spritze verabreichte und starke Beruhigungs- und Schlafmittel daließ. Letztere weigerte sie sich zunächst zu nehmen. Am liebsten wollte sie überhaupt nicht schlafen, da sie sich vor Alpträumen fürchtete. Ihre Wachträume waren jedoch kaum besser und so nahm sie die Tabletten schließlich doch ein, die sie in eine Art immerwährenden Dämmerzustand treten ließen. Einmal wachte sie lachend auf und verkündete, dass sie jetzt mit dem Auto ans Meer fahren wolle. Das nächste Mal wachte sie mitten in der Nacht tränenüberströmt auf, weil sie glaubte, ihre Familie sei ermordet worden. Manchmal schreckte sie aus dem Schlaf auf und rief nach Julie oder Xavier. Erst dann kam ihre Erinnerung wieder und sie sank weinend auf ihr Kopfkissen zurück und Peer nahm sie tröstend in den Arm. Vorsichtshalber nahm er am dritten Tag die Tabletten an sich, damit sich nicht noch eine weitere Tragödie ereignete.

Nachdem der Arzt gegangen war, hatte Peer sich bemüht, mit Löfflers Kontakt aufzunehmen. Jedoch funktionierte die Telefonleitung erst am Abend wieder. Sie nahmen das Geschehene mit ungläubigem Schrecken auf und schickten sofort ein Fax nach Stuttgart sowie ein weiteres an das Postamt von Kunjari, wo Thomas Schmitt für gewöhnlich täglich seine Post abholte. Mark erreichte die Nachricht jedoch erst am Morgen des vierten Tages nach der Mordnacht, da er mehrere Tage mit Thomas im nördlichen Teil des Kunjari Parks unterwegs gewesen war. Sie hatten auf ihrem Weg zahlreiche Flüchtlingslager gesehen. Einige davon waren in der Tat sehr groß, bestanden aus zahlreichen weißen Zelten, die in ordentlichen Reihen neben- und hintereinander aufgebaut waren, und standen unter UN-Kontrolle. Andere waren kleiner und unorganisiert, bestanden aus blauen UNHCR-Planen oder anderen zusammengenähten Zeltdecken und machten einen jämmerlichen Eindruck, insbesondere, wenn es dazu auch noch regnete und der Boden sich in kalten, roten Morast verwandelte.

Im krassen Gegensatz zu dem menschlichen Elend war die Landschaft, durch die sie fuhren, wunderschön. Zwar schreckten sie hier und da einige Impalas, Gnus oder Zebras auf, die beim Anblick des Autos schleunigst das Weite suchten, doch gegen die riesigen Herden, die es einst im Kunjari gegeben haben musste, war dies verschwindend wenig.

Die Nachricht der Löfflers traf Mark wie ein Blitz aus heiterem Himmel. Wortlos reichte er das Fax an Thomas weiter und begann mechanisch seine Sachen zu packen. Thomas erbot sich, ihn in seinem Wagen bis zur Hauptstadt zu bringen, von wo aus er mit dem Bus weiter nach Kuranda fahren konnte. Die ganze Fahrt über saß Mark wie versteinert da, den Kopf gegen das Fenster gelehnt. Blicklos starrte er hinaus und ließ die afrikanische Landschaft an sich vorüberziehen, ohne sie wirklich wahrzunehmen.

Am Nachmittag erreichte er Kuranda und überlegte, wohin er nun gehen sollte. In der WG würde er Solveig jetzt sicherlich nicht mehr antreffen, dachte er und beschloss, nach Easy Living zu gehen. Als er das Grundstück betrat, war Peers Auto nicht dort. Saida war im Garten damit beschäftigt, Wäsche auf die Leine zu hängen. Als sie ihn bemerkte, winkte sie ihm zu und rief: „Sie ist im Haus.“ Er setzte seinen Rucksack auf der Veranda ab und trat durch die offen stehende Haustüre ein. „Solveig?“ rief er und blieb abwartend im Wohnzimmer stehen. Der Couchtisch war übersät mit CD-Hüllen, leeren Bierflaschen und Papierkram jeglicher Art und auch sonst sah es nicht so aus, als hätte während der vergangenen Tage jemand aufgeräumt. Allein der saubere Fußboden verriet, dass Saida ihrer Pflicht nachgekommen war und im Haus geputzt hatte. Dann hörte er auf einmal eine Tür und Solveig tauchte hinter der Ecke zu Peers Schlafzimmer auf. Man sah ihr an, dass sie gerade aus dem Bett kam und in den letzten Tagen einiges durchgemacht hatte: Das dunkle Haar war, ähnlich wie bei Julie sonst immer, wild zerzaust. Ihr Gesicht wirkte eingefallen, die Augenlider waren geschwollen und die Augen rot gerändert. Sie trug Peers Roskilde-T-Shirt, dazu ihre blauen Surfershorts. Erstaunt stellte er fest, dass ihre Fußnägel hellblau lackiert waren und er fragte sich, ob sie das vorher auch schon gewesen waren oder ob es ihm nur nicht aufgefallen war. Dann schalt er sich im Stillen selbst, dass seine Gedanken in solch einer Situation um T-Shirts und lackierte Zehennägel kreisten.

Solveig war derweil schweigend an der Ecke stehen geblieben. Sie stand einfach nur so da und sah ihn mit traumwandlerischem Augen an. Auch er wusste nicht, was er sagen sollte. Ihr Blick verriet so viel Schmerz, so

viel Trauer, so dass ihm erst jetzt richtig bewusst wurde, was eigentlich geschehen war.

Auf einmal gingen beide wie auf Kommando gleichzeitig aufeinander zu und fielen sich in die Arme. Er hörte sie leise an seiner Schulter schluchzen und streichelte ihr tröstend durchs Haar. Zugleich spürte er seine eigenen Tränen über sein Gesicht rinnen, die er den ganzen Tag über zurückgehalten hatte, und die sich nun nicht mehr aufhalten ließen. Mehrere Minuten standen sie so da und klammerten sich aneinander. Dann lockerte Solveig allmählich ihren Griff, hob ihren Kopf von seiner Schulter und sah ihn an. Erst da registrierte sie, dass er ebenfalls weinte. Sie schniefte und verzog den Mund zu einer Grimasse, die ein Lächeln darstellen sollte, und wischte ihm behutsam mit dem Finger eine Träne fort, die über seine Wange lief. Gerührt und verlegen zugleich ob dieser zärtlichen Geste wischte er sich mit der Hand über das Gesicht und durch die Augen. Dabei fiel ihr auf, dass er wunderschöne, dichte, schwarze Wimpern hatte, die jetzt feucht glänzten.

„Was bin ich froh, dass du in Kunjari warst“, sagte sie mit brüchiger Stimme.

„Und ich bin froh, dass du hier warst und nicht in der WG ...“

Erneut fielen sie sich in die Arme, froh darüber, dass der jeweils andere noch am Leben war, und hielten sich aneinander fest. „Mir ist total schwindelig“, murmelte sie auf einmal mit geschlossenen Augen.

„Macht nichts, ich hab dich ja“, sagte er leise und drückte sie noch fester an sich als er merkte, dass sie tatsächlich wankte.

„Das sind die tollen Drogen, die mir dieser belgische Arzt gebracht hat. Du glaubst gar nicht, wie ich seit Tagen am Fliegen bin“ sagte sie und brachte tatsächlich so etwas wie den Anflug eines Lächelns zustande.

„Zum Beispiel jetzt gerade?“

„Oh ja, und wie ... ich fliege ... unter mir befindet sich das Meer, ich sehe nur unendliches Blau und darin tummeln sich bunte Fische, Delfine und auch richtig große Wale ... Aber nein - ich hab mich getäuscht: Es ist in Wirklichkeit überhaupt nicht der Ozean unter mir, sondern eine endlos weite, gelbe Savanne. Was ich für Fische hielt, sind eigentlich Gnus und Zebras. Was ich für Wale hielt, sind Elefanten - ist das nicht völlig abgedreht?“

Mark fand das allerdings ziemlich abgedreht.

„Am Besten, du legst dich wieder ins Bett, wenn dir so schwindelig ist. Kannst du gehen?“ Sie bejahte, doch er musste sie stützen, so wackelig war sie plötzlich auf den Beinen, und er führte sie zurück in Peers Schlafzimmer. Als sie im Bett lag und er sie zugedeckt hatte, flüsterte sie

mit weit aufgerissenen Augen: „Schau mal unters Bett.“ Verständnislos sah er sie an und fragte: „Wieso? Glaubst du vielleicht, da liegt jemand drunter?“

„Schau unters Bett“, wiederholte sie eindringlich.

Er tat ihr den Gefallen und sah zu seinem Erstaunen eine *Panga* dort liegen und erinnerte sich daraufhin an Peers Worte von damals, als er sie zum ersten Mal in der WG besucht hatte.

„Hast du gesehen?“ fragte sie. „Hier kann nichts passieren! Das hier ist Easy Living, hier passiert so was nicht!“

Mark wartete draußen auf der Veranda auf Peers Rückkehr und hoffte, von ihm mehr über das Geschehene zu erfahren. Solveigs Verhalten war nicht nur abgedreht, sondern auch reichlich paranoid und er fragte sich, ob der Schock oder die erwähnten Medikamente daran Schuld waren. Nach einer guten halben Stunde vernahm er Motorengeräusche, woraufhin Saidas jüngster Sohn so schnell ihn seine kurzen, dünnen Beinchen tragen konnten auf das Tor zu raste, um es zu öffnen. Dann blieb er stramm wie ein Soldat daneben stehen und beobachtete, wie der Wagen einfuhr, um das Tor sogleich wieder eilfertig zu schließen. Der Wächter, der vor seinem Wachhäuschen saß, lachte und rief dem Jungen etwas zu, doch Mark wandte seine Aufmerksamkeit Peer zu, der aus dem Auto stieg und auf ihn zukam. Er erhob sich und ging ihm entgegen. Peer begrüßte ihn per Handschlag und legte eine Hand auf seine Schulter. „Tut mir echt Leid, was geschehen ist ... Aber gut, dass du hier bist!“

Mark schluckte. „Danke, dass du gleich Bescheid gegeben hast. Eigentlich weiß ich so gut wie gar nicht, was genau passiert ist. Die Löfflers haben mir nur eine kurze Nachricht gefaxt, in der sie ...“, er stockte kurz, fuhr dann aber fort: „... in der geschrieben stand, dass Julie, Xavier und Frank nachts von Unbekannten in der WG ermordet wurden und dass ich möglichst schnell nach Kuranda zurückkehren soll.“

Peer ging auf die Veranda und setzte sich in einen Korbstuhl. Mark folgte ihm und nahm neben ihm Platz.

„Laut Polizei war es ein Raubüberfall, wie sie sich in letzter Zeit immer mehr zu häufen scheinen“, begann Peer zu erzählen. „Das Ungewöhnliche daran ist nur, mit welcher Kaltblütigkeit der Tod von drei Menschen in Kauf genommen wurde. Wahrscheinlich hatten die Täter damit gerechnet, das Haus unbewohnt vorzufinden. Das Auto stand in besagter Nacht ja in der Werkstatt, es deutete also nichts darauf hin, dass sich jemand im Haus befand. Hinzu kam die Gelegenheit mit dem Stromausfall, durch den alles stockdunkel war. Wahrscheinlich war es

purere Zufall, dass es ausgerechnet euer Haus getroffen hat, denn eigentlich gab es darin ja nichts zu holen: Ihr hattet keinen Fernseher, keinen DVD-Player, keine Stereoanlage – nichts, was diese Burschen sonst so interessiert. Das Notebook ist natürlich weg, Julies Digitalkamera ebenfalls und sicherlich auch einiges an Bargeld. Allerdings hat Solveig keine Ahnung, wie viel davon im Haus herumgelegen hat. Reiseschecks dürften wohl auch weggekommen sein, ansonsten irgendwelcher Kleinkram.“

„Was war mit dem Mzee?“

„Der sagte aus, dass er an jenem Abend wegen eines Malariaanfalls nicht auf seinem Posten erschienen war, was wohl niemand bemerkt hatte. Doch was hätte es groß geändert, außer, dass es vielleicht einen Toten mehr gegeben hätte ... Das Dumme aber war, dass die Haustüre unverschlossen gewesen ist. Nur dadurch war es den Tätern möglich gewesen, völlig geräuschlos in das Haus zu gelangen und alle im Schlaf zu überrumpeln, obwohl Kn..., ich meine Frank, eventuell etwas bemerkt haben dürfte, denn man fand ihn auf dem Boden liegend. Wahrscheinlich hatten die Täter erst recht nicht damit gerechnet, dass jemand im Wohnzimmer auf dem Sofa liegen würde.“

„Wer hat es überhaupt entdeckt?“ fragte Mark.

Peer machte eine Kopfbewegung zum Innern des Hauses hin. „Ach du Schreck, dann wundert mich nichts mehr ...“ Mark erzählte Peer von seiner Begegnung mit Solveig.

„Sah es ...“, er suchte nach den richtigen Worten, „... War es sehr schlimm dort?“

„Ich bekomme jetzt noch eine Gänsehaut, wenn ich dran denke“, antwortete Peer. „Sie wollte nur etwas holen und war zur WG gelaufen - mitten in der Nacht und bei Stromausfall. Aber ich hatte sie nicht davon abhalten können. Als sie ewig nicht zurückkam, habe ich mir Sorgen gemacht, da sie nicht gerade nüchtern war und der Boden war ziemlich rutschig vom Regen. Also bin ich ihr nachgegangen. Vor dem Haus bin ich dann im Dunkeln mit ihr zusammengestoßen, als sie gerade wie eine Wahnsinnige herausgestürmt kam. Und dann hat sie mir erzählt, was sie gesehen hatte ... Also bin ich reingegangen, um nachzusehen, ob es wirklich stimmte oder ob ihr die Fantasie durchgegangen war. Doch so wie sie ausgesehen hatte, ahnte ich bereits das Schlimmste ...“ Er schüttelte den Kopf und fuhr fort: „Dass sie den Mut aufgebracht hat, allein noch durch das ganze Haus zu gehen, nachdem sie Frank im Wohnzimmer gefunden hatte ... Es hätte genau so gut noch jemand im Haus sein können ... Ich will dir die Details ersparen: Frank wurde mit

einem stumpfen Gegenstand der Schädel eingeschlagen. Julie und Xavier wurden mit einer Panga im Bett getötet. Du kannst dir vorstellen, wie es dort aussah. Die Tatwaffen wurden bislang nicht gefunden, doch man vermutet, dass es sich aufgrund der unterschiedlichen Waffen um mindestens zwei Täter gehandelt haben muss. Von denen fehlt bislang noch jede Spur. Die Polizei hat zwar jede Menge Fingerabdrücke im Haus sicherstellen können, davon dürften die meisten jedoch von euch und von der Clique stammen. Du solltest morgen auf jeden Fall als erstes bei der Polizei vorbeigehen, dann werden sie das überprüfen. Die Haustürklinke hatten sowohl Solveig als auch ich berührt, das wäre wohl die beste Quelle gewesen, um einen einwandfreien Abdruck von einem der Täter zu erhalten.“

Mark legte die Hände vor sein Gesicht. „Mein Gott, wie furchtbar ...“

Peer bot ihm an, in seinem Gästezimmer zu wohnen. Die WG war zur Spurensicherung noch von der Polizei gesperrt, außerdem war nicht davon auszugehen, dass nach dem, was sich ereignet hatte, noch jemand freiwillig dort alleine schlafen wollte. Dankbar nahm Mark das Angebot an. Er brachte seinen Rucksack in das Gästezimmer, nahm eine warme Dusche und aß später sogar mit großem Appetit den trockenen Ugali, den Saida ihnen zum Abendessen servierte, denn er hatte den ganzen Tag noch nichts zu sich genommen. Peer holte Solveig zum Essen, die sich zwar mit an den Tisch setzte, jedoch entgegen ihrem sonstigen Appetit nur ein paar Bissen aß.

„Du solltest von jetzt an besser gar keine von diesen Tabletten mehr nehmen“, sagte Peer zu ihr. „Du musst allmählich wieder deinen natürlichen Schlaf-Wach-Rhythmus finden. Außerdem macht das Zeug süchtig. Und blöd im Kopf.“

Sie reagierte nicht und kaute weiter mechanisch auf einem Maisbreiklumpen herum, den sie nun schon minutenlang im Mund hatte und der allmählich überhaupt nicht mehr existent sein konnte. Peer sah zu Mark. „Ich weiß wirklich nicht, was dieser Arzt ihr da gegeben hat. Ich vermute, sie hat überdosiert. Scheint ein seltsamer Trip zu sein, auf dem sie sich befindet.“

Nach dem Essen setzten sie sich in die Sofaecke und hörten ruhige Musik. Solveig wirkte wieder etwas wacher und hatte sich, ehe Peer und Mark sie davon hätten abhalten können, ebenfalls ein Bier aus der Küche geholt.

„Ob das so gut ist, nach all diesen Tabletten ...“, meinte Mark und sah sie besorgt an.

„Wir werden sehen“, meinte Solveig gleichgültig. „Momentan fühle ich mich wieder ganz gut. Das Essen hat gut getan.“

„Du meinst doch nicht etwa diesen winzigen Ugali-Krümel, den du eine halbe Stunde lang vor dich hingekaut hast?“ fragte Peer augenzwinkernd. Sie streckte ihm die Zunge heraus und trank einen Schluck.

Mark fand es verwirrend, dass die beiden bereits wieder miteinander scherzen konnten. Andererseits hatten sie schon vier Tage lang Zeit gehabt, das Geschehene zu verarbeiten – er hingegen hatte erst am Morgen davon erfahren, war dann wie in Trance nach Kuranda gereist und hatte erst hier genau erzählt bekommen, was sich wirklich zugetragen hatte. Er konnte es noch immer nicht richtig realisieren. Das konnte einfach nicht wahr sein! Das durfte einfach nicht wahr sein! Wäre er, wie ursprünglich geplant, vor fünf Tagen schon aus Kunjari zurückgekehrt, wäre auch er in jener verhängnisvollen Nacht in der WG gewesen ... *Zumindest wäre dann die Haustüre sehr wahrscheinlich verschlossen gewesen und wer weiß, wie das den weiteren Ablauf des Geschehens beeinflusst hätte*, dachte er. Vielleicht wären Julie, Xavier und Frank dann noch am Leben. Warum waren sie auch so nachlässig gewesen! Er nahm einen großen Schluck aus seiner Flasche. *Vielleicht ist das das Beste, was ich heute machen kann: Trinken, schlafen, vergessen*, dachte er und fragte: „Was ist mit Stuttgart? Wissen die Bescheid?“

„Die Löfflers haben es ihnen mitgeteilt. Gestern ist ein Fax aus Stuttgart an euch beim Doyen angekommen. Er hat sich bei der Polizei erkundigt, wo ihr jetzt zu finden seid, und hat es dann durch Marie-Claire hierher bringen lassen.“ Peer kramte in einem Stapel aus Briefen und Faxen und zog es heraus. Mark nahm die Nachricht entgegen und überflog die Zeilen. Natürlich war man in Stuttgart entsetzt und fassungslos. Klaus bat Mark, alles zu regeln, was zu regeln war und riet ihnen, auf keinen Fall mehr für die verbleibende Zeit im Haus zu wohnen, sondern stattdessen in ein Hotel zu ziehen. Außerdem fragte er, wer Xavier sei und warum Frank im Wohnzimmer geschlafen hatte.

Mark legte das Blatt beiseite. *Mit etwas Nachdenken wird er die Antworten schon selber finden*, dachte er. Und dieser Hinweis mit dem Hotel – als würden sie auch nur eine einzige Nacht noch freiwillig in der WG übernachten wollen! Dass dies aus polizeilichen Gründen auch überhaupt nicht möglich war, darauf schien Klaus auch nicht gekommen zu sein.

„Der Doyen ließ übrigens durch Marie-Claire ausrichten, dass er sich um die Überführung kümmern wird. Am Besten, du sprichst morgen mit ihm, Solveig war ja bislang indisponiert.“

Mark nickte. „Da hab ich ja volles Programm morgen ... Ist aber ganz gut so. Wo ist eigentlich unser Auto?“

Peer grinste. „Frank hat es wohl in einen offen liegenden Kanalschacht oder irgendein anderes ungesichertes Loch in der Straße gesetzt. Du kannst es in der Werkstatt oben beim Stadion abholen. Ich habe vorgestern alle Werkstätten abgeklappert, da Solveig auch nicht wusste, wohin er das Auto gebracht hatte. Falls du Geld zum Bezahlen der Reparatur brauchst, kann ich dir etwas leihen.“

Dankend lehnte Mark sein Angebot ab. Geld sollte er noch genug haben. Zum Glück hatte er seine Reiseschecks nicht in der WG zurück gelassen. „Wenn wir dich nicht hätten“, sagte er zu Peer und warf einen kurzen Blick auf Solveig, die ausdruckslos mit ihrer Flasche Bier auf dem Schoß da saß und vor sich hinstarrte. Äußerlich war nicht sicher zu erkennen, ob sie der Unterhaltung folgte oder ob sie wieder in eine ganz andere Welt abgetaucht war und über Ozeane und Savannen flog.

„Übrigens hatten wir gestern Besuch von Xaviers Eltern, das war vielleicht schlimm“, erzählte Peer. „Am Schluss saßen wir zu viert da und waren alle am heulen. Er war ein netter Kerl – wie eure Julie übrigens auch ...“

„Und Frank?“

„Ach stimmt, du hast ja keine Ahnung“, fiel Peer ein. „Vielleicht sollte dir Solveig besser von ihm erzählen, aber sie scheint mir heute wenig gesprächig zu sein ...“ So berichtete er Mark von Frank und war selbst erstaunt darüber, dass ihm kaum Positives zu ihm einfiel. Mark nahm es überrascht zur Kenntnis, war sich jedoch sicher, dass er selbst bestimmt nicht so hart über ihn geurteilt hätte, wenn er ihn gekannt hätte.

Zeitig am nächsten Morgen fuhren sie alle zusammen zur Autowerkstatt. Peer und Solveig fuhren anschließend wieder zurück zum Haus, wo Céline schon auf ihn wartete, um die Projektarbeit, die während der vergangenen Tage geruht hatte, wieder aufzunehmen. Er bot Solveig an, sich ihnen anzuschließen, um auf andere Gedanken zu kommen, doch sie zog es vor, im Haus zu bleiben. „Aber stell mir nichts an!“ drohte er scherzend mit erhobenem Zeigefinger und schloss sie kurz in seine Arme, bevor er ins Auto stieg und mit Céline davonfuhr.

Mark fuhr unterdessen mit dem Toyota zunächst zur Polizei, wo seine Fingerabdrücke abgenommen wurden, um sie aus den gesammelten Entnahmen aus dem Haus heraus zu filtern. In einem stickigen Büro nahm ein Polizist mühsam mittels einer vorsintflutlichen Triumph-Adler-Schreibmaschine seine Personalien auf und stellte ihm einige Fragen, wo

er sich zur Tatzeit aufgehalten habe und weshalb. Er tippte alles quälend langsam ein, dann musste Mark das Protokoll unterschreiben und war schließlich entlassen.

Als nächstes fuhr er zur Fakultät, wo ihn Monsieur Wekesa im schwarzen Anzug und mit ernster Miene empfing. Er sprach ihm sein Beileid aus und bat ihn in sein Büro. „Was geschehen ist, ist für uns alle unfassbar“, begann er mit unbewegter Miene und erinnerte Mark dabei an einen Pfarrer bei einer Beerdigungszeremonie. „Um so mehr, da Gäste unseres Landes, unserer Universität, zu den Opfern zählen. Wir hoffen, dass die Täter schnell gefasst und zur Verantwortung gezogen werden. Ich persönlich glaube nicht, dass es Leute aus der Gegend waren. Die Männer, die vor einigen Wochen in das Haus des anderen Deutschen eingebrochen sind, als dieser sich gerade in der Hauptstadt aufhielt, hat man vorige Woche gefasst, als sie einem Händler die gestohlenen Elektrogeräte zum Kauf anboten und dieser die Polizei rief. Die können es also nicht gewesen sein. Und darüber hinaus gibt es hier niemanden, der kaltblütig einen dreifachen Mord begehen würde.“

Mark sah ihn zweifelnd an. *Und was war während des Krieges?* wollte er am liebsten ausschreien. *Ist da nicht auch überall jeder gegen jeden angetreten und hat gemetzelt, so viel er nur konnte, auch hier in Kuranda?* Doch er schwieg. Was nützte es, jetzt noch unnötig Porzellan zu zerschlagen. Er dachte an Julie und fragte sich, ob sie jetzt womöglich in dem Totenhaus auf dem Krankenhausgelände lag, das damals diesen fürchterlichen Geruch verbreitet hatte.

Der Doyen kam auf die Überführung der beiden Leichen nach Deutschland zu sprechen und versicherte, dass er sich dafür einsetzte, dass dies möglichst rasch geschehen würde. Er hatte Klaus Kaiser und Professor Wienands bereits per Fax die Summe genannt, die er dafür benötigen würde. Daraufhin hatten die Stuttgarter ihm mitgeteilt, dass das Bureau du Jumelage das erforderliche Geld auf das von Monsieur Wekesa genannte Konto überweisen würde.

Mark bedankte sich beim Doyen für seinen Einsatz und war froh, dass es in dieser unangenehmen Angelegenheit für ihn nichts zu tun gab. Er verabschiedete sich und fuhr zurück nach Easy Living. Als er auf das Grundstück fuhr, sah er Saida laut schimpfend hinter den Hunden herrennen. Sie bückte sich, um ein Stück Holz vom Boden aufzuheben, und warf es ihnen nach, ohne die Tiere jedoch zu treffen, die durch ein Loch im Zaun entkamen. Verwundert stieg er aus dem Auto und ging auf das Haus zu. Saida wandte sich immer noch laut in ihrer Sprache schimpfend um und rief ihm dann erklärend auf Französisch zu: „Tusker

hat eines meiner Hühner getötet! Dieser böse Hund! Wer ersetzt mir jetzt den Schaden?“

„Peer ...?“ meinte Mark fragend.

„Eehh“ gab sie spöttisch zur Antwort. „Er sagt, dass ich die Hühner hier auf eigenes Risiko halte. Das ist nun schon das zweite innerhalb eines Monats!“

Bedauernd zuckte Mark die Achseln und betrat das Haus. Vor Peers verschlossener Schlafzimmertür blieb er stehen, klopfte und rief leise: „Bist du da, Solveig?“ Er erhielt jedoch weder eine Antwort noch hörte er ein Geräusch und beschloss, sich nochmals hinzulegen, da er in der vergangenen Nacht kaum geschlafen hatte. Er ging in sein Zimmer, ließ seine Kleidung achtlos zu Boden fallen und legte sich lediglich mit Boxershorts bekleidet ins Bett. Doch obwohl er todmüde war gelang es ihm nicht, seinen Kopf frei zu bekommen. Gedanken und Erinnerungen wirbelten wild durcheinander, vermischten und verzerrten sich. *Vielleicht sollte ich Peer nach den Tabletten fragen*, überlegte er, verwarf den Gedanken jedoch sogleich wieder, da ihm Solveigs Zustand alles andere erstrebenswert erschien. Er schloss die Augen, drehte sich auf die Seite und bemühte sich, an nichts zu denken. Langsam fiel er in leichten Schlaf und begann zu träumen ...

Plötzlich vernahm er die tapsenden Schritte von jemandem, der barfuss auf den Steinfliesen ging, und er richtete sich im Bett auf. Es klopfte an die Türe und auf sein fragendes „Jaaa?“ hin trat Solveig ein. Sie trug dieselben Sachen wie am Vortag und Mark fragte sich, warum sie ständig ein T-Shirt von Peer anhatte, wo sich doch alle ihre Sachen hier im Haus befanden. „Hast du vorhin nach mir gerufen?“ fragte sie.

„Ja, aber du hast nicht geantwortet, darum bin ich wieder gegangen“, antwortete er gähnend.

Nachdenklich kratzte sie sich am Kopf. „Mir war so, als ob ich eine Stimme gehört hätte, aber ich war mir nicht sicher, ob es nicht einfach nur ein Traum war.“ Sie schwieg und zog das Moskitonetz an einer Stelle unter der Matratze hervor, um sich neben ihn auf die Bettkante setzen zu können. „Diese Träume machen mich fertig“ sagte sie leise von der anderen Seite des Netzes.

„Wovon träumst du denn?“

„Von allem möglichen: Von dir, von Peer, von Julie und Xavier, sogar von Knarf, aber auch von irgendwelchen Leuten. Von Kuranda auch und von anderen Orten, anderen Ländern – aber nichts Zusammenhängendes. Und immer ist es irgendwie ... ich weiß nicht, wie ich es sagen soll, nichts Schönes jedenfalls. Letzte Nacht hab ich geträumt, dass meine Mutter

mich irgendwie nach Hause zurück gebeamt hätte, zumindest kam es mir im Nachhinein so vor. Sie hat mich von jemandem chloroformieren und ins Flugzeug setzen lassen. Auf einmal war ich jedenfalls wieder in Stuttgart, konnte mich aber nicht daran erinnern, wie ich dort hingekommen war. Alles war weg. Am Schlimmsten aber war, dass ich mich nicht mehr daran erinnern konnte, ob und wie ich mich von euch beiden verabschiedet hatte. Das hat mich ganz krank gemacht und ich wollte zurück nach Kuranda, nur um mich zu verabschieden. Dann bin ich aufgewacht und wusste zuerst überhaupt nicht, wo ich war ...“

Er wusste weder, was er ihr darauf entgegnen noch, was er nun mit ihr anfangen sollte, denn eigentlich konnte er vor Müdigkeit kaum mehr seine Augen aufhalten und wollte dringend schlafen. Er rückte etwas zur Seite, hob die Decke und sah sie fragend an. Wie selbstverständlich krabbelte sie unter dem Moskitonetz hindurch und legte sich neben ihn. Er zuckte leicht zusammen, als ihre eiskalten Füße die seinen unter der Decke berührten, nahm aber auch den angenehmen Geruch wahr, den sie mitbrachte. Sie arrangierten sich irgendwie nebeneinander und er dachte, dass er jetzt unmöglich würde schlafen können mit ihrem Körper so nah an dem seinen ...

Als er knapp zwei Stunden später erwachte, lag er alleine im Bett. Hatte er nur geträumt oder war auch er womöglich schon im Begriff, den Verstand zu verlieren? Er sah sich um. Nichts deutete darauf hin, dass jemand das Zimmer betreten, geschweige denn neben ihm im Bett gelegen hatte. Kein langes Haar auf dem Kissen, kein fremder Geruch im Raum. Konnte er das wirklich alles nur geträumt haben? Kopfschüttelnd beschloss er, eine kalte Dusche zu nehmen.

Danach fühlte er sich etwas klarer und ging ins Wohnzimmer. Er sah Solveig sich draußen im Garten mit Saida unterhalten, die sich inzwischen wieder beruhigt zu haben schien. Alles wirkte völlig normal und doch erschien ihm alles, sich selbst eingeschlossen, völlig unreal. Er trat ins Freie und ging auf die beiden Frauen zu. Solveig grinste zu ihm herüber und zeigte auf einen unansehnlichen Haufen von Erbrochenem auf dem Rasen. „Tusker hat eines von Sidas Hühnern gerissen. Wie man sieht, ist es ihm nicht gut bekommen.“ Angewidert wandte Mark sich ab. „Wird Peer ihr den Schaden bezahlen?“ fragte er.

Sie schüttelte den Kopf. „Nein, er vertritt da eine eigene Philosophie ... Aber so ein Hühnchen kostet hier nicht die Welt – für uns zumindest nicht. Das ist nun schon das zweite, das ich ihr bezahle.“

Am frühen Abend kehrte Peer von seiner Arbeit zurück und verkündete: „Ich habe ein Fax erhalten: Meine Organisation hat am Tag vor

Weihnachten ein spontanes Meeting in der Hauptstadt angeordnet, zu dem jeder zu erscheinen hat. Geht dann wohl nahtlos in die Weihnachtsfeier über. Anlass ist die „aktuelle Sicherheitslage“, wie es so schön heißt.“

„Meinst du, sie werden ihre Projekte erneut stilllegen und euch ausfliegen?“ fragte Solveig.

„Keine Ahnung. Aber es soll auf jeden Fall erneut Unruhen gegeben haben und zwar nicht nur im Norden, sondern auch südlich der Hauptstadt sowie im Westen. In einem Gefängnis gab es eine Gefangenenrevolte, die von Armee und Polizei blutig niedergeschlagen wurde. In den darauf folgenden Tagen kam es immer wieder zu bewaffneten Überfällen auf Präfekturen und Polizeiwachen, in deren Verlauf unter anderem gezielt drei Bürgermeister ermordet wurden. Häuser gingen nachts in Flammen auf, das Übliche. An der Straße in die Hauptstadt gab es auch wieder Zwischenfälle und in Siangwe einige Raubüberfälle. Ich muss mich so langsam auch fragen, wo man hier überhaupt noch sicher sein kann. Vielleicht schließen sie die Projekte tatsächlich bald wieder.“

„Na dann fröhliche Weihnachten“, sagte Solveig. „Dann können wir nur darauf hoffen, dass zumindest die Straße in die Hauptstadt bis zu unserem Rückflug noch einigermaßen sicher bleibt und wir noch heil hier herauskommen.“

Am folgenden Tag erhielt Mark ein Fax aus Stuttgart. Er war gerade zu Fuß unterwegs ins Stadtzentrum, als ihm im Schatten der Arkade vor der *Boutique de l'an 2000* auf einmal Marie-Claire gegenüberstand und ihm das Schreiben überreichte. Sie wechselten einige belanglose Worte über den Fortgang der Arbeiten auf den Versuchsfeldern, dann senkte sich bedrückendes Schweigen über beide herab. Mark hatte den Eindruck, dass Marie-Claire etwas sagen wollte – sehr wahrscheinlich zu dem nächtlichen Überfall auf die WG – sich aber zugleich davor scheute. Schließlich murmelte sie mit gesenktem Blick „... *pole sana*³³ ...“ und da er die Worte mittlerweile zwar verstand, jedoch nicht wusste, wie er entgegnen sollte, nickte er lediglich stumm.

Nachdem sie gegangen war, ließ er sich auf einer Treppenstufe nieder und begann gespannt, die Faxnachricht zu lesen. Er spürte sein Herz vor Freude schlagen, als er genau das las, was er sich erhofft hatte: Klaus und Professor Wienands lobten ihn für die Wahl seines Diplomarbeitsthemas, dessen Fragestellung sie als „sehr interessant“ bezeichneten, und

³³ Swahili: tut mir leid

Professor Wienands erklärte sich bereit, die Betreuung der Arbeit zu übernehmen. Mark ballte kurz eine Faust und stieß ein leises „Ja“ hervor. *Besser hätte es nicht kommen können*, dachte er ohne zu ahnen, dass die größte Überraschung im letzten Absatz auf ihn wartete. Zunächst jedoch las er weiter, dass er gebeten wurde, trotz allem wie geplant mit Solveig nach Deutschland zurückzukehren und Julies und Franks Sachen mitzubringen. Das Bureau du Jumelage würde die Kosten für das Übergepäck vorstrecken. Sie sollten sich spätestens am Tag vor ihrem Abflug dort melden, dann würden sie das erforderliche Geld erhalten und zum Flughafen gebracht werden, damit sie das Projektauto am Partnerschaftsbüro stehen lassen konnten. Im Gegenzug sagten sie ihm zu, die Reisekosten für einen weiteren Aufenthalt zur Durchführung seiner Feldforschungen im Kunjari Nationalpark zu übernehmen, wenn er sich dazu bereit erklärte, für zwei Wochen nach Kuranda kommen und sich ein wenig um P.I.A.F.-Angelegenheiten zu kümmern. Dann schloss das Fax überraschend mit den Worten:

„... falls du dir trotz allem, was geschehen ist, vorstellen könntest, über deine Diplomarbeit hinaus noch längere Zeit in Kuranda zu verbringen, würden wir dir gerne die noch immer vakante Projektleiterstelle bei P.I.A.F. anbieten. Über die genauen Modalitäten können wir uns Mitte Januar in Stuttgart unterhalten ...“

Das war ein Ding! Mark musste die Zeilen zweimal lesen, bevor er realisierte, welch ungeahnte Möglichkeit sich ihm auf einmal auftat. Nicht nur, dass er sein Diplomarbeitsthema durchgebracht und Winnies Zusage als Betreuer hatte – nun boten sie ihm darüber hinaus auch noch die Projektleiterstelle an, die er zu keiner Zeit für sich selbst in Betracht gezogen hatte, was bei seiner Ausgangsposition auch reichlich vermessen gewesen wäre!

Er fühlte sich völlig überrumpelt und wusste zunächst nicht, was er von dem Angebot halten sollte. *Eigentlich gefällt es mir in Afrika doch sehr gut, trotz allem, was zuletzt geschehen ist*, überlegte er und versuchte sich auszumalen, wie es wohl sein würde, wenn er im Rahmen der Projektleiterstelle länger im Land bleiben und dort weiter wissenschaftlich arbeiten würde.

Besser jedenfalls, als im Anschluss an das Diplom unschlüssig und untätig in Deutschland zu sitzen, wo die Arbeitsmarktlage nicht nur für Geografen alles andere als rosig aussieht, dachte er. Dann kam ihm Solveig in den Sinn. Sie wäre höchstwahrscheinlich – gelinde ausgedrückt – wenig begeistert, wenn sie die Stelle nun ausgerechnet an *ihn* verlöre. Er versuchte, diesen Gedanken fortzuwischen und sich lieber wieder an der Vorstellung zu weiden, das

Angebot anzunehmen. Gedankenversunken erhob er sich und schlenderte weiter. Keine Frage: Dies war ein absoluter Glücksfall, das große Los sozusagen, das ihm einfach so in den Schoß gefallen war. Das konnte er unmöglich einfach so ablehnen!

Peer fuhr zu seinem Meeting in die Hauptstadt, kehrte jedoch gleich am nächsten Tag wieder zurück. Er berichtete, dass seine Organisation aufgrund der jüngsten gewaltsamen Ereignisse, die das Land überzogen hatten, allen Mitarbeitern strengste Sicherheitsregeln auferlegt hatte. Vor allem die Bewegungsfreiheit wurde massiv eingeschränkt, indem das halbe Land zur No-go-area ernannt wurde. Im Prinzip durften sie sich nunmehr zwischen ihrem Standort und der Hauptstadt hin und her bewegen. Außerhalb der Stadtzentren wurde ein allgemeines Nachtfahrverbot verhängt. „So ähnlich hat es vor zwei Jahren auch angefangen“, meinte er. „Dann ging auf einmal alles ganz schnell. Wer weiß, ob wir nicht bald schon unsere Zelte wieder abbrechen werden.“

Solveig freute sich über seine rasche Rückkehr, auch wenn sie es nach außen hin zu verbergen versuchte. Doch als sie ihn betrachtete, wie er abwesend auf der Veranda saß und einmal wieder „seinem“ sentimental Lied lauschte, schien es ihr, als hätte er sich bereits mit dem Gedanken angefreundet, bald schon wieder irgendwo anders auf der Welt zu leben und zu arbeiten.

„Ich hab sozusagen auch ein Lied auf dieser CD ...“, sagte sie schließlich, als das Stück vorüber war. „Magst du es hören?“

Er nickte zustimmend und sie wählte es mit der Fernsteuerung an. Dann erwartete sie gespannt seine Reaktion. Doch als das Lied zu Ende war, meinte er lediglich achselzuckend, dass ihm dieses Stück weniger gut gefiel. Schmerzlich wurde ihr bewusst, dass er überhaupt nichts verstanden hatte.

Am Weihnachtstag regnete es den ganzen Tag über immer wieder und sie hingen die meiste Zeit über zu dritt in der Sofaecke und sahen sich, wie auch schon zuvor an Heiligabend, Filme an, die Peer aus der Hauptstadt mitgebracht hatte.

Mark sah nur mit halbem Auge zu, kreisten seine Gedanken doch immer wieder um die Projektleiterstelle. Er hatte Solveig und Peer nichts davon erzählt, da er allein für sich darüber nachdenken und entscheiden wollte. Er musste sich eingestehen, dass es seinem Selbstwertgefühl ungemein gut tat, dass ihm die Stelle angeboten worden war. Schließlich hatte er noch nicht einmal sein Diplom in der Tasche und dennoch schienen

Winnie und Klaus ihm durchaus zuzutrauen, den Anforderungen gerecht zu werden. Wenn das nicht quasi eine Vorab-Auszeichnung war!

Doch je mehr Nächte er darüber schlief und je mehr er grübelte, desto differenzierter betrachtete er die Angelegenheit und desto mehr Bedenken schlichen sich ein. Anscheinend waren sich Winnie und Klaus nicht ganz darüber im Klaren, dass sich die Lage im Land geändert hatte und sich auch weiterhin nahezu täglich änderte: Der äußerste Norden des Landes war offiziell zum Krisengebiet erklärt worden, in dem jetzt Notstandsgesetze galten und wo es von Militär nur so wimmelte. Viele Menschen verließen aus Furcht vor Schlimmerem mit all ihrem Hab und Gut ihre Häuser und flohen zu Verwandten in südlichere Präfekturen. Es war schwer zu sagen, ob die Armee den Konflikt in Bälde würde beilegen können oder ob dieser sich zu einem erneuten Flächenbrand über das ganze Land ausweiten würde. Vor diesem Hintergrund war es mehr als fraglich, ob er überhaupt seine Diplomarbeit in absehbarer Zeit würde beenden können – ganz zu schweigen von der Durchführbarkeit eines längerfristigen Aufenthalts im Rahmen der Projektleiterstelle.

Er sah zu Solveig herüber, die mit angezogenen Beinen seitlich im Sessel saß und gebannt den Film verfolgte. Sie war von Winnie und Klaus wahrlich an der Nase herumgeführt worden, so viel stand fest. Dass Frank auf einmal als favorisierter Bewerber auf die Stelle nach Kuranda gekommen war, war schon ein Schlag ins Gesicht für sie gewesen. Und jetzt, wo Frank praktisch ausschied, hatten sie ihm die Stelle angeboten, was einem weiteren Schlag gegen sie gleichkam. Wahrscheinlich würde dieser sogar noch schwerer für sie zu verkraften sein als der erste, aus dem einfachen Grund, weil ausgerechnet er nun der Auserwählte sein sollte. Er, der noch nicht einmal sein Studium beendet hatte, der sich überhaupt nicht auf die Stellenausschreibung beworben hatte!

Ihr Blick streifte ihn kurz, als sie sich vorbeugte und nach ihrer Bierflasche griff. Inzwischen sah sie wieder besser aus als an jenem Tag, als er aus Kunjari zurückgekommen war, auch wenn sie noch etwas magerer wirkte als ohnehin schon. Die Rötung und Schwellung der Augen war verschwunden, lediglich ihr Blick wirkte nach wie vor abwesend. Er ertappte sich dabei, dass er immer wieder aus den Augenwinkeln zu ihr herüber sah. Dabei fiel sein Blick jedes Mal auch auf Peer, der mit ausgestreckten Beinen auf dem Sofa saß, hier und da Kommentare zum Filmgeschehen abgab und ausgesprochen unbekümmert wirkte. Die beiden und ihr Verhältnis zueinander waren ihm ein Rätsel. War sie in ihn verliebt? Oder er in sie? Inwieweit waren sie zusammen?

Mark sah wieder in Richtung des Fernsehers, nahm aber lediglich die bewegten Bilder auf der Mattscheibe wahr, ohne auf Handlung oder Dialoge des Films zu achten. *Würde ich das Angebot aus Stuttgart annehmen, wäre das doch wie ein Verrat ihr gegenüber*, überlegte er. *Sie will diesen Job wirklich. Sie hat sogar schon ein nahezu fertiges Konzept für wissenschaftliche Untersuchungen innerhalb von P.I.A.F. ausgearbeitet – und ich hab nichts als ein Diplomarbeitsthema vorzuweisen, das noch nicht einmal etwas mit P.I.A.F. zu tun hat. Kann ich ihr das wirklich antun?*

Nach den Weihnachtsfeiertagen wurde das WG-Haus endlich von der Polizei freigegeben. Peer empfahl ihnen, zunächst eine Reinigungsfrau in das Haus zu schicken, bevor sie es betreten würden. So fuhren sie zum Doyen, der sich erstaunlich kooperativ zeigte und versprach, sofort jemanden vorbei zu schicken, so dass sie am folgenden Tag die verbliebenen Sachen würden packen können. Darüber hinaus ließ er sie wissen, dass er Etienne und den *Mzee* ausbezahlt und das Haus vorerst unter die sporadische Überwachung eines professionellen Wachdienstes gestellt hatte. Solveig und Mark vermuteten, dass die Geldüberweisung vom Bureau du Jumelage eingegangen sein musste, anders konnten sie sich nicht erklären, dass auch dem Doyen mit einem Mal das Geld so locker saß.

Es war ein unheimliches Gefühl, die WG wieder zu betreten – insbesondere für Solveig – und sie war froh, dass die Blutspuren verschwunden waren. Julies Bett stand da wie neu, sogar die Matratze war entfernt worden. Mark schluckte und ging in sein Zimmer, um seine restlichen Sachen und anschließend die von Frank im Wohnzimmer einzupacken. Solveig hatte nicht mehr viel in ihrem Zimmer stehen und ging danach zurück in Julies Zimmer, um deren Kleider, Bücher und CDs zu packen.

Julies wie immer schmutzige Jeans hingen über der Stuhllehne, der afrikanische Modeschmuck aus bunten Plastikperlen, den sie sich gekauft hatte, lag verstreut auf dem Schreibtisch. Sie versuchte, sich so gut es ging zusammenzureißen und bemühte sich, die Sachen nicht so genau anzusehen, sie einfach zu nehmen und einzupacken, ohne dabei an irgendetwas zu denken. Doch als ihr die CD von Jaques Brel in die Hände fiel, die Julie so gerne gehört hatte, kamen die Erinnerungen wieder hoch und Tränen schossen ihr in die Augen, so dass sie einen Moment innehalten musste. Dann steckte sie die CD rasch in ihre eigene Tasche, als Erinnerung an Julie.

Sie brachte das Gepäck auf die Veranda, wo Mark bereits saß und eine Zigarette rauchte. Der Anblick des durchwühlten Hauses, das Packen von Franks Sachen und die Vorstellung, was sich hier zugetragen hatte, waren nicht spurlos an ihm vorübergegangen: Sein Gesicht wirkte fahl und sein Blick war traurig. Solveig setzte sich in den Korbstuhl neben ihn. Ohne sie anzusehen fasste er nach ihrer Hand und drückte sie. Sie erwiderte mit einem Händedruck und ließ ihre Hand dann in der seinen liegen.

„Ich hab den Kühlschrank leer geräumt und sämtliche Sicherungen im Haus abgeschaltet. Die verdorbenen Vorräte habe ich weggeworfen. War doch keine schlechte Idee, mit deiner Kompostgrube“, sagte er, während er in den Garten blickte.

„Wer hätte gedacht, dass die noch mal eingeweiht würde“ entgegnete sie gleichgültig.

Die einst so stolze Agave vor dem Haus sah nunmehr aus wie nach einer Brandrodung: Der hoch gewachsene zentrale Stängel, der vor kurzem noch die Blüten getragen hatte, war nun vertrocknet und hatte eine bräunliche Färbung angenommen. Er wirkte zerbrechlich und instabil, als würde ihn der nächste Gewittersturm einfach umblasen. „Der Preis der Blüte“, sagte Solveig mehrdeutig, doch Mark meinte zu verstehen. Beinahe unmerklich strich er mit seinem Daumen über ihre Hand.

„Lass uns von hier verschwinden“, sagte er auf einmal, ließ ihre Hand abrupt los und stand auf.

Sie luden die Gepäckstücke auf die Ladefläche des Toyotas und verließen das Grundstück, ohne sich noch einmal umzusehen.

Spät in der Nacht, nachdem Solveig und Peer bereits schlafen gegangen waren, saß Mark noch allein auf der Veranda. Die Nachbarn sowie Saida und ihre Kinder waren ebenfalls längst in ihren Betten oder wo sie sonst schlafen mochten. Die Hunde befanden sich auf einem ihrer nächtlichen Streifzüge. Außer ihm war nur noch der Nachtwächter da, der ihm in etwa zwanzig Metern Entfernung in seinem Wachhäuschen neben dem Eingangstor praktisch gegenüber saß. Mark konnte seine Gestalt nur schemenhaft erkennen, da er sich außerhalb des Lichtkegels der Sicherheitsbeleuchtung befand. *Vielleicht beobachtet er mich und fragt sich, was ich so spät wohl noch allein hier draußen mache*, dachte er, *vielleicht aber schläft er auch tief und fest ...* Mark starrte in die Dunkelheit und lauschte dem Zirpen der Grillen und einem entfernten Froschquaken, das darauf hindeutete, dass jemand in der Nachbarschaft einen Gartenteich auf seinem Grundstück haben musste. Er zog das Fax von Winnie und Klaus aus seiner Hemdtasche und überflog das Geschriebene ein letztes Mal. Dann

zerriss er das Blatt andächtig in kleine Papierschnipsel, die er anschließend im Aschenbecher entzündete. Sichtlich befriedigt beobachtete er, wie die Flammen züngelten und das Papier sich schwarz verfärbte, bis nur noch ein Häuflein Asche übrig blieb. Er hatte seine Entscheidung getroffen.

An ihrem letzten Abend in Kuranda luden sie Peer zum Dank für seine Gastfreundschaft ins Marabut zum Essen ein. *Zum letzten Mal im Marabut, zum letzten Mal Tilapia grillée, zum letzten Mal dies, zum letzten Mal das ...* ging es Solveig durch den Kopf. Jetzt, wo der Abschied näher rückte, wankte sie in ihrem Entschluss, das Land zu verlassen, obgleich ihr die Vernunft dringend dazu riet. Doch schließlich gab noch mehr als bloße, langweilige Vernunft, wie ihr schmerzlich bewusst war ...

Im Anschluss an das Essen tranken sie in Easy Living auf der Veranda noch Waragi mit Cola, fröhliche Stimmung wollte dabei jedoch nicht aufkommen. Mark, den das Getränk rasch ermüdete, verabschiedete sich als erster ins Bett, während Solveig und Peer draußen sitzen blieben. Solveig hatte Easy auf ihrem Schoß sitzen und kraulte sie. Insgeheim ärgerte sie sich darüber, dass Peer endlos über seinen Garten und ähnlich uninteressante Bagatellen monologisierte – und das an ihrem letzten Abend! Gedankenversunken nippte sie an ihrem Glas, als er auf einmal unvermittelt aufstand und gähnend verkündete, dass er sich nun auch dringend ins Bett legen müsse. Er beugte sich zu ihr herab, wobei sie seinen glasigen, müden Blick auffing, drückte ihr einen flüchtigen Kuss auf die Wange und verschwand im Haus.

„Das war’s dann wohl ...“, seufzte sie und sah Easy in die braunen Hundeaugen. Übermütig leckte das Tier ihr die Hände und verlor darüber beinahe das Gleichgewicht. Solveig atmete tief durch. Dann blickte sie wieder in die sternklare, afrikanische Nacht, die sie umfing, und nahm in Gedanken Abschied.

Wie ich all das hier liebe, dachte sie wehmütig: Den roten Boden, die grünen Hügel, alles werde ich vermissen. Sogar die Kakerlaken. Die ungeteerten Straßen. Den Ugali. Einfach alles. Und noch viel mehr ...

Als sie meinte, es nicht länger aushalten zu können, sprach sie zu Easy: „Weißt du was? Jetzt setz ich noch einen drauf! Und wenn ich das überstehe, dann überstehe ich alles!“

Mit dem Hund im Arm ging sie ins Wohnzimmer. Auf dem CD-Player wählte sie „ihr“ Lied auf Peers Cat Stevens CD an, setzte sich quer in den Sessel, wobei sie die Beine über die Armlehne baumeln ließ, und setzte Easy wieder auf ihren Schoß. Das Hundejunge wollte jedoch nicht bei ihr

bleiben, sondern sprang zu Boden und rannte zurück ins Freie. „Genau, geh du nur auch deinen Weg“, sagte sie resigniert und lauschte der Musik. „... *time has turned, some call it the end. So tell me: did you really love me like a friend? You know you don't have to pretend – it's all over now. It'll never happen again – no, no, no ... It'll never happen again ...*“

„Ich hab noch was vergessen“, sagte Peer am nächsten Morgen zu Solveig, als sie und Mark gerade ihr Gepäck auf die Rückbank des Autos laden wollten. „Hast du mir kurz noch mal deinen Reisepass?“ Mark sah die beiden fragend an, doch Solveig hatte verstanden und überreichte ihm wortlos ihren Pass, mit dem er in sein Büro verschwand. „Mein Visum“, erklärte sie lapidar, als sei damit alles klar. Dann suchte sie nach etwas in ihrem Rucksack und zog schließlich eine kleine braune Papiertüte heraus.

„Ich bring die Sachen schon mal raus“, sagte Mark, dem das Ganze zu privat zu werden begann, und verschwand voll bepackt nach draußen.

„Darf ich sehen?“ fragte Solveig, als Peer wieder mit ihrem Reisepass erschien.

Sie blätterte durch die Seiten und wurde auf der letzten fündig: Dort prangte der ihr bereits bekannte Yin-und-Yang-Stempel mit Peers Namenszug neben drei Stempelbildern von Walt Disneys Pluto, unter die er mit Kugelschreiber die Namen von Primus, Tusker und Easy geschrieben hatte. Lächelnd klappte sie den Pass zu. „Ich hab auch noch was für dich. Beinahe hätte ich es vergessen. Es war eigentlich zu Weihnachten gedacht – jetzt ist es wohl ein Abschiedsgeschenk ...“ Sie überreichte ihm eine braune Papiertüte, die er überrascht entgegennahm. Er öffnete sie und entnahm ihr Ibsens Drama „Peer Gynt“.

„Du wolltest es doch noch mal lesen, hast du gesagt. Vielleicht passt es ja doch ein bisschen, zumal du vielleicht schon bald wieder durch die Welten bummeln wirst ...“

„Und du? Weißt du, was du nun tun wirst, im Winter in Deutschland?“

„Ich weiß nicht, irgendwie fühle ich mich wie Peer am ersten Kreuzweg“ entgegnete sie achselzuckend und zitierte: „... *der Kutter ist wrack, halt dich klar auf den Trümmern ...*“ Sie wich seinem Blick aus und fügte hinzu: „Vielleicht mach ich erst mal das, was ich die ganze Zeit schon mache und was auch Solveig tun würde: Abwarten.“

„Um letztendlich doch als Sieger hervorzugehen?“

„Vielleicht ...“

Er blätterte mit dem Daumen durch das Buch. „Wirst du mal schreiben?“

„Bestimmt.“

Sie fielen sich in die Arme. *Sag irgendetwas, sag jetzt irgendetwas und ich bleibe ...*, dachte sie verzweifelt.

Doch Peer schwieg.

Während der Fahrt in die Hauptstadt sprachen sie kaum ein Wort. Jeder hing seinen Gedanken nach, die er nicht mit dem anderen teilen mochte. Als Mark im Blickwinkel sah, dass ihr eine Träne übers Gesicht lief, zog er ein Taschentuch aus der Brusttasche seines Hemdes und reichte es ihr. Er fragte nicht, weshalb sie weinte. Grund dazu gab es schließlich mehr als genug.

In der Hauptstadt angekommen fuhren sie geradewegs zu den Löfflers. Beide zeigten sich sehr betroffen von dem, was in Kuranda geschehen war. Doch weder Solveig noch Mark war großartig zum reden zumute und so verabschiedeten sie sich bald wieder, nachdem sie abgemacht hatten, wann sie am nächsten Tag im Büro vorbei kommen würden, um sich zum Flughafen bringen zu lassen.

Für ihre letzte Nacht in Afrika quartierten sie sich wieder im „La vache qui rit“ ein, wo sie sich einst wie Tick, Trick und Track zu dritt ein Bett geteilt hatten. Erst beim Bezahlen fiel Mark auf, dass sie ein Doppelzimmer bekommen hatten. Solveig schien es nicht bemerkt zu haben und folgte ihm wie in Trance. Der Hotelier hatte ihnen dasselbe Zimmer wie damals gegeben, wie er mit unbehaglichem Gefühl feststellte. *Zum Glück hat er nicht nach Julie gefragt*, dachte er.

Mark wollte gerne noch einen Spaziergang durch die Stadt unternehmen und fragte Solveig, ob sie ihn begleiten wolle. Sie zog es jedoch vor, im Hotelzimmer zu bleiben. So wanderte er allein durch die Straßen des Geschäftsviertels, durch den Markt und trank einen Kaffee beim Inder. Als er ins Hotel zurückkam lag Solveig diagonal auf dem Bett und schien zu schlafen. Im Zimmer war es unerträglich heiß und stickig. Der Deckenventilator rotierte quietschend über dem Bett und verteilte die heiße Luft, ohne jedoch Kühlung zu verschaffen. Solveig war lediglich mit T-Shirt und Unterhose bekleidet und lag auf dem Bauch, das eine Bein lang ausgestreckt, das andere leicht angewinkelt. Die Bettdecke lag am Fußende des Bettes auf dem Boden. Mark hob sie auf und legte sie über einen Stuhl. Es war ihm ein Rätsel, wie jemand in diesem Raumklima schlafen konnte. Dann fiel sein Blick auf die angebrochene Tablettenschachtel auf dem Nachttisch. Erschrocken zuckte er zusammen. Hatte sie etwa ...? Er führte den Gedanken nicht zu Ende sondern beugte sich mit klopfendem Herz über sie. Atmete sie überhaupt? Auch aus der Nähe waren weder Atemgeräusche zu hören

noch Atembewegungen zu registrieren. Er schluckte und rüttelte vorsichtig an ihrer Schulter. Ohne von der Berührung aufzuwachen gab sie ein leises Seufzen von sich und drehte ihren Kopf auf die andere Seite. Aufatmend zog er sich zurück und ging ins Bad, um eine kalte Dusche zu nehmen.

Am späten Abend gingen sie zum Essen zum Äthiopier. Keinem war großartig zum reden zumute, dennoch bleiben sie, bis das Restaurant schloss, als hätten sie Angst vor dem Unausweichlichen, Angst vor der Nacht, vor der Einsamkeit des Schlafes, vor der Realität der Alpträume, Angst vor dem Ende.

Schweigend gingen sie auf dunklen, menschenleeren Straßen nebeneinander her zurück zum Hotel. Ein leichter Sprühregen durchnässte allmählich ihre Kleider, doch schienen sie es nicht einmal zu bemerken, so tief waren sie in Gedanken versunken.

Ein leises Geräusch, das wie ein unterdrücktes Schluchzen klang, ließ ihn jäh aufhorchen und unmerklich zu ihr herüber sehen. Weinte Solveig etwa? Er war sich nicht sicher, zögerte jedoch, sie darauf anzusprechen. Sie war immer so stark gewesen, stark und unnahbar. Doch seit Julies Tod war nichts mehr davon übrig. Irgendwie erschien ihm diese neue Solveig viel menschlicher – und liebenswerter. Verlegen legte er den Arm um sie und streichelte im Gehen sanft ihre Schulter. Ohne etwas zu sagen oder ihn auch nur anzusehen erwiderte sie die Umarmung und lehnte ihren Kopf an seine Schulter. Auch Mark setzte sein Schweigen fort. So gingen sie Arm in Arm weiter durch den Regen.

„Es ist das Zimmer von damals, nicht wahr?“ fand Solveig ihre Sprache wieder, als Mark das Deckenlicht ausschaltete und sich zu ihr in das riesige Bett legte. *Blitzmarker*, dachte er und antwortete: „Ja, es ist das selbe. Vielleicht dachte er, er macht uns einen Gefallen damit ... Soll ich die Nachttischlampe noch anlassen?“

„Irgendwie unheimlich, dieses Bett ist so riesig ...“, murmelte sie weiter vor sich hin, ohne auf seine Frage einzugehen, woraufhin er das kleine Licht brennen ließ.

„...Es ist richtig leer darin nur zu zweit ... als wäre es eigentlich für drei Personen gedacht“, fuhr sie unbeirrt fort. „...- aber das ist doch Unsinn, ich meine, wer baut schon ein Bett für drei ...?“

Marks fragende Blicke machten ihr bewusst, dass sie den Faden verloren hatte. Was hatte sie eigentlich sagen wollen? Resigniert ließ sie ihre Ausführungen unbeendet. Die Erinnerungen an die vergangenen Monate, die Trauer um Julie, um Peer, ganz zu schweigen von ihren enttäuschten

Hoffnungen bezüglich der Projektleiterstelle, ließen wieder dieses Gefühl von Verlorenheit in ihr aufkommen, das sie schon den ganzen Tag über immer wieder quälend in sich gespürt hatte. Sie wünschte sich jetzt nichts sehnlicher, als in den Arm genommen zu werden, jemanden zu spüren, zum Zeichen, dass sie selbst noch am Leben war. – Mark ... Ob sie es einfach wagen sollte?

Was habe ich überhaupt noch zu verlieren, dachte sie zynisch. *Nichts. Rein gar nichts* – und bei diesem Gedanken huschte ein sarkastisches Lächeln über ihr Gesicht. Vorsichtig rückte sie näher zu ihm heran und versuchte, seinen Blick einzufangen, der starr gegen die Decke gerichtet war. Unschlüssig verharrte sie. *So nah und doch meilenweit entfernt* ging es ihr durch den Kopf und eine leise Träne der Verzweiflung kullerte über ihre Wange.

„Ich bin so froh, dass du hier bist“, hörte Mark sie auf einmal flüstern. Ihre Stimme schien leicht zu beben. Wie aus einem Traum herausgerissen sah er sie mit verklärtem Blick an und wandte sich ihr zu.

„Ich bin auch froh, dass du hier bist“, antwortete er leise.

Eine Pause entstand, in der sie sich wortlos ansahen. Ohne den Blick von ihm zu lassen, rückte Solveig langsam näher, bis ihre Körper sich berührten. Reflexartig legte er den Arm um sie und zog sie ganz an sich heran. Sie fühlte sich angenehm warm an, jedoch waren ihre Füße im krassen Gegensatz dazu eiskalt. – *Déjà vu ...*, dachte er als er jenen angenehmen Geruch wahrnahm, den er bereits zu kennen glaubte, und begann, sie behutsam zu streicheln. Wenige Augenblicke später schob sie ihre Hand unter sein T-Shirt und strich sanft über seinen Rücken. Das Blut pulsierte in seinen Adern und ihm wurde unsagbar heiß. Mit einem Mal fühlte er sich so lebendig wie seit langem nicht mehr. Zärtlich küsste er ihre Stirn, die Augenbrauen, ihre Nasenspitze, und als sie ihm ihr Gesicht ganz zuwandte, fanden sich ihre warmen Lippen wie von selbst

...

Die Maschine hatte pünktlich abgehoben. Diesmal lag eine geschlossene Wolkendecke unter ihnen, die keinen Blick des Abschieds ermöglichte. Erst am Lake Victoria klarte der Himmel auf und sie sahen noch einmal den großen, tiefblauen See unter sich. In Nairobi hatten sie zwei Stunden Aufenthalt, bevor es weiterging nach Amsterdam, von wo aus sie schließlich nach Stuttgart weiterfliegen würden.

Mark saß am Fensterplatz und hielt Solveig im Arm, die ihren Kopf an seine Schulter gelehnt hatte. Sie sahen, wie sich der Mt. Kenya aus der endlos weiten Hochebene erhob, wie Bergregenwälder in Anbauflächen

übergangen und diese schließlich in gelbe Savannen, Halbwüsten und Wüsten.

Beide waren müde, hatten sie doch kaum geschlafen in der vergangenen Nacht. Doch beide wollten auch noch die letzten Eindrücke von Afrika in sich aufnehmen.

Sie flogen über jene Stelle bei Khartoum im Sudan, an welcher sich der Blaue und der Weiße Nil zu einem riesigen Strom vereinten, der sich fortan durch die Nubische und die Arabische Wüste nach Norden schlängelte, vorbei an Assuan, Luxor und Kairo, bis er in einem weit verzweigten Delta ins Mittelmeer münden würde. Von oben wirkte alles so wunderschön, so fern, so unwirklich. Arbeiteten dort unten wohl gerade Bauern auf ihren Feldern? Rannten Kinder mit ihren kleinen braunen Füßen über die staubige, rotbraune Erde und spielten mit einem unförmigen, aus Lumpen zusammengepressten Knäuel Fußball? Knieten irgendwo dort unten Frauen an grasbewachsenen Gräbern und beweinten die Toten?

Ihre Augen wurden allmählich schwer und als das Flugzeug den afrikanischen Kontinent hinter sich ließ, schiefen sie aneinander gelehnt ein.

Anhang

Verwendete Abkürzungen / Fremdwörter:

Billons	Erosionsschutzwälle
Boîte	Disco, Disse
Bureau du Jumelage	Partnerschaftsbüro
DAAD	Deutscher Akademischer Austauschdienst
Deuxième labour	Saatbettbereitung
Doyen	Dekan
Eglise de pentecôte	Pfingstkirche, Pfingstgemeinde
FAO	Food and Agriculture Organization
Lassi	Indisches Joghurtgetränk
Malaika	Swahili: Engel
Mützig	Belgische Biersorte
Mzee	Swahili: alter Mann (respektvoll)
Mzungu	Swahili (Sing.): Europäer, Weißer
NGO	Non-governmental organization, Nicht-Regierungsorganisation
Panga	Swahili: Machete
P.I.A.F.	Projet d'Intensification Agroforestière
Premier labour	Pflügen bzw. Aufgraben und Lockern des Bodens
Primus	Belgische Biersorte
Salama	Swahili: friedlich
Samosa	in heißem Fett gebackene Teigtaschen mit Gemüse- oder Fleischfüllung
Tusker	Kenyanische Biersorte
Ugali	Swahili: Maisbrei
Uganda Waragi	Ugandischer Gin
UNHCR	United Nations High Commissioner on Refugees, UN- Flüchtlingskommissariat
Wazungu	Swahili (Plural): Weiße, Europäer